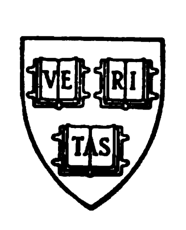

VE RI
TAS







ZEITSCHRIFT

FÜR

VERGLEICHENDE SPRACHFORSCHUNG

AUF DEM GEBIETE DES

DEUTSCHEN, GRIECHISCHEN UND LATEINISCHEN

HERAUSGEGEBEN

VON

Dr. ADALBERT KUHN,

PROFESSOR AM CÖLNISCHEN GYMNASIUM ZU BERLIN.

BAND XVIII.

BERLIN,

FERD. DÜMMLER'S VERLAGSBUCHHANDLUNG

(HARRWITZ UND GOSSMANN)

1869.

Verzeichnis der bisherigen mitarbeiter.

Director dr. *Ahrens* in Hannover.
Dr. *Andresen* in Berlin.
C. Arendt z. z. in Peking.
Prof. *Ascoli* in Mailand.
Prof. dr. *Th. Aufrecht* in Edinburg.
Prof. dr. *Ag. Benary* in Berlin †.
Prof. dr. *Th. Benfey* in Göttingen.
Prof. dr. *Bickell* in Münster.
Dr. *A. Birlinger* in Bonn.
Staatsrath dr. *O. v. Boehtlingk* z. z. in Jena.
Prof. dr. *Bollensen* in Witzenhausen a. d. Werra.
Prof. dr. *F. Bopp* in Berlin †.
Prof. *Michel Bréal* in Paris.
Prof. dr. *Ernst Brücke* in Wien.
Dr. *Jos. Budenz* in Pesth.
Prof. dr. G. Bühler in Pûna.
Prof. dr. *Sophus Bugge* in Christiania.
Dr. *W. Clemm* in Giefsen.
Prof. *D. Comparetti* in Pisa.
Prof. dr. *W. Corssen* in Berlin.
Prof. dr. *G. Curtius* in Leipzig.
Dr. *Berthold Delbrück* in Halle.
Dr. *Lorenz Diefenbach* in Frankfurt a. M.
Director prof. dr. *A. Dietrich* in Erfurt.
Prof. dr. *H. Düntzer* in Cöln.
Dr. *H. Ebel* in Schneidemühl.
Dr. *Gust. Eschmann* in Burgsteinfurt.
Aug. Fick in Göttingen.
Oberbibliothekar prof. dr. *E. Förstemann* in Dresden.
Dr. *Froehde* in Liegnitz.
Dr. *G. Gerland* in Magdeburg.
Schulrath dr. *A. Goebel* in Königsberg i. Pr.
Heinr. Gradl in Eger.
Prof. dr. *Grafsmann* in Stettin.
Hofrath *J. Grimm* in Berlin †.
Prof. dr. *V. Grohmann* in Prag.
Prof. dr. *M. Haug* in München.
Dr. *Ludwig Hirzel* in Frauenfeld (Cant. Thurgau).
Hofrath dr. *Holtzmann* in Heidelberg.
Prof. dr. *Hupfeld* in Halle †.
J. B. Janku in Florenz.
Prof. dr. *Jülg* in Innsbruck.
G. Jurmann in Wien.
Prof. dr. *H. Kern* in Leyden.
Prof. *F. Kielhorn* in Bombay.
Justizr. dr. *Th. Kind* in Leipzig †.
Prof. dr. *Kirchhoff* in Berlin.
Dr. *Gustav Kifsling* in Bremen
Dr. *K. v. Knoblauch*.
Dr. *Reinhold Köhler* in Weimar.
Prof. dr. *A. Kuhn* in Berlin.

Gymnasiallehrer dr. *Gustav Legerlotz* in Soest.
Dr. *F. A. Leo* in Berlin.
Prof. dr. *H. Leo* in Halle.
Prof. dr. *R. Lepsius* in Berlin.
Prof. dr. *M. Lexer* in Würzburg.
Prof. *F. Liebrecht* in Lüttich.
Prof. dr. *C. Lottner* in Dublin.
Prof. dr. *A. Ludwig* in Prag.
Dr. *W. Mannhardt* in Danzig.
Dr. *H. Martens* in Bremen.
Prof. dr. *Maſsmann* in Berlin.
Dr. *Maurophrydes* aus Kappadocien in Athen †.
Prof. dr. *Leo Meyer* in Dorpat.
Prof. dr. *Michaelis* in Berlin.
Franz Misteli in St. Gallen.
Prof. dr. *Th. Möbius* in Kiel.
Prof. dr. *K. Müllenhoff* in Berlin.
Prof. dr. *Max Müller* in Oxford.
Prof. dr. *Friedrich Müller* in Wien.
Prof. dr. *Mussafia* in Wien.
Dr. *Pauli* in Münden.
Dr. *Ign. Petters* in Leitmeritz.
Dr. *Friedr. Pfeiffer* in Breslau.
Prof. dr. *A. Pictet* in Genf.
Prof. dr. *A. F. Pott* in Halle.
Prof. dr. *Karl Regel* in Gotha.
Dr. *Rich. Rödiger* in Berlin.
Dr. *Rosselet* in Berlin †.
Prof. dr. *R. Roth* in Tübingen.
Prof. dr. *J. Savelsberg* in Aachen.
Prof. dr. *A. Schleicher* in Jena †.
Dr. *Johannes Schmidt* in Bonn.
Prof. dr. *M. Schmidt* in Jena.
Prof. dr. *Schmidt-Göbel* in Lemberg.
Prof. dr. *Schnitzer* in Ellwangen.
Dr. *G. Schönberg*.
Dr. *Schröder* in Merseburg †.
Dr. *Hugo Schuchardt*.
Prof. dr. *H. Schweizer-Sidler* in Zürich.
Rector dr. *W. Sonne* in Wismar.
Prof. dr. *Spiegel* in Erlangen.
Prof. dr. *H. Steinthal* in Berlin.
Director *G. Stier* in Zerbst.
Dr. *Strehlke* in Danzig.
Dr. *Techen* in Wismar.
Prof. dr. *L. Tobler* in Bern.
Prof. dr. *W. Treitz* in Marburg †.
K. Walter in Freienwalde a. O †.
Prof. dr. *A. Weber* in Berlin.
Prof. dr. *Hugo Weber* in Weimar.
Prof. dr. *Weinhold* in Kiel.
Prof. dr. *Westphal*.
Dr. *Wilbrandt* in Rostock.
Fr. Woeste in Iserlohn.
Oberlehrer dr. *Zeyſs* in Marienwerder.
Prof. *Zyro* in Bern.

Inhalt.

ZEITSCHRIFT

FÜR

VERGLEICHENDE SPRACHFORSCHUNG

AUF DEM GEBIETE DES

DEUTSCHEN, GRIECHISCHEN UND LATEINISCHEN

HERAUSGEGEBEN

VON

Dr. ADALBERT KUHN,

PROFESSOR AM CÖLNISCHEN GYMNASIUM ZU BERLIN.

BAND XVIII.

ERSTES HEFT.

BERLIN,

FERD. DÜMMLER'S VERLAGSBUCHHANDLUNG

(HARRWITZ UND GOSSMANN)

1868.

Inhalt.

Beilage: Prospect über die Donner'sche Uebersetzung des Sophokles. 6. Auflage. Verlag der C. F. Winter'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig und Heidelberg.

Beiträge zur lateinischen lautlehre und etymologie.

1. Die doppelte tenuis.

Es sind bekanntlich im lateinischen eine anzahl wörter vorhanden, welche theils ausschliefslich, theils in wechsel mit der einfachen, mit doppelter tenuis geschrieben werden. Die wörter sind zum theil schon einer behandlung unterworfen worden, namentlich die, welche cc enthalten, so von Meyer im sechsten bande dieser zeitschrift und von Corssen in den kritischen beiträgen und in den kritischen nachträgen. Allein eine weitere anzahl dieser bildungen sind noch nicht untersucht worden, und überdies ist selbst in den bereits behandelten manches noch nicht zu einer solchen klarheit gediehen, dafs eine abermalige untersuchung überflüssig wäre.

Um zunächst den stoff zu sichten, so sind von den zu behandelnden wörtern alle fremdwörter auszuschliefsen. Aufser den offenkundig aus dem griechischen stammenden, wie attagen das haselhuhn u. dgl., sind es etwa folgende:

1. saccus sack gilt gewöhnlich für dem griechischen entnommen. Corssen krit. nachtr. 64 hält die entlehnung für nicht erwiesen und zieht es mit sagum und soccus zu einer wurzel sag decken. Dieselbe ist aber weder bei Westergaard belegt, noch findet sie sich im Rigveda. Das gr. *σάττω* rüste aus, bepacke, fülle an, häufe auf hat bei Herodot das plusquamperfect *ἐσεσάχατο*, aus welcher form aber auf den wurzelauslaut nicht geschlossen werden kann. Dazu gehört *σάγμα* packsattel, oberkleid, schilddecke, worin das *γ* wie im particip *σεσαγμένος* des nasals wegen

stehn kann. Von *σάγμα* sind nicht zu trennen *σάγος* soldatenmantel, *σάγη* saumsattel, waffenrüstung, kleidung. Hier zeigt sich die wurzel also auch unabhängig vom nasal mit der media. Curtius grundz.[2] 602 zieht mit recht auch *σάκος* schild zu *σάττω* und demnach wäre als wurzel sak aufzustellen, welcher wurzelform obige wörter nicht widerstreiten, da sich ja in griechischen wörtern öfter der wurzelauslaut von tenuis zur media schwächt, wie Curtius im Index lect. Kil. aest. 1857 bewiesen hat. Die bedeutungen der obigen wörter weisen alle auf den grundbegriff des „drüberdeckens" hin, woraus sich leicht die des mantels (toga : tego), des schildes (scūtum : sku), der rüstung (tegumen : tego), des sattels ableiten. Von diesem begriff des drüberdeckens nun liegt aber in saccus keine spur: saccus heifst das filtertuch, ein stück zeug zum (kalten oder warmen) umschlag, der kornsack, der bettelsack, ein härenes gewand, sacculus das filtertuch, ein geldbeutel, sacceus aus sackleinwand gemacht, sacco ich filtrire. Alle diese bedeutungen weisen klar genug darauf hin, dafs saccus (denn dies ist ja das stammwort der andern) ein stück g r o b e n, r a u h e n zeuges sei, hauptsächlich benutzt zum filtriren, aber auch zu umschlägen (wie unser löschpapier), zu säcken und groben kleidern. Genau dieselbe bedeutung zeigt nur das griechische *σάκκος* mit seinen ableitungen: *σάκκος* ist grobes, dickes zeug aus ziegenhaaren und das daraus verfertigte, als seihtuch, sack, kleid (auch ein rauher, zottiger bart), *σακκίον* seihtuch, beutel, *σάκκινος* aus sacktuch gemacht, *σακκέω* ich seihe. Aber die übereinstimmung geht noch weiter. Das hebr. שַׂק, plur. שַׂקִּים (also mit kk) heifst grobes, härenes zeug, filtertuch, getreidesack, trauerkleid, das verbum זָקַק (ז und שׂ sind etymologisch gleich nach Gesenius lex. hebr. sub litt. שׂ) seihen, klären, läutern. Eine vierfache möglichkeit nun liegt vor: entweder die identität der semitischen worte mit den griechisch-lateinischen ist zufall, oder die letzteren sind ersteren entlehnt, oder umgekehrt das semitische wort den Indogermanen, oder es findet urverwandtschaft statt. Von letzterer möglichkeit darf ich wohl absehn, das spiel des zufalls

aber müfste für sehr bewunderungswürdig gelten, also bliebe nur entlehnung. Und da ist es doch wahrscheinlicher, dafs das wort den Griechen mit dem stoffe aus ziegenhaaren selbst und durch die Griechen den Lateinern, durch diese den Goten u. a. zugeführt sei, als umgekehrt, denn die hebräischen wörter sind durchaus semitischen ansehens, während die griechischen und lateinischen wörter, namentlich das griechische mit seinem kk (das lat. cc erklärte sich eher), einen gewissen barbarischen typus nicht verleugnen können und überdies nicht auf eine indog. wurzel zurückzuführen sind, da sie eben zu dem oben genannten sak „drüberdecken“ der bedeutung nach nicht stimmen, und man dem von Benfey gr. wll. I, 432 gemachten versuche aus lautlichen gründen kaum wird beistimmen können. Gerhard Johann Vossius wird daher doch wohl recht behalten müssen, wenn er im Etymologicon sagt: „Saccus, non a sago, — sed a Graeco *σάκκος*, quod ipsum est non a *σάττω* —, sed ab Hebraeo שׂק“.

2. bracca und brăca die hose. Da das wort zuerst von Ovid und zwar nur von ausländischer tracht gebraucht wird, später mit der sache selbst nach Rom importirt wurde, da ferner die hose nord. brōk, schwed. brōk, dän. brōg, ags. brōc, engl. breeches, fris. brōk, niederl. broek, ahd. pruoh, mhd. bruoch heifst, sämmtlich formen, deren lautstand den germanischen lautgesetzen völlig entsprechend ist, so dafs hier von entlehnung aus dem lateinischen nicht die rede sein kann, so ist brăca (wie alsdann zu schreiben ist) ohne zweifel germanischen ursprungs. Das gael. briogais hosen könnte auch auf celtischen ursprung deuten, scheint mir aber selbst der entlehnung aus dem angelsächsischen verdächtig, da es sehr vereinsamt im celtischen steht (wenigstens sind mir weitere formen nicht bekannt). Gleichzeitig mit Ovid findet sich das wort auch im griechischen, wo es bei Diod. Sic. 5, 30 in der form *βϱάκαι* auftritt.

3. baccar, baccaris (auch mit cch geschrieben) celtischer baldrian wird auch wohl celtischen namen haben, wenigstens stimmt das gaelische bàchar, welches im gaelic dictionary der Highland Society mit der bedeutung

the herb lady's glove, digitalis angeführt wird, insofern zu baccar, als es wenigstens auch name einer pflanze ist.

4. beccus der schnabel Suet. Vitell. 18, welches von den lexicis als gallisch angegeben wird. Ich vermag zwar aus dem mir zugänglichen material keine celtischen verwandten beizubringen, allein echt lateinisch erscheint das wort jedenfalls auch nicht, weshalb ich es hier aufführe.

5. coccum die scharlachbeere, zuerst bei Horat. sat. 2, 6, 102, dem gr. κόκκος entlehnt, welches in der bedeutung kern von früchten sich schon im hymn. Cer. und bei Herodot, das adj. κόκκινος scharlachroth bei Aristoph. vesp. 1067 findet. Allein auch das gr. κόκκος sieht sehr ungriechisch aus, ohne dafs ich freilich etwas verwandtes angeben könnte, denn, was Benfey gr. wll. II, 159 vorbringt, ist wenig wahrscheinlich.

6. matta die matte Ov. Fast. 6, 680. Das wort findet sich aufser im lateinischen nur noch in den deutschen sprachen, ahd. mattā, mhd. matte, matze, ags. meatta. Die deutschen wörter stimmen weder untereinander, noch mit dem lateinischen in bezug auf die lautverschiebung. Es ist also höchst wahrscheinlich, dafs sie entweder dem lateinischen, oder auch mit diesem gemeinsam einer dritten sprache entlehnt seien, was dann doch wohl nur das celtische sein könnte. Celtisch aber vermag ich kein verwandtes wort nachzuweisen, daher wohl die erstere annahme die richtige sein mag. Es hat aber nun auch das lateinische wort weder im lateinischen, noch sonst im indogermanischen ein passendes etymon, denn Pott's versuch (II[1], 108), es aus nadh nectere abzuleiten, wird kaum billigung finden. Sollte es daher nicht wie saccus semitischen ursprungs sein und der name mit der sache den Römern importirt sein, zumal es ein ἅπαξ λεγόμενον wenigstens des klassischen lateins ist? Vossius denkt an hebr. מִטָּה bett, polster. Da aber das wort den Griechen fehlt, so ist es den Römern wohl eher von den Carthagern, als von Asien aus über Griechenland zugeführt (vgl. mappa unter no. 9). Vergleichbares vermag ich aber nicht beizubringen.

7. mattea (mattya, mactea) leckerbissen, gilt für

dem griechischen ματτύα, ματτύη, auch ματτύης ein bestimmtes gericht entlehnt und die schreibweise mattya beweist das wohl als begründet. Das gericht soll aus Macedonien nach Griechenland gekommen sein, und wird daher auch der name von dort stammen (cf. Hesych. s. v. ματτύης Schm.), da die herleitung von μάσσω kneten wegen des hier wurzelhaften gutturalauslauts γ oder κ schwierig ist. Die formen mattea und mactea halte ich dem streben entsprungen, das wort lateinischem munde gerechter zu machen, letzteres vielleicht unter anklang an macto schlachten.

8. cottana, auch cottona, cotona und, wie eben mactea, mit ct für tt coctana geschrieben, ist der name kleiner syrischer feigen. Da auch Hesych. das wort in der glosse κόττανα· εἶδος σύκων μικρῶν kennt, so ist anzunehmen, daſs dasselbe den Lateinern von den Griechen, diesen mit der sache von Asien zukam. Meiner meinung nach liegt darin das hebr. qāṭōn klein oder eine ähnliche syrische form, da die gleiche wurzel z. b. im syr. qaṭīnō minutus sich findet.

9. mappa serviette, nach Quintil. 1, 5, 57 punisch. Lateinisch scheint das wort nicht zu sein, wenigstens die erklärung Isidors aus manupa befriedigt nicht, und andere etyma liegen gleichfalls nicht vor, so daſs wir auf Quintilians autorität hin den punischen ursprung des wortes annehmen müssen.

10. struppus riemen, struppus oder stroppus kranz, bouquet soll das griechische στρόφος sein. Da dem worte offenbar die bedeutung des gedrehten, gewundenen zu grunde liegt, so wird es sich wohl an στρέφω anschlieſsen und aus στρόφος umsomehr entstanden sein, als die betreffende wurzel im lateinischen selbst media im inlaut zeigen müſste, bei entlehnung dagegen die griechische aspirate ganz regelrecht durch die tenuis vertreten ist. Die verdoppelung kommt auf rechnung der geschärften aussprache, wovon nachher.

11. supparus, supparum leinenes gewand, frauenhemde, toppsegel. Varro l. l. 5, 131 giebt es für oskisch

aus. Das wort macht den entschiedenen eindruck eines compositums aus sub und parus. Nun aber findet sich die präposition sub nicht in den erhaltenen oskischen denkmälern, und es könnte daher der oskische ursprung des wortes zweifelhaft erscheinen. Allein bei der immerhin doch nahen verwandtschaft des oskischen mit dem lateinischen und umbrischen ist ohne bedenken anzunehmen, dafs das lat.-umbr. sub auch oskisch vorhanden gewesen und uns nur zufällig nicht erhalten sei. Das spricht also nicht gradezu gegen den oskischen ursprung des wortes. Es ist aber noch ein grund da, der dafür spricht. Bekanntlich schwächt das lateinische den wurzelvocal des compositums, das oskische versehrt ihn nicht. Zwar hat ja auch das lateinische seine ausnahmen und es steht z. b. in gleicher lautlage, wie sie supparus zeigt, comparo, aber es sind doch nur die ausnahmen, worüber zu vergl. Corssen aussprache I, 320. Aus diesem grunde daher, weil das a rein blieb, halte ich Varros angabe für richtig. Es fragt sich nur noch, was in dem parus steckt. Man hat das griech. *φᾶρος* stück leinwand darin sehn wollen, mit unrecht, wie ich glaube. Urverwandt mit demselben kann es nicht sein, das anlautende p und das kurze a, durch dichterstellen gesichert, widersprechen; entlehnung ist bei einem jedenfalls alten worte, noch dazu einem componirten, an sich wenig wahrscheinlich, und überdies würde auch hier die kürze des a widerspruch erheben, obwohl sich allerdings auch *φάρος* mit kurzem *α* findet. An lat. pario erzeuge, paro bereite schliefst es sich der bedeutung wegen nicht ungezwungen an, ich glaube daher, es ist pa-ru-s zu theilen, und darin dieselbe wurzel pa enthalten, die im griech. *πῆ-νο-ς*, *πή-νη* einschlagsfaden, *πη-ν-ίζω* webe, haspele, lat. pannu-s (doch wohl für pā-nu-s?) ein stück zeug, schnupftuch, serviette und dgl, got. fa-na ein stück zeug, tuch, schweifstuch vorliegt und deutlich genug die bedeutung des webens zeigt, so dafs aus ihr supparus sich aufs trefflichste ableitet.

12. mattici cognominantur homines malarum magnarum atque oribus late patentibus Paul. p. 94 L. Schon

G. J. Vossius et. lat. s. v. und And. Dacier ad Fest. leiten das wort von des Hes. ματτύαι· γνάθοι her, so dafs es gleich dem griech. γνάθωνες sei. Es scheint, als ob bei Hes. ματτύαι zu lesen sei, denn das wort steht zwischen ματταβούμενος und ματτύης, und Vossius liest in der that so, Mor. Schmidt aber hat nur ein τ. Da sich innerhalb des lateinischen keine befriedigende etymologie für matticus aufstellen läfst, so halte ich des Vossius ansicht für die richtige.

Es darf uns nicht wundern, dafs eine verhältnifsmäfsig so grofse anzahl von fremdwörtern unter den ohnehin nicht so überaus zahlreichen wörtern mit doppelter tennis sich findet. Denn grade die genannten wörter bezeichnen, mit ausnahme von beccus und mattici, sämmtlich pflanzen, zeuge, kleidungsstücke, speisen, deren bezeichnung ja so häufig mit den gegenständen selbst der fremde entlehnt wird. Man vergleiche z. b. unser baldrian, ackley, guirlande, bouquet, sackleinen, matte, shirting, paletot, chemisette, beefsteak, ragoût und dgl. mehr, ja selbst harlequin würde aufzuführen sein, falls mattici ein ausdruck der comödie war.

Aufser den fremdwörtern schliefse ich von der behandlung aus die naturlaute und schallnachahmungen, wie

atta väterchen, pappa zu essen!
stloppus oder scloppus ein klatsch

und dgl., wozu auch wohl friguttio mit seinen verschiedenen übrigen schreibweisen gehört, ferner die eigennamen, wie

Acca Larentia, Appius, Cotta, Attus, Mettius u. a.,

denn da die bedeutung der letzteren nicht gegeben ist, wäre ihre etymologische bestimmung auf das blofse rathen angewiesen. Unter die eigennamen gehört auch:

13. Tapulla lex, wie Paulus, oder tappula, wie Festus schreibt, der name einer lex convivalis, welche, wie es scheint, dem luxus der convivien steuern sollte und deshalb vielfach verspottet und nicht beachtet wurde; so erwähnt Festus eines jocosum carmen des Valerius Valen-

tinus, offenbar einer parodie desselben, und eines verses des Lucilius,

Tappulam rident legem concere opimi,

wie er nach den handschriften lautet, wofür congerrae, ein sonst nicht vorhandenes wort, vermuthet worden ist, obwohl es sich viel mehr empfiehlt, congri oder vielleicht congeri opimi zu lesen, die fetten meeraale, welche des gesetzes eben schon durch ihre bloſse anwesenheit beim mahle spotten. In der erklärung des wortes, glaube ich, hat bereits Ant. Augustinus das richtige gesehn, der zu der stelle des Paulus das wort auf das cognomen Tappula oder Tappulus, welches in der gens Villia sich findet und als name eines consuls in den capitolinischen fasten auftritt, zurückführt, so daſs sich also der ausdruck der weiteren etymologischen erklärung entzieht.

Unter den nun noch übrig bleibenden echt lateinischen wörtern erklärt sich die doppelte tenuis auf dreifache art, erstens nämlich durch zusammenziehung reduplicirter silben, wie in

reccidi, rettuli, repperi für
rececidi, retetuli, repeperi,

worüber zu vergleichen Corssen ausspr. II, 46. Diese entstehung des verdoppelten lautes ist etymologisch unfruchtbar. Zweitens aber entsteht die verdopplung durch bloſse schärfung der aussprache, und zwar zumeist nach langen, mit sicherheit jedoch auch nach kurzen vocalen. Drittens endlich erscheint sie da, wo präfixe oder suffixe an wurzeln treten, vereinzelt ohne, vielfach mit assimilation. Es darf als bekannt und feststehend angesehen werden, daſs die lateinische schreibung der gemination überhaupt in confusion gerathen ist, namentlich nach langen vocalen häufig sich findet, wo etymologisch nur der einfache laut berechtigung hat. Der fall liegt nun auch für die tenuis unbestreitbar vor in hicce für hī-ce, denn nur so ist das wort nach der analogie von quī zu zerlegen, und in Juppiter, welches nur für Jūpiter, *Djoupiter stehn kann, denn an eine entstehung des pp aus dem sp, welches dem skr. Djāuš pitā, dem griech. Ζεὺς πατήρ entsprechen würde,

ist schwer zu glauben. Es ist vielmehr ausfall des s vor p anzunehmen und pp lediglich orthographisch aufzufassen als zeichen der geschärften aussprache. Diese geschärfte aussprache nun, der wir selbst oben schon bei den lehnwörtern in bracca begegneten, findet sich nach langen vocalen in einer ziemlichen anzahl von wörtern.

Zunächst gehört hieher eine reihe von formen mit pp, die sich auf keine andere weise erklären lassen. Sie würden nämlich nur erklärt werden können, wenn man entweder ein suffix idg. pa annähme, was bis jetzt nicht nachgewiesen worden und auch wohl nicht vorhanden gewesen ist, so dafs man also nicht lip-pus etc. trennen kann, oder in pp assimilation sähe. Das ist z. b. von Pott etymol. forsch.[1] geschehen, der u. a. lappa aus lap-ta, lippus aus lip-tus erklären will. Nun ist allerdings die vorschreitende assimilation im latein nicht zu läugnen, formen wie ferre für fer-se, velle für vel-se, facillimus für facil-simus, acerrimus für acer-simus, collum für col-sum, verres für vers-es weisen sie auf, aber hier ist stets eine liquida im spiel. Für vorschreitende assimilation zweier tenues ist aber sonst im lateinischen kein beispiel bekannt, weshalb wir also nur noch das pp als schärfung von p ansehen können, wobei es die etwa identischen wörter verwandter sprachen entscheiden müssen, ob ein kurzer vocal oder ein langer anzusetzen sei, obwohl von vorn herein nach den sonstigen analogien der wortbildung die wage sich auf die seite des langen neigt. Hierher gehören nun folgende wörter:

14. vappa kahmiger wein wird bereits von Benfey gr. wzll. I, 267 mit vapor dunst und vapidus kahmig zusammengestellt, welche von Pott et. forsch. II[1], 205, Curtius grundz. I[1], 111 mit lit. kváp-a-s hauch, ausdünstung zu wurzel kap (kvap) ausdünsten, wovon griech. καπνός dampf, gezogen sind, deren bedeutung sich im lit. pa-kvimp-ù, welches von dem geruche verdorbener speisen gebraucht wird, durch specialisirung ganz ähnlich gestaltet, wie in vappa. Letzteres hat somit im anlaut ein k verloren und steht für *kvāpa, dessen langer vocal sich zu

dem kurzen in vapor, vapidus verhält, wie z. b. der von cūpēdo zu cupidus, wovon nachher.

15. **lappa** klette wird wohl, wie schon Benfey griech. wzll. II, 121 meint, zum plattdeutschen klībe, dem namen der klette, gehören. Allein wenn Benfey die beiden wörter auf lit. limpù klebe zurückführen will, so ist das ein irrthum. Innerhalb des deutschen gehört klībe zunächst zu ahd. klīban festsitzen, hangen an etwas, welches mit seinen ableitungen zwar überall wurzelhaftes i zeigt, aber doch nicht von mhd. klembern klammern und dem diesem verbum zu grunde liegenden nomen *klamber, klammer getrennt werden kann. Dadurch stellt sich das a als wurzelhaft, i wie auch sonst als in die i-reihe übergetreten dar, und wir erhalten mit regelrechter lautverschiebung als wurzel glap „hangen an etwas“ und für lappa die grundform *glāpa mit abfall der muta vor der liquida, wie er ja im lateinischen auch sonst vorkommt. Die wurzel glap freilich vermag ich sonst nicht zu belegen. Aufser dieser etymologie liegt noch die möglichkeit einer andern vor, die ich wenigstens andeuten will. Die klette hat einen schuppigen kelch und deshalb könnte man versucht sein, an eine verwandtschaft mit griech. λεπίς schuppe zu denken, mir scheint aber obige erklärung die bessere.

16. **lippus** triefäugig, dessen verwandtschaft mit gr. λίπ-ο-ς fett, λιπ-αρ-ής klebrig so wenig zu läugnen ist, als mit skr. lēp-a-s salbe, sl. lěp-ŭ leim, lit. limp-ù klebe, lip-ù-s klebrig, ohne dafs man es deshalb mit Curtius grdz. I[1], 231 für ein lehnwort aus äolischem ἄλιππα zu halten braucht. Es erklärt sich vielmehr rein lateinisch als für līpus, älter *leipos stehend und identisch mit skr. lēpas und sl. lěpŭ, letztere beide substantivirte adjectiva mit der bedeutung „klebrig“ von wurzel lip „kleben“. Auf den ersten blick scheint eher lit. lipùs identisch zu sein, allein das ist eben nur schein, denn das lit. suffix ùs ist dem lat. us völlig fremd, somit entsprechen sich beide wörter in ihrer bildung durchaus nicht, und kann deshalb auch das kurze lit. i nichts für die kürze des lat. vocals beweisen.

17. **cippus** grenz- oder leichenstein. Das wort tritt

auch in der form Cippus oder Cīpus als n. propr. auf, z. b. Ovid. met. 15, 565. Es scheint demnach mit sicherheit cīpus, alt *ceipos angesetzt werden zu müssen. Formal vergleicht sich skr. çépas schweif, schwanz, allein ich sehe nicht, wie sich dessen bedeutung mit der von cippus einigen liefse, da çépas nebst çíprā, dessen bedeutung man für gewöhnlich als „gebifs" angegeben findet, welches aber nach mündlichen mittheilungen Grafsmanns in den stellen des Rigveda vielmehr „bart" bedeutet, jedenfalls eine wurzel mit der bedeutung „rauh, behaart sein" voraussetzt. Ich glaube daher eher, dafs das wort im anlaut ein s eingebüfst hat, so dafs es für altes *sceipos stände, dessen verwandten ich im ahd. skivero steinsplitter, schiefer erblicke, wozu ja die gestalt z. b. des cippus Abellanus, wie sie in der abbildung in Mommsen's unteritalischen dialekten erscheint, trefflich pafst, insofern derselbe in der that einer schiefertafel ähnlich genug sieht. Die wurzel mufs dann als skip angesetzt werden, etwa mit der bedeutung spalten, wozu ich auch gr. ξίφος, bei Hesych. σκίφος schwert ziehe.

18. cuppes leckermaul bei Plaut. Trin. 2, 1, 17 mit den verwandten cuppēdo leckerhaftigkeit, cuppēdinārius adj., zur leckerei gehörig, subst. delikatessenhändler, cuppēdium leckerbissen, cuppēdia leckerhaftigkeit. Dafs die wörter zu cupio begehre gehören, ist selbstverständlich und daher die schreibweise mit doppeltem p etymologisch nicht gerechtfertigt. Es fragt sich nur, ob der vorhergehende vocal lang oder kurz gewesen sei. Ich glaube, dafs man sich für die länge entscheiden mufs und zwar deshalb, weil sich das doppel-p nur bei diesen wörtern mit dem begriff lecker findet, nie aber bei cupio, cupidus und den andern gleicher wurzel, es mufs also hier ein specieller grund vorhanden gewesen sein, und das konnte eben nur die natürliche länge des vocals sein. Auch die bildung der wörter spricht dafür, denn wie albēdo auf albus, so weist cuppēdo auf ein *cuppus oder richtiger *cūpus, welches begierig, lecker bedeutet haben mufs, dem skr. sa-kōpa-s zornig, aufgeregt entspricht und das zu cupio sich ebenso verhält,

wie skr. sa-kōpa-s zu kúp-jāmi in erregung gerathen, aus welchem letzteren worte wir auch den grundbegriff der wurzel „incitatum“ esse gewinnen, der sich im latein auf den geschlechtstrieb und den gaumenkitzel, im sanskrit auf den zorn specialisirt. Von cuppes ist uns der genetiv nicht erhalten, es scheint mir von *cūpus abgeleitet, wie dīves, durch suffix it.

19. stūpa werg, auch stuppa und stīpa geschrieben. Curtius I, 185 und Meyer vgl. gr. I, 33 geben bereits das richtige. Das wort ist gleich dem gr. στύπη, auch στύππη, werg, welches sich zwar erst bei späteren findet, aber als alt durch das abgeleitete στυππεῖον bei Her. 8, 52 erwiesen wird, und gehört zu wurzel stup dicht, fest sein, die im gr. στύφω mache fest, lat. stīpo u. a. vorliegt. Der bildung nach kann nur stūp-a zerlegt werden, so dafs das bloſse a suffix ist, da ein suffix pa nicht erwiesen ist, Pott's deutung aber, et. forsch. II[1] 51, aus stupta, die er selbst nur fragend vorbringt, nach den lateinischen lautgesetzen, wie schon oben gesagt wurde, nicht möglich ist, da pt nicht zu pp assimilirt wird. Der wechsel der vocale wie in libet neben lubet.

20. sappīnus oder sāpīnus fichte, gehört jedenfalls mit sāpo seife und sapa most zusammen und setzt ein nomen *sāpus voraus, aus dem sāpo abgeleitet ist, wie nāso aus nāsus, und welches etwa die bedeutung „saft, harz“ gehabt haben mufs, so dafs sāpīnus der harzreiche baum ist, ähnlich wie pīnus, falls es für *picnus steht. Die wurzel sap, welche noch im gr. σήπω faulen erhalten ist, mufs etwa „triefen“ bedeutet haben. Wenn lit. sakaí harz, sl. sokŭ saft verwandt sind, was sehr wahrscheinlich ist, so ist ihr p aus k entstanden.

21. applūda oder āplūda spreu, kleie, an dessen herleitung von ā und plaudo wol nicht zu zweifeln ist, wie ja auch wir noch sagen: die kleie abschlagen.

In den wörtern mit cc, sofern eben nicht assimilation vorliegt, könnte man nun versucht sein, das suffix ka zu suchen, allein es ist an das zu erinnern, was Leo Meyer vgl. gr. II, 493 sagt, dafs dies suffix zur bildung unabge-

leiteter wörter „aufserordentlich selten“ sei, so dafs es mir gerathener scheint, in folgenden wörtern gleichfalls blofs orthographische doppelung anzunehmen:

22. vacca kuh. Dies wort ist den mannichfachsten erklärungen ausgesetzt gewesen. Gemeinhin hat man es zu skr. ukšan stier gezogen, cc aus assimilation von ks erklärt und als wurzel entweder vagh ziehen oder uks benetzen, befruchten aufgestellt. Ebel zeitschr. IV, 451 bestritt das und leitete das wort aus vatca ab, indem er skr. vatsa kalb verglich. Ascoli zeitschr. XIII, 160 zog es zu skr. vaçá kuh, uštar pflugstier und nahm als wurzel vak begierig sein, als suffix ka. Fick endlich, idg. wb. 158, stellt es mit skr. vaçā zu wurzel vak brüllen. Letzteres ist das allein richtige, die wurzel lebt im ved. vāçati er brüllt, vāvaçānás brüllend, vāçrás brüllend, f. kuh, so wie im lat. vāgio schreie (Fick 167) und im md. wūchz geschrei, und es fragt sich nur, ob vacca für vāca oder vaca stehe. Nach dem skr. vaçá könnte das letztere scheinen, allein es findet sich doch Rigv. 639, 31 auch die form vāçás, welche in der bedeutung „rauschend, tönend“ als beiwort des drapsás erscheint, also zu unserer wurzel gehört, so dafs das femininum vāçá gleich dem fem. vāçrá jedenfalls die kuh bedeutet haben **kann**, und weil eben sonst bei dem suffix a, ā die gunirung, resp. verlängerung der wurzel das gewöhnliche ist, so scheint mir auch für vacca eher vāca als vaca die grundform zu sein. Ob auch ukšan und uštar der gleichen wurzel wie vacca angehören, ist hier an sich gleichgültig, die möglichkeit möchte ich indefs nicht läugnen, indem ich für uštar an das verhältnifs von tvaštar zu takšan erinnere; jedoch sind die herleitungen von uks benetzen oder vagh ziehen gleich ansprechend.

23. vaccīnium der name einer pflanze und zwar, wie J. H. Voss zu Virg. Georg. 4, 137 meint, der von den Griechen ὑάκινϑος genannten, was nach Georges die iris germanica L. oder das delphinium Ajacis L. ist, nicht unsere hyacinthe. Klotz dagegen s. v. hält vaccīnium für die rauschbeere vaccinium myrtillus L. Voss sieht demnach auch den namen vaccīnium für eine entstellung des

gr. ὑάκινθος an, was an sich wohl möglich wäre, denn *ὑακίνθιον könnte ganz gut zu lat. vaccinium werden, allein das wort kann auch ebenso gut rein lateinisch und von vacca abgeleitet sein, wie ja auch wir verschiedene pflanzen nach der kuh benennen, z. b. leontodon taraxacum die kuhblume und die arten des melampyrum kuhweizen.

24. maccus der hanswurst in den Atellanen ist schon von G. J. Vossius mit gr. μακκοᾶν desipere zusammengestellt. Dies verbum steht bei Hes. zwischen μακκούρᾳ und μακούνιον, woraus sich ergiebt, daſs Hes. μακοᾶν schreibt. Andrerseits aber verlangt der vers des Aristophanes, equ. 315, ein trochäischer tetrameter,

καὶ τὸ τοῦ δήμου πρόςωπον μακοᾷ καθήμενον

an der stelle eine länge, so daſs also das verb μᾱκοάω heiſst und das κκ, wie auch sonst im griechischen, nur doppelte schreibung ist. Es führt uns somit μᾱκοάω auf ein *μᾱκος, dem das lat. maccus für *măcus gleich ist. Die wurzel mak heiſst jedenfalls verspotten, und zwar durch nachäffung, wie dies aus gr. μῶκος spott, μωκός spötter, bei Hes. auch μωρός bedeutend, und μωκαομαι verspotten, nachäffen hervorgeht.

25. bacca oder, wie nach Klotz lex. s. v. die vorherrschende schreibweise der ältern handschriften ist, bāca beere ist ziemlich allgemein entweder mit sanskr. bhakš oder mit bhaǵ zusammengebracht worden, so daſs im ersten falle cc für ks stehn, im letzteren assimilation aus bhag-ca geschehn sein sollte. Ich muſs an beiden erklärungen zweifeln, da, worauf schon Corssen krit. nachtr. 63 von Curtius aufmerksam gemacht worden ist, kein beispiel im lateinischen vorhanden ist für die vertretung eines anlautenden idg. bh durch b, vielmehr stets f oder auch h sich zeigt. Corssen l. c. will deshalb bacca auf wurzel pak coqúo, maturesco zurückführen, es sei die „reifende“ beere. Doch auch diese erklärung hat ihr bedenkliches. Einmal paſst diese bedeutung nicht recht zu dem gebrauche des wortes bei den lat. schriftstellern, wo es stets früchte von der art bezeichnet, wie die des oleastri, myrti, juni-

peri, piperis, also kleine härtliche, runde und glatte beeren, nicht weiches, reifes obst, wie es doch die herleitung von pak erwarten liefse. Aufserdem aber ist auch die annahme der erweichung eines anlautenden p zu b nicht ohne bedenken, denn die beispiele, die Corssen l. c. 176 sqq. dafür vorbringt, sind entweder lehnwörter, wie buxus, buxis, Bruges, Burrus, oder sie gehören dem stamme ba trinken an, dessen erweichung aber, wie ved. pībāmi, skr. pivāmi zeigt, schon voritalisch ist. Dann bleiben als stützen nur bustum und comburo, vorausgesetzt, dafs Corssens etymologie aus wurzel prus die richtige sei, und die von Terent. Scaurus angeführten balatium und Boblicola, also nicht eben viele. Urtheilen wir rein nach dem vorliegenden lautstande von bāca, so wird eine wurzel bak erfordert, wie sie unzweifelhaft in gr. *βάκ-τρον*, *βακ-τηρία* stock, ruthe und ebenso in bac-ulum vorliegt, welches ich früher (verba auf uo 26) anders gedeutet hatte, und es fragt sich nur, wie deren grundbedeutung anzusetzen sei und ob sich bāca daraus erklären lasse. Seiner bildung nach heifst *βάκτρον* ein mittel zum — gehen, pflegt man zu sagen, aber woher das *κ*? Beim scholiasten zu Ar. Plut. 476 wird *τὰ βάκλα* erklärt durch *τύμπανα*, *ξύλα*, *οἷς τύπτονται ἐν τοῖς δικαστηρίοις οἱ τιμωρούμενοι*, d. h. also *βάκτρον* ist ein mittel zum — schlagen, so dafs sich nun zur wurzel bak auch das skr. bákuras stellt, welches Rigv. 1, 117, 21 steht:

abhí dásjum bákurēnā dhámantā
urú ǵjótis kakrathus áriāja

anblasend den feind mit dem bakura, schufet ihr (Açvinen) weiten siegesglanz dem Arier; und in adjectivischer ableitung Rigv. 9, 1, 8

tám īm hinvanti agrúvas
dhámanti bākurám dŗtim

ihn liebkosen die jungfrauen (die finger),
sie blasen das bakurafell.

Aus letzterem ausdruck scheint mir hervorzugehen, dafs bákuras kein blasinstrument, wie das Pb. wb. vermuthet, sondern eine art trommel oder pauke sei, also der andern bedeutung des gr. *τύμπανον* genau entsprechend und wie die-

ses auf eine „schlagen“ bedeutende wurzel zurückgehend. Das abhí dhámantā und dhámanti stört nicht, wenn man es etwas allgemeiner übersetzt: „umtosend“ und „sie lassen erschallen“. So, glaube ich, darf man also wohl eine wurzel bak schlagen aufstellen, ich muſs jedoch darauf verzichten, bāca seiner bedeutung nach damit zu einen. Das got. basi beere halte ich für unverwandt mit bāca.

26. baccīna bilsenkraut ist eine bloſse ableitung von bacca, gebildet wie der pflanzenname accipitrīna von accipiter und benannt nach dem beerenähnlichen samen, der dem gewächs im griechischen den namen ὑοςκύαμος saubohne verschaffte. Auch baccalia eine lorbeerart ist jedenfalls von bacca abgeleitet.

27. cracca gleichfalls der name einer pflanze bei Plin. 18, 16, 41, nach den lexicis die vogel- oder taubenwicke, also vicia cracca der botaniker, ein zierliches gewächs mit schlanken und ranken stielen. Ich erkläre daher den namen aus der wurzel kark schlank, dünn sein, wie sie im lat. gracilis schlank, dünn, dem cracentes graciles des Paulus, dem skr. kṛ́çjāmi dünn werden, kṛçás schlank, hager, kárçjam magerkeit vorliegt. Da im sanskrit gleichfalls verschiedene pflanzen ihrer schlanken gestalt wegen kārçjas oder kāršjas benannt sind, so stehe ich nicht an, auch cracca für crāca auf diese wurzel zurückzuführen und es als die „schlanke, zierliche“ zu erklären.

28. flaccus welk ist, um anderer unhaltbarer etymologien zu geschweigen, von Benary röm. lautl. 148 als flag-cus versengt, welk erklärt und mit flāvus für *flagvus zu flagro gestellt worden. Das wäre lautlich wohl möglich, wenn nicht eben das suffix dann wieder als primäres gefaſst werden müſste. Daher erscheint mir folgende etymologie sicherer. Es giebt im sanskrit ein verbum bhrā'çatē, bhráçjati oder bhṛ́çjati dejici, dejectum, demissum esse, caus. bhrāçajati dejicere, demittere. Eine ableitung hiervon *bhrāças würde demnach dejectus, demissus heiſsen können. Nun aber hat flaccus genau die bedeutung von demissus, wofür man folgende stellen vergleiche: aures demittere Hor. carm. 2, 13, 34, auriculas demittere id. sat.

1, 9, 20 mit aures flaccidae Col. 6, 30, 5, aures pendulae flaccent Lactant. opif. D. 8, auriculae flaccae Varro r. r. 2, 94, aures flaccae Cato r. r. 2, 9, ferner fracto animo et demisso Cic. fam. 1, 9, 16, Sulla demissus Cic. pro Sull. 26 mit Messala flaccet Cic. ad Q. fr. 2, 15, 4, ferner

— florescunt tempore certo
Arbusta et certo demittunt tempore florem.

Lucr. 5, 669, wo es mir durchaus nicht nöthig scheint, dimittunt zu lesen, falls nicht letzteres, was ich nicht weiſs, handschriftlich besser bewährt ist, mit frons flaccescit Vitr. 2, 9, folium flaccidum Plin. 15, 30 (39). Aus diesen stellen folgt mit hinlänglicher sicherheit, daſs flaccus in der bedeutung dem demissus gleich steht, flaccere gleich demissum esse ist und daſs daher flaccus i. e. *flācus wirklich dem oben gebildeten *bhrāças, idg. bhrākas gleich ist von wurzel bhrak herabfallen und mit herabhangend, schlaff, welk zu übersetzen ist.

29. siccus trocken. Auch bei diesem worte hat man sich, ähnlich wie bei vacca und vielen andern, z. b. amor neben skr. kāmas etc., von der sirene der gleichbedeutung irre leiten lassen, indem man siccus mit skr. çúškas, baktr. huskō trocken zusammenbrachte. Lautlich aber führt keine brücke von *suskas, wie die idg. form lauten müſste, zu siccus, und beide wörter sind so wenig mit einander verwandt, wie etwa mare und skr. samudrās, fluvius und skr. nadí. Nach strenger lautlehre kann die wurzel von siccus nur sik lauten, und so heiſst sie auch, wie das Spiegel zeitschr. XIII, 365 und Fick idg. wb. 176 bereits gesehen haben, die mit siccus das skr. sik-atā sand, baktr. hik-u-s, hik-vāo, high-nu trocken, haēk̃ō n. trockenheit, uçhaēk̃ajēmi trockne aus verglichen haben, zu denen sich noch das altwelsche sych trocken (Ebel beitr. II, 164) und vielleicht ahd. sîhte seicht gesellen. Dadurch wird auch die bildung von siccus klar, denn es verhält sich zum baktr. neutrum haēk̃ō, wie z. b. gr. εὐρύς zu εὖρος n. oder wie lat. fīdus zu foedus n., steht also für sīcus, älter *seicos, mit guṇa gebildet, wie haēk̃ō. Nach dieser völlig

unantastbaren etymologie bedarf es auch Corssens an sich wohl möglicher erklärung aus siticus nicht.

30. bucca backe, pausbacke, als eigenname, cognomen eines Aemiliers, meist Būca geschrieben. Die ableitungen des wortes aus skr. bhuǵ essen mit suffix ka (Benary röm. lautl. 173) oder bhukš dass. (Meyer zeitschr. VI, 221) oder bhakš dass. (Bopp gloss. s. v. bhakš), wo kš zu cc geworden sein soll, oder aus bhag essen und suffix ka (Corssen kr. beitr. 26, zurückgenommen kr. nachtr. 64), so wie die zusammenstellung mit skr. mûkha maul (Bopp a. o.) oder ahd. paccho backe (Schweizer zeitschr. XIII, 303) halte ich allesammt aus naheliegenden lautlichen gründen für falsch. Von den bisherigen etymologien ist nur die neuere Corssen's annehmbar, der es an skr. bukk latrare, gannire, loqui ableitet. Allein die wurzel ist nicht belegt aufser in bukkana das bellen und zeigt aufserdem in dem kk ein so spätes ansehen, dafs sie in dieser gestalt sicher nur indisch ist. Es ist vielmehr aus ihr eine ältere form buk zu erschliefsen, die im altsl. bučati mugire und im skr. buk-kāra gebrüll des löwen noch erhalten ist. An diese wurzelform also lehne ich bucca, sehe aber in dem cc nicht das suffix ca, sondern fasse būca als echte schreibweise.

31. bucco, bezeichnung einer person in den Atellanen, ist nur eine ableitung von bucca, indem es entweder den pausback oder den, der beim sprechen den mund voll nimmt, bedeutet.

32. būcina signalhorn. Hier ist nach Fleckeisen 50 artikel 8 die schreibweise mit einem c besser beglaubigt. Kuhn zeitschr. XI, 278 erklärt das wort aus bov-i-cina und hält das gr. *βυκάνη* trompete für ein lehnwort aus dem lateinischen. Die erklärung aus bov-i-cina wäre sehr gut, wenn *βυκάνη* wirklich ein lehnwort wäre. Das wort findet sich freilich erst in der späteren gräcität, lebt dort aber in einer menge von bildungen, *βυκανάω* und *βυκανίζω* ich trompete, *βυκάνημα* und *βυκανισμός* trompetenstofs, *βυκανητής* und *βυκανιστής* trompeter, so dafs schon dadurch die entlehnung nicht grade wahrscheinlich ist. Nun aber ist die wurzel buk auch sonst noch im griechischen lebendig,

ihr fallen zu βύκτης· φυσῶν Hes., βυκτάων· πνέοντων, φυσητῶν id., βούκτησις· φυσητική id., welches Mor. Schmidt zwar als de scriptura suspectum anführt, allein, wie ich glaube, mit unrecht, da es ja, was er selbst andeutet, lakonisch sein kann. Es führen also bucca, sl. bučati, būcina und die griechischen wörter allesammt auf eine wurzel buk, deren grundbedeutung sich leicht als die des „blasens" ergiebt in allen schattirungen dieses worts, bucca die aufgeblasene backe, bučati blasen, tönen, brüllen, būcina, βυκάνη blasinstrument. Zu dieser wurzel gehört nun auch mhd. pfūchen pfauchen, schnauben, dessen reflex sich auch als niederdeutsches puchen oder pochen schelten, räsonniren findet, wodurch genau die wurzelform buk als die ursprüngliche erwiesen wird, interessant genug, da hier einer der seltenen fälle vorliegt, daſs sich b als altindogermanisch herausstellt.

33. mūcus schleim, rotz. So ist nach Corssen kr. beitr. 26 die bessere schreibart. Daneben aber findet sich das wort selbst, so wie seine verwandten mūcidus rotzig, mūcōsus rotzig, schleimig, mūculentus rotzig, mūcinium schnupftuch mit cc geschrieben. Etymologisch richtig aber ist die schreibweise mūcus, denn das wort entspricht dem griech. μῦκος, welches, wie es scheint, in der bedeutung schleim sich findet. Die wurzel ist muk, welche vorliegt im skr. muńk̍āmi effundo, dimitto, solvo, wie schon Bopp gloss. s. v. 1. muk̍ und andre angeben, ferner im gr. ἀπο-μύσσω ich schnäuze, μυκτήρ nase, μύξα rotz. Ihre grundbedeutung ist also flieſsen lassen. Ueber lat. e-mungo ich schnäuze, welches auch hierher gehört, in einer der nächsten abhandlungen.

34. mūcor schimmel, kahm. Die ableitungen sind mūcidus schimmlig, mūceo bin schimmlig, mūcesco werde schimmlig. Auch hier steht wieder cc neben c, aber c ist nach Corssen a. o. gleichfalls bessere schreibweise. Verwandt sind gr. μύκης, -ητος pilz, μυκήτινος von pilzen gemacht, deutsch muchen dumpf riechen, muchig, muffig dumpf, faulig riechend. So nach Benfey gr. wzll. I, 518. Kuhn zeitschr. XV, 452. Von Curtius grundz. I[1], 131,

Meyer vgl. gr. I, 360, Corssen kr. beitr. 26 werden auch diese worte der eben genannten wurzel muk zugewiesen. Es stehn mūcor, mūcidus, mūceo in dem bekannten verhältnifs der endungen -or, -idus, -eo, mūcor ist also demnach nicht der concrete schimmel, sondern nur das abstractum, der zustand des geschimmeltseins, es liegt aber allen drei worten als stammwort ein *mūcus zu grunde, wie von albus herkommt albor, albidus, albeo. Diesem *mūcus entspricht das gr. μῦκος· μιαρός Hes., es heifst also mūceo ich bin verunreinigt, in specie durch schimmel, wofür sich die wörter festsetzten. Dies *mūcus unrein, unsauber gehört nun aber, wie ich glaube, allerdings zu obiger wurzel muk fliefsen lassen, effundere, indem das verhältnifs der bedeutungen ein ähnliches ist, wie zwischen commingo besudle und skr. méhāmi effundo, mēghá wolke. Es geht auch das gr. μύκης pilz auf die weise aus μῦκος hervor, dafs es der verunreinigende ist, nicht etwa so, dafs der schimmel als pilz bezeichnet sei, denn davon wufsten die alten noch nichts, es wäre das ein anachronismus in der anschauung.

35. **sūcus** saft, bessere schreibweise als succus nach Corssen kr. beitr. 27. Nach der analogie der bisher behandelten Wörter mufs als wurzel suk angesetzt werden, welche vorliegt im lit. sunkà saft, sùnkti eine flüssigkeit ablaufen lassen, altsl. sŭsati säugen, sŭsĭcĭ mamma, ahd. sūgan saugen. Auch lat. sūgo für sūco gehört hieher mit erweichung der tenuis, die, wie ich bald zu zeigen gedenke, im lateinischen sehr häufig ist. Der zusammenhang von sūcus und sūgo ist schon von Benary röm. lautl. 148. 172; Pott I[1], 234; Hoefer beitr. zur etym. 361 und neueren angenommen. Nicht verwandt sind jedoch altsl. sokŭ saft, das von Miklosich rad. 92 zu lit. sunkà gestellt und auch von Curtius grundz.[2] 408 verglichen wird, ferner griech. ὀπός saft, welches Curtius gleichfalls für verwandt hält, Pott aber bereits trennte, und ahd. saf saft, wie Schade altd. wb. s. v. angiebt und das niederdeutsche sap beweist, ein lehnwort aus dem lat. sapa, welches selbst vielleicht zu sokŭ, sakaí gehören mag, worüber bei sāpīnus

unter no. 20 zu vergleichen. Die bedeutung der wurzel suk ist offenbar die des saftigseins, woraus saugen und säugen sich leicht ableiten. Das gr. σῦκον feige wird von Hoefer a. o. dazu gestellt, allein das äol.-dor. τῦκον widerstreitet.

36. sūcinum bernstein, auch succinum geschrieben, halte ich nur für eine ableitung von sūcus, so genannt wegen der saftigen farbe, nicht, weil er ein geronnener harzsaft ist, was den alten wohl nicht bekannt war.

37. groccio, wie bei App. Flor. p. 366, 19, oder crōcio, wie bei Plaut. Aul. 4, 3, 2 gelesen wird, ich krächze. Hier leitet schon die letztere schreibweise auf das richtige, deren mittleres c in groccio doppelt geschrieben ist, während das anlautende c sich vor der liquida zu g erweichte, wie in gracilis neben cracentes und in glōria von wurzel klu. Demnach haben wir in crōcio eine wurzel krak krächzen anzusetzen, die sich aufserdem im lat. graculus dohle, auch gracculus geschrieben, in lat. gracillo ich gackere (von hühnern), beide gleichfalls mit erweichtem anlaut, so wie in skr. kṛka-vākus hahn, pfau, gr. κέρκος· ἀλεκτρυών Hes., gr. κόρκορος ein vogel, skr. krakaras, kṛkaras, kṛkaṇas eine art rebhuhn (Fick idg. wb. 33), endlich im lit. krókiu ich röchle, krächze erhalten findet. Neben crōcio (-īre) und crōcītus das krächzen des raben weisen die formen crocito krächze und crocātio corvorum vocis appellatio Paul. Diac. auf ein *croco (-āre) mit kurzem wurzelvocal hin. Die wurzel krak selbst ist weitergebildet aus kar schreien, wie es vorliegt in skr. kāravas krähe, gr. κόραξ rabe, κορώνη krähe, lat. corvus rabe, cornix krähe. Auch mit g weitergebildet findet sich die wurzel im gr. κράζω, κέκραγα schreie, κρώζω krächze, nord. hrōkr, ahd. hruoh krähe, und mit labialem determinativ im ahd. hraban rabe.

Nach analogie der wörter mit doppeltem pp oder cc läfst es sich nun annehmen, dafs tt in manchen formen gleichfalls nur der orthographische ausdruck für die geschärfte aussprache sei, obwohl hier im einzelnen die entscheidung dadurch erschwert wird, dafs viele primäre suf-

fixe mit t beginnen, was ja bei p und c nicht der fall war, so dafs also das zweite der beiden t auch suffixal sein kann. In folgenden formen aber, glaube ich, ist das tt als schärfung zu erklären:

38. blattio, blātio und blatio schwatzen, plappern, mit blātero, blatero dass., zusammengehörig, ist gebildet wie gluttio, glūtio, setzt also ein nomen *blātus voraus von der wurzel bal, bla schreien, die wir im lat. bālo blöken und mit χ weiter gebildet im gr. βληχή das blöken, das kindergeschrei finden. Verglichen mit flātus erscheint die form *blātus, blātio als die normale, tt als zeichen der schärfung, der vocal in blatio, blatero gekürzt.

39. vitta binde kann auf viererlei weise den lateinischen lautgesetzen gemäfs erklärt werden, entweder als vit-ta von einer wurzel vit winden, die im got. vindan winden vorliegt (so nach Pott et. forsch. I[1], 230), oder von derselben wurzelform, jedoch nur graphisch für *vīt-ā, älter *veit-ā, oder direct von der primären wurzel vi winden, von der vit secundär, so dafs es *vī-ta älter *vei-ta zu trennen wäre, wie vī-tis ranke, rebe, welches gleich baktr. vaētis weide, lit. výtis weidengerte, sl. vitĭ στρόφος ist (Fick idg. wb. 171), oder endlich, wie es Schweizer in d. zeitschr. III, 375 will, für victa von der secundären wurzel vik winden, binden, wie sie in vinculum, vincio vorliegt. Die entscheidung, welche dieser möglichkeiten die wahrscheinlichste sei, ist daher kaum zu geben, ich persönlich möchte mich für *vī-ta erklären und habe daher das wort hieher gestellt. Dafs sich stets die schreibung vitta mit tt findet, geschah wohl wegen der scheidung von vīta, welches selbst, nebenbei gesagt, für vitta, victa stehn mufs, wie nītor neben nixus sicher für nictor steht, da die wurzel in beiden wörtern sicherlich guttural auslautet.

40. lītus gestade, auch littus geschrieben. Die bisherigen etymologien aus likh graben suff. tus (Benary röm. lautl. 285) oder aus skr. lī anhaften (Benfey gr. wzll. I, 122, Curtius grundz.[2], 329) scheinen mir nicht passend, erstere aus lautlichen gründen, letztere wegen der bedeutung, denn die von Curtius gegebene vermittlung ist doch

zu künstlich. Und überdies liegt eine andere etymologie viel näher. Zugestanden, daſs vor l und r im anlaut des lateinischen die tenues abfallen können, wie es fast allgemein für laus lob von klu hören, lāmentum klage von kal rufen, lātus getragen von tal tragen angenommen wird, so ist nichts einfacher, als für lītus ein älteres *clītus anzusetzen, welches mit gr. κλῖτύς abhang, hügel, nord. hlīð bergabhang, got. hlaiv, ahd. hlēo hügel, grabhügel, got. hlains hügel zu kli sich neigen gehört, wovon die verba gr. κλίνω, lat. clīno sich neigen, ahd. hlinēn sich lehnen. Das suffix tus n. zeigt sich sonst noch, wie im skr. srō-tas fluſs, çrō-tas ohr, rē-tas same, vielleicht im lat. pec-tus brust. Der bedeutung nach ist lītus die absenkung, abdachung des landes am meere.

41. **littera** buchstabe, wie nach Corssen kr. beitr. 19 die bessere schreibweise ist. Alle ableitungen aus lictera und liptera, ersteres anlehnend an skr. likh schreiben, letzteres an skr. lipi schrift, halte ich mit Corssen kr. nachtr. 61 sq. für nicht genügend, obwohl, wie wir nachher sehen werden, die assimilation von ct und pt zu tt dem latein nicht völlig fremd ist. Ich stimme vielmehr Corssen bei, wenn er es zu wurzel li streichen stellt, daſs aber des ahd. slī-m schleim wegen, wie er meint, die wurzel ein s im anlaut eingebüſst habe, ist nicht sicher erweislich, obwohl wegen lī-mus immerhin möglich.

42. **glittus** in der glosse des Paulus glittis subactis, levibus, teneris, also glatt, locker bedeutend. Dies verhält sich zu lit. glitùs glatt, schlüpfrig genau so, wie lippus zu lipùs, daher wird es auch auf gleiche art zu erklären sein, d. h. es steht für glītus, älter *gleitos, wurzel glit glatt, klebrig sein. Diese wurzel ist belegbar im lat. glis, glitis lockere erde bei Isidor, gr. γλιττόν· γλοιόν Hes. und, wie Curtius (grundz. I[1], 334) meint, mit abfall des g auch in λίς, λῖτός glatt, kahl, λῖτός glatt, λισσός für *λιτjός glatt, so wie in der genannten lit. form, im lett. glīst glatt, glīsts lehm (Benfey gr. wzll. II, 119) und im deutschen kleister, in den letztgenannten formen mit übergang der dentalis vor dentalis in s. Als primäre wurzel ergiebt sich gli im

griech. γλία leim, γλοιός klebrige feuchtigkeit, γλίνη leim. Das sl. glina thon ist wohl nicht von der primären wurzel abgeleitet, sondern, wie Miklosich rad. s. v. aus dem serb. glib schliefst, aus *glibna assimilirt, welche weiterbildung mit bh auch im sl. glĭbati fest machen zu tage tritt. Es ist noch zu erwähnen, das einige handschriften des Paulus glutis lesen, was allenfalls richtig sein könnte, so dafs dann das unter no. 43 behandelte wort vorläge; glictis aber, wie eine handschrift hat, ist sicherlich falsche schreibweise, wie oben mactea und coctana.

43. glūtus, von Cato r. r. 45, 1 vom zähen, klebrigen boden gebraucht, ergiebt sich schon dadurch als bessere schreibart für gluttus, dafs es das particip von gluo ist, welches alte lexika darbieten. Seine lateinischen verwandten sind glūs, -tis der leim, glūten und glūtinum dass. und die ableitungen von letzterem. Als wurzel ergiebt sich somit glu kleben, die sich nach Benfey wzll. II, 119 auch im lett. glūds lehm findet und, wie Curtius grundz. I[1], 334 meint, eng verwandt mit gli im gr. γλία leim u. a. ist. In meinen verben auf uo 21 hatte ich vermuthet, das g von gluo sei aus k erweicht, es scheint mir jetzt indefs, dafs es ursprünglich sei.

44. glūtus oder gluttus schlund. Auch hier ist etymologisch glūtus die richtige schreibung, denn glū ist wurzelsilbe, tus suffix, wie in-gluv-ies kehle zeigt. Wie im--pluv-ium auf pluo, so gehen glūtus und ingluvies auf ein verlornes *gluo verschlingen zurück. Dies würde nach sonstiger analogie direct auf eine wurzel glu weisen, die aber nirgends zu belegen ist. Ich glaube daher, dafs Bopp gloss. s. v. gar und Pott I[1], 227 recht haben, als wurzel gar verschlingen anzusetzen, und darum habe ich auch in meiner abhandlung über die benennung der körpertheile 13

45. glūtio oder gluttio ich verschlinge, welches nur eine ableitung von glūtus ist, mit skr. gala, lat. gula, ahd. kēlā u. a. kehle bedeutenden wörtern zu skr. giráti, giláti, wurzel gar verschlingen, gestellt. Alsdann mufs die wortbildung folgende sein. Aus der wurzel leitet sich zunächst ein nominalstamm *gelu ab, wie von wurzel arg

weifs sein ein *argu, davon kommt *geluo wie arguo, dessen erklärung in meinen verbis auf uo 22 ich als falsch hiermit zurücknehme, dann tritt syncope des e ein, wie in gnāscor für genāscor (gebildet wie irāscor), von dem so entstandenen gluo leitet sich glūtus, wie von arguo argūtus ab, glūtio endlich ist wieder ein denominativum von glūtus, wie raucio von raucus heiser. Dem glūtio in der bildung ziemlich analog ist sl. glŭtiti, nur dafs dies wort ŭ statt eines völlig parallelen u zeigt.

Diese verdoppelung der tenuis zur bezeichnung der geschärften aussprache findet sich aber nicht blofs nach langen vocalen, sondern auch nach kurzen, bald als vorwiegende schreibart, bald mehr vereinzelt. Das bekannteste und sicherste beispiel dieser art ist quattuor, wo, wie Corssen kr. beitr. 19 richtig bemerkt, ein etymologischer grund nicht vorliegt. Weiter zeigt sich diese erscheinung mit sicherheit in cottidie, was neben cotidie, quotidie sich geschrieben findet (Corssen ausspr. I, 69), denn hier ist an der etymologie von quot = skr. kati interr. wie viele?, indef. etliche, adverb. oft nicht zu zweifeln, wie der gebrauch von quot diebus alle tage, quot mensibus alle monate, quotannis alle jahre ergiebt. Auch succerda schweinekoth steht für sucerda mit kurzem u, denn der analogie von mus-cerda noch ist es aus su und cerda zusammengesetzt, der stamm su hat aber im lateinischen entschieden kurzes u, was zwar nicht aus sūnus, sūle, wo vocalis ante vocalem gekürzt sein könnte, wohl aber aus sucula schweinchen hervorgeht. Auch vacillo wanke, schwanke ist bei Lucret. 3, 504 in der ersten silbe lang gemessen, weswegen Lachmann vaccillo schreibt. Der wortbildung nach ist vacillo ein verbum deminutivum, welches ein einfacheres voraussetzt. Nach der analogie von jaceo neben dem causativen jacio kann dies kaum anders als *vaceo angesetzt werden, welches wie jaceo einen kurzen vocal fordert. Die wurzel liegt im deutschen vor. Da ja inlautende tenuis zwischen vocalen sich bereits gotisch zur media statt zur aspirata zu verschieben pflegt, so könnten wir die wurzel gotisch in der gestalt vag wiederfinden. Da

ferner got. gavigan das gr. σαλεύειν, got. vēgs das gr. σεισμός, κλυδών übersetzt, ahd. wēgan sich bewegen besonders von der bewegung des hebels oder wagebalkens gebraucht wird, und diese bedeutungen viel genauer zu der von vacillo stimmen, als zu der der wurzel vagh fahren, ziehen, wozu obige deutsche wörter gewöhnlich gezogen werden, so glaube ich, dafs sie nicht zu wurzel vagh fahren, sondern zu vak schwanken zu ziehen sind, welche wurzel im sanskrit gleichfalls von der bewegung einer flüssigkeit gebraucht wird, wie im got. vēgs, nämlich in der stelle Rigv. 7, 21, 3

tuád vāvakre rathías ná dhenās

von dir her rollten die milchtränke, wie wagenlenker. Andre deutsche wörter zeigen durch ihre bedeutung den zusammenhang mit wurzel vak schwanken noch deutlicher. Dahin gehören ahd. wagā wiege, ahd. wagōn sich wiegen, schwanken, wogen, ahd. wāga wage, kippe, mhd. wāgen auf die wage legen, mhd. waege übergewicht habend, nicht jedoch ahd. wagan wagen und got. vigs weg, welche nach wie vor der wurzel vagh fahren zuzusprechen sind. Nach analogie dieser formen, in denen mit sicherheit die orthographische doppelung der tenuis auch nach kurzem vocal sich findet, erklären sich nun folgende wörter:

46. catta, welches nur bei Mart. 13, 69 steht und vom gloss. Cyrilli 369, 16 durch αἴλουρος erklärt wird, mit recht, wie sein masculinum catus kater zeigt, wofür sich gleichfalls die orthographie cattus findet nach Doederlein synon. V, 115. Dafs aber hier die schreibweise catus, cata die etymologisch richtige sei, zeigt das lat. deminutivum catulus, so wie das lit. kát-a-s kater, sl. kot-ŭ-ka katze.

47. flocces der bodensatz des weines, und

48. floccus die flocke sind schon von Corssen kr. beitr. 29 als verwandt mit einander hingestellt worden. Die weitere verwandtschaft indessen, die nach ihm die wörter mit flaccus welk, fraces öltrestern, fraceo mulsch sein, fragesco mürbe werden haben sollen, halte ich nicht für erwiesen, da weder a mit o, noch l mit r im lateinischen wechseln, ohne dafs dieser wechsel in der wortbildung oder lautge-

setzlich begründet wäre, was hier nicht der fall ist. Auch anderweite erklärungen, wie die von Meyer zeitschrift VI, 222 oder von Froehde zeitschr. XIII, 455 befriedigen nicht. Letztere giebt aber einen fingerzeig, sofern sie flo-ces trennt und c als ableitend ansieht. Darnach gewinnt man blofs in flo die wurzel, die ich im ahd. plāan, mhd. blaewen, blaejen, blaeen, ags. blāvan, engl. to blow blähen finde. Der bedeutung nach pafst diese vergleichung trefflich, denn sowohl die weinhefe, wie die wollflocke haben gleicherweise eine geblähte form. Bei dieser etymologie ergiebt sich als richtige schreibung flo-cus und flo-ces, welch letzteres neben flocces sich findet.

49. eccere soll nach Curtius zeitschr. VI, 92 das passiv von ecce siehe! sein, dies selbst aber imperativ eines *eco ich sehe + ce, welches in hīce enthalten ist. Diese erklärung des eccere halte ich für unmöglich, weil das ce im lateinischen nicht zwischen activform und medialendung in die mitte des wortes treten kann, wenn schon im litauischen das k des imperativs zwischen wurzel und endung steht. Allein das ist eine speciell litauische eigenthümlichkeit, die nicht auf eine andere sprache übertragen werden darf. Es bleibt sodann für eccere noch die andre gewöhnliche erklärung übrig, welche es gleich ecastor, equirīne aus e, welches wohl blofse interjection sein wird, und Ceres ableitet. Da sich die schreibweise ecere gleichfalls findet, da ferner s am ende oft abfällt, wie in amābere neben amāberis, in poeta aus poetās, quatuor aus quatuores und in vielen declinationsformen, so ist kein grund, diese erklärung für falsch zu halten. Es ist demnach auch in eccere das cc nach kurzem vocal geschrieben.

50. accipiter habicht führe ich, wie es meist geschieht, auf die wurzeln ak schnell sein und pat fliegen zurück, ohne mich indessen im einzelnen mit den bisherigen ableitungen einverstanden erklären zu können. Man hat es theils unmittelbar mit skr. āçupátvan (Benfey zeitschr. IX, 78, Meyer vgl. gr. I, 369), theils mit gr. *ὠκύπτερος* oder *ὠκυπέτης* gleichgestellt. Dabei ist acci- aus aqui- erklärt und dies gleich āçu-, *ὠκυ-* gesetzt worden. Das

lat. ōcior beweist, dafs in dem betreffenden adjectiv auch im lateinischen der vocal zu ō sich gestaltet hat, also kann acci- nicht gleich ὠκυ- sein. Ferner soll cc aus qu assimilirt worden sein, es fehlen analoge beispiele, also ist diese assimilation nicht erwiesen. Endlich soll auch das suffix -er gleich dem skr. -van sein. Hier handelt sich's um ein princip. Wer, wie ich, die ganze Benfeysche suffixtheorie für nicht richtig hält, kann auch die identität obiger suffixe nicht zugeben. Aber weshalb ist es denn überhaupt nöthig, dafs die wörter identisch sind? So wenig ὠκύπτερος und ὠκυπέτης identisch, hingegen nur ähnlich gebildet sind, so wenig accipiter und die andern wörter. Bleiben wir also auf dem boden der lat. laut- und wortbildungsgesetze! Danach setzt -piter ein simplex *pat-aram, lateinisch jedenfalls *pet-rum flügel voraus, dessen reflexe im skr. pat-ram, griech. πτερόν für *πετ-ερον flügel, ahd. fĕd-ara feder (nur im geschlecht verschieden) klar vorliegen. In acci- aber ist die orthographie der geschärften tenuis vorhanden, es steht also für aci- und dies mit der schwächung des stammvocals, wie sie z. b. in manifestus, manipulus u. a. zu tage tritt, für acu-. Dies *acus (-ūs) aber hat als substantiv die bedeutung schnelligkeit, wie bei Plac. gl., wo acu pedum durch velocitate pedum erklärt wird, als adjectiv aber heifst es schnell und so ist es erhalten in des Paulus glosse: acupedius dicebatur, cui praecipuum erat in currendo acumen pedum, und in den ableitungen acuo ich treibe an und dem eben bei Paulus genannten acūmen schnelligkeit, die mit den homonymen acuo ich spitze zu und acūmen spitze, scharfsinn aufser der gleichen wurzel ak nichts gemein haben, da diese zunächst von acus nadel oder *acus spitz abgeleitet sind, welch letzteres in aquipenser spitzflossig, dem namen eines seefisches, und aquifolius stachelblättrig erhalten ist Ich sehe also in accipiter ein possessivcompositum „schnelle flügel habend" und setze es gleich einem skr. *açupatras, idg. *akupataras und leite von dem zu grunde liegenden *aku auch den namen des adlers, aquila, her. Der pflanzenname accipitrīna als ableitung ist oben bei baccīna bereits erwähnt.

Es findet sich vereinzelt ein altes wort suppus, welches nach den stellen des Festus und Paulus Diaconus für supînus steht, nach Isidor im würfelspiel einen wurf bezeichnet. Diese beiden erklärungen beziehen sich meiner meinung nach auf zwei verschiedene wörter, indem

51. suppus rückgeneigt jedenfalls mit supînus und gr. *ὕπτιος* zu sub, resp. *ὑπό* gehört und das doppelte p gleichfalls nur das einfache vertritt, hier aber mit vorhergehendem kurzen vocal der betreffenden präposition, die zu grunde liegt, aber nirgends sonst gedehnt oder gunirt sich findet, wohl aber mit verdoppeltem consonanten, wie z. b. für supremus sich suppremus geschrieben findet in zwei handschriften des Paulus Diaconus, wie Lindemann s. v. angiebt, obwohl auch hier das u kurz ist. Das suffix anlangend, so ist supus aus sub gebildet, wie superus aus super. Andern ursprungs aber ist das

52. suppus des Isidor, welches der wurf heifst. Ich erkläre nämlich die betreffende stelle trinionem suppum vocabant so: trinio nannte man einen wurf, so dafs nicht suppus, sondern die ungewöhnliche form trinio für ternio erklärt werden soll. Dies suppus wurf steht nämlich nicht ohne verwandte da, insofern des Paulus notiz: supat jacit, unde dissipat disicit, et obsipat obicit, et insipat, hoc est inicit uns das denominativum zu supus, wie alsdann die etymologische schreibweise, und zwar mit kurzem vocal, liefert. Die wurzel findet sich auch sonst erhalten, nämlich lit. supù schaukeln, dessen derivata zum theil auch mit der schon oben erwähnten schwächung des p zu b auftreten. Es ergiebt sich somit eine wurzel sup mit der bedeutung des lat. jactare, aus der supus einfache nominalbildung ist.

53. tippula bestiolae genus sex pedes habentis, sed tantae levitatis, ut super aquam currens non desidat, sagt Paulus Diaconus und schon Gerhard Johann Vossius erklärt es als das thier, quod „Belgae vocant waterspinne, quasi dicas araneum aquaticum“, gewifs richtig. Bei diesem worte sind wir in der glücklichen lage, die richtige form durch hülfe der metrik herstellen zu können. Die

länge der paenultima beweist der beim Nonius angeführte trimeter des Varro:

— — — — levis
tippula limphon frigidos transit lacus,

die kürze der ersten silbe der auch von Paulus beigebrachte vers aus Plautus Pers. II, 2, 62, ein trochäischer tetrameter:

neque tipulae levius pondus est quam fides lenonia,

zu lesen:

ύ ∪ ∪ – – ύ ∪∪ – – ⁄– ∪ – – ⁄– ∪∪
neque tipulae leviu' pondust quam fides lenonia.

Es ergiebt sich also das pp hier nur als orthographischer ausdruck der geschärften tenuis nach kurzem vocal, und tipŭla oder besser wohl tipulla ist die richtige form des wortes. Die formen auf ullus sind meist die deminutiva der wörter auf ō, ōnis, wie lēnullus von lēno, Catullus von Cato u. a., so dafs man auch für tipulla ein simplex *tipo erschliefsen darf, welches bereits von Dacier zum Paulus, später von Benfey griech. wzll. II, 237 zum griech. τῖφος stehendes gewässer und von Förstemann zeitschr. III, 56 zu dem τίφη in Arist. Ach. 884. 889 gestellt ist, welches gleichfalls ein insekt bezeichnet. Wenn aber Fick idg. wb. 78 auch τίλφη büchermotte mit obigen wörtern zusammenbringen will, so vermisse ich den nachweis der lautlichen möglichkeit. Die für tipulla, τῖφος, τίφη sich ergebende wurzel tip vermag ich sonst nicht nachzuweisen, Fick l. c. vergleicht lit. tepù schmiere, aber das e stört.

54. vappo, nur aus des Probus stelle bekannt: vappo, vapponis animal est volans, quod vulgo animas vocant; lectum est apud Lucretium hos vappones. Hiernach wird Fick idg. wb. s. v. vāpala wohl recht haben, wenn er vappo durch ψυχή, schmetterling, motte erklärt und es fragend zu wurzel vap stellt. Letztere herleitung halte ich für sicher, da auch eine reihe anderer flatternder geschöpfe ihre namen dieser wurzel entnehmen, so gr. ἠπίολος motte, ahd. wibil kornwurm, lit. vábalas käfer, worin b aus p erweicht ist, wie in blusà floh und blužnis milz, die doch kaum von pulex, resp. skr. plīhan zu trennen sind, ferner lit.

vapsà bremse, ahd. wafsa wespe, latein. vespa dass. (Fick, l. c.), wo also ps umgestellt ist, und die bedeutung von wurzel vap pafst auf das trefflichste, welche nach dem mhd. waberen sich hin- und herbewegen, nord. vāfa wanken, schwanken, vafrlogi die. waberlohe, das flackernde feuer, so wie nach Oðins namen Vāfuðr der flatternde sturmgott (cf. Mannhardt götterwelt I, 153) sich als „flakkern, flattern" herausstellt. Ich setze demnach vappo als *vapo mit kurzem vocal an, wie das eben s. v. tippula erschlossene *tipo.

Aufser der doppelt geschriebenen geschärften tenuis entsteht nun doppelte tenuis nachweislich auch durch assimilation und zwar zunächst beim zusammentritt von präpositionen mit verben oder auch andern wörtern, so haben wir

cc aus b + c in occīdo, succīdo,
cc aus d + c in accēdo;
tt aus d + t in attineo;
pp aus b + p in oppugno, suppeto,
pp aus d + p in appareo.

Der lautliche vorgang ist hier der, dafs den betreffenden präpositionen ob, sub, ad ursprünglich die tenuis zukommt, die sie im gr. ἐπί, ὑπό, skr. áti haben, es schwächte sich aber hier im auslaut des lateinischen die tenuis zur media, wie auch sonst, im compositum aber wurde der auslaut vor der tenuis des verbums erst wieder zur tenuis, was schreibweisen, wie optendere, optulerat (Corssen ausspr. I, 56), deutlich zeigen, bis endlich dieser halben assimilation die völlige folgte. Hierher gehören auch zwei nomina, die, weil ihre etymologie nicht sofort zu tage tritt, besonders zu erwähnen sind, nämlich:

55. succīdia, gewöhnlich als su-cīdia aufgefafst und mit speckseite übersetzt (nach Varro de l. l. 4, 22, 32), es heifst aber vielmehr das einschlachten und das eingeschlachtete, wie dies die redensart succidias humanas facere beweist, die nicht heifst: menschliche speckseiten machen, sondern menschen niederschlachten, also deutlich die ableitung von succīdo zeigt.

54. attegia zelt, welches angeblich arabischen ursprunges sein soll, aber gewifs nicht von tugurium hütte zu trennen ist, mit dem es zu tego zu stellen sein wird; in der präposition ist wohl das anlehnen an die zeltstangen bezeichnet.

Aber nicht blofs bei präpositionen findet sich diese assimilation, es giebt eine zahl andrer fälle, in denen sie ebenso leicht an andrer stelle nachweisbar ist. So steht

cc resp. cqu für d + c in hocce, hoc für hod (neutr.) + ce,

cc resp. cqu für d + c in quicquam neben quidquam (Corssen, ausspr. I, 17),

cc resp. cqu für d + c in ac, welches aus atque nur durch die zwischenstufe acque zu erklären ist;

tt für d + t in adgrettus (Paul. Diac. p. 6 L.),

tt für d + t in cette für cedite von cedo gieb her;

pp für d + p in quippiam neben quidpiam,

pp für d + p in quippe für quidpe.

Es sind somit die assimilationen aus

b + c und d + c zu cc,
d + t zu tt,
b + p und d + p zu pp

sicher, dagegen werden vermifst die formen

g + c zu cc,
g + t und b + t zu tt,
g + p zu pp,

in welchen sämmtlichen formeln die media, das erste element, selbstverständlich auch schon von anfang an eine tenuis sein kann. Dafs g + c, wo es zusammenträfe, zu cc werden würde, unterliegt keinem zweifel, es fehlen eben nur die beispiele. Schwieriger liegt die frage, ob g + t, resp. c + t in tt oder, was ja bei der überhaupt im lateinischen schwankenden schreibung der doppellaute dasselbe sagt, in t mit vorhergehender vocallänge übergehen könne. Viele forscher, die man bei Corssen krit. beitr. 3 sq. aufgezählt findet, haben sich für die möglichkeit dieser assimilation ausgesprochen, Corssen selbst bezweifelte früher (l. c.) das stattfinden derselben, giebt aber jetzt (kr. nachtr.

45) dieselbe in einzelnen fällen zu. Ich kann nicht umhin, mich hier der majorität anzuschliefsen und meine meinung dahin auszusprechen, dafs auch Corssens jetzige ansicht den vorgang noch zu eng fafst. Denn er giebt ihn nur zu in autor, Adauta, Vitoria, Vitorius und dem unsicheren Beneditus. Dabei verlangt er für letztere form dem laute nach Benedittus, so dafs hier wirklich assimilation vorliege, in den andern formen hingegen ausfall. Beides ist aber der sache nach dasselbe, denn der ausfall setzt nothwendig lautphysiologisch vorherige assimilation voraus, wie z. b. auch Schleicher comp. I[1], 243 die sache für das slavische richtig darstellt. Nun ist aber diese assimilation des ct zu tt für die romanischen sprachen gradezu regel, sie tritt nach allen vocalen ein, wie folgende beispiele zeigen:

lat. factus, directus, dictus, octo, fructus,
ital. fatto, diretto, detto, otto, frutto,
prov. fatz, dreitz, ditz, oit, fruitz,
altfrz. fait, droit, dit, uit, fruit,
neben faict, droict, fruict,
frz. fait, droit, dit, huit, fruit,

wobei zu bemerken, dafs das auslautende z des provençalischen nur das alte nominativ-s ist, dafs die altfranzösische schreibung mit ct allerdings bis ins 15. jahrhundert reicht, dafs daneben aber die schreibweise ohne c bereits bis ins 12. jahrhundert zurückgeht, so dafs der aussprache nach die assimilation längst vollzogen war. Nun finden wir auch sonst, dafs romanismen oder wenigstens ansätze dazu sich schon meist in alter noch römischer zeit zeigen, vorwiegend in der lingua rustica, aber nicht ausschliefslich. Es wird dadurch also von vornherein wahrscheinlich, dafs auch spuren dieser assimilation von ct zu tt oder t bereits im lateinischen sich finden, namentlich in solchen wörtern, die isolirt stehn, also in eigennamen und solchen nominibus, deren zusammenhang mit einem wurzelverb durch specialisirung der bedeutung dem bewufstsein der sprechenden nicht mehr gegenwärtig war, während etymologisch durchsichtige formen das ct rein bewahrten. Dazu kommt, dafs wir schreibungen, wie mattea, salpitta,

cottana mit mactea, salpicta, coctana wechseln sehr; gleichviel nun, welches die richtige sei, jedenfalls beweist das, dafs zu zeiten des schreibers bereits ct und tt der aussprache nach zusammenfiel. Man braucht also nicht anzustehn, wo sich durch annahme dieser assimilation eine leichte und gefällige etymologie darbietet, dieselbe als geschehen zu betrachten.

Aehnlich liegt die sache bei p + t. Auch hier entsprechen sich

lat. captivus, septem, debita, subtus, *subtāna,
ital. cattivo, sette, detta, sotto, sottana,
prov. caitius, set, sotz,
altfrz. chaitif, set, dete, soz (souz),
frz. chétif, sept, dette, sous, soutane,

wo ja im franz. sept das p der aussprache nach gleichfalls assimilirt ist, während in sous die schreibweise eigentlich souts sein müfste. In isolirten oder etymologisch undurchsichtigen lateinischen wörtern scheint also allenfalls auch diese assimilation angenommen werden zu können. So bleibt nur noch die formel g + p oder c + p zu pp übrig, für deren existenz ich allerdings nichts beizubringen vermag. Durch assimilation nun halte ich die doppelte tenuis entstanden in folgenden wörtern:

57. pecco sündige ist von Bopp gloss. s. v. pāpás mit diesem worte und mit griech. *κακός* verglichen worden, auf welche möglichkeit bereits Pott etym. forsch. II[1] 277. 600 hingewiesen hatte, obgleich er auch eine herleitung aus ped-co oder perd-co und verwandtschaft mit perdo, pējor und pessimus für möglich hält. Aus der stelle Cic. parad. 3, 1: peccare est tanquam transilire lineas entnehmen wir, dafs die bedeutung des wortes etwa die unseres „übertreten" ist, also nichts böswilliges enthält. Daher wollte es schon G. J. Vossius aus pecicare von pecu ableiten mit der bedeutung *ἀλόγως* agere instar pecudis. Das ist nahezu richtig, aber nicht ganz. Nach der lat. wortbildung setzt pecco ein nomen *peccus voraus, welches nach den lat. lautgesetzen sehr wohl aus *pedĭcus entstehn kann. Andrerseits erfordern pējor und pessimus einen po-

sitiv *pedus, aus dem pējor hervorgeht für pedjor, etwa wie mājor aus magjor, pessimus für pedtimus wie egressus für egredtus. Von diesem *pedus ist *pedĭcus abgeleitet, wie das dem verbum albico zu grunde liegende *albicus von albus. Dies *pedus aber gehört zu skr. pádjatē, welches im Rigv. zu fall kommen, hinfallen, umkommen bedeutet, ferner zu sl. padą ich falle, von wurzel pad, deren bedeutung sich nach dem gr. πέδον boden und den wörtern, welche fuſs bedeuten, etwa als „den boden berühren" herausstellt, theils gehend, theils hinfallend. Darnach heiſst dann *pedus ungefähr „am boden befindlich, niedrig", pējor niedriger, schlechter, *pedicus gleichfalls „am boden befindlich", pecco also „am boden sich befinden, gestrauchelt sein, gefehlt haben". Gleicher wurzel ist auch lat. pessum, welches ich für den local gebrauchten accusativ eines verbalnomens halte, entstanden aus dem starken verb *pedo (= sl. padą) oder *pedio (= skr. pádjāmi) ich falle, *pessus also der fall, occāsus, pessum dare in den untergang geben, zu falle bringen, pessum ire in den untergang gehn, untergehn, construirt wie vēnum dare, vēnum ire.

58. occo ich egge ist gleichfalls ein denominativum und zwar von dem in den gloss. Isid. erhaltenen occa egge. Man hat letzteres wort zunächst mit gr. ὀξίνη zusammengebracht und cc für assimilirt aus ks erklärt, aber so wenig ahd. egja ich egge, lit. akė'ju dass. mit occo in der wortbildung übereinstimmen, ebenso wenig ahd. egida egge, lit. akė'czos, gr. ὀξίνη mit lat. occa. Es besteht zwischen den betreffenden wörtern bloſse wurzelgemeinschaft. Und so wenig lat. acidus trotz des gr. ὀξύς, oculus trotz skr. akši in ihrer bildung ein s enthalten, so wenig auch occa neben gr. ὀξίνη. Nach analogie von pecco liegt es nahe, occa aus ocĭca zu erklären, wie dies auch von Corssen kr. beitr. 27 unter beistimmung von J. Schmidt wurzel ak 73 geschieht. Da aber das suffix ka nur secundär auftritt, so erfordert occa eine einfachere, primäre bildung *ocus spitz, wovon ocĭca die mit spitzen versehene ist. Die gestaltung des wurzelvocals als o ist neben oculus, ὠκύς, ōcior, ὀξίνη nicht auffallend. In occa ist somit einfaches

aneinandertreten zweier tenues durch ausstofs des tieftonigen vocals, der auch in pecco stattfand, geschehen.

59. mattus oder matus betrunken bei Petr. 41, welche schreibweisen sich verhalten, wie adgrettus Paul. pag. 6 L. zu adgretus ibid. pag. 58, d. h. tt ist die etymologisch richtige schreibweise, aus der matus, adgretus erst durch die schwankende schreibung der lat. verdopplung überhaupt sich bildete. Die etymologie des wortes ist bereits von Pott etymol. forsch. I[1], 245, Pictet zeitschr. V, 323, Fick idg. wb. 135 richtig angegeben, welche das wort dem skr. mattás freudig, betrunken gleich stellen. Es ist somit particip zu madeo und verhält sich zu madidus wie stultus zu stolidus.

60. blatta schabe wird von Fick idg. wb. 123 zu lit. blakė wanze, lett. blaktis wanze, schabe gestellt und tt aus ct erklärt. Es ist kein grund, diese vergleichung oder assimilation zu bezweifeln, obgleich die wurzel dunkel bleibt.

61. mitto entsende ist von Lottner zeitschr. VII, 186 richtig zu lit. metù werfe, sl. metną dass. gezogen worden, denen sich auch sl. vŭmetą werfe anschliefst. Ferner vergleicht Ebel zeitschr. VII, 228 skr. mathnâmi agito und gall. matara geschofs, gleichfalls richtig. Wenn er aber nach Pott's vorgange wegen cosmitto als wurzelanlaut sm verlangt, so verweist Corssen kr. beitr. 431 dagegen mit recht auf ostendo, sustineo und hält nur mat für die wurzel. Das tt erklärt Meyer vgl. gr. I, 93 für assimilirt aus tj, ohne diese annahme durch analogien zu stützen. Ich zweifle an der zulässigkeit derselben und erkläre das tt lediglich als aus zusammenrückung entstanden, nämlich des wurzelauslauts und jenes präsensbildenden to, welches wir ganz unzweifelhaft doch auch in flecto beuge, necto knüpfe, pecto kämme, plecto schlage, plecto flechte haben, hier freilich nach gutturalen, allein an sich ist ja das suffix durchaus nicht an gutturale gebunden, und so steht es denn in mitto auch einmal nach einem dentalen. Auch die perfectbildung auf si, die gestaltung des supinums zu sum, welche mitto mit den genannten verben theilt, unter-

stützt die annahme analoger bildung. Schwächung des wurzelvocals a zu i ist vor doppelter consonanz im lateischen ja nichts seltenes.

62. topper, dessen bedeutungen sich bei dem hier stark verderbten Festus und bei Paulus als „sofort, schnell" und „vielleicht" ergeben. In per steckt jedenfalls die auch in semper, nuper vorhandene enklitika. Das pp halte ich für assimilirt aus dp, indem ich das wort in tod-per zerlege, tod aber für das adverbial gebrauchte neutrum desselben pronomens halte, das auch in tum, tam verliegt. Zu ergänzen ist etwa momentum oder ähnliches, so dafs z. b. die bei Paulus citirte stelle: topper fortunae commutantur hominibus zu erklären ist: hoc ipso momento. In der bedeutung „vielleicht" hat das per nicht die hervorhebende kraft, sondern, wie ja auch im gr. περ, die von quidem, und tod ist nur stütze für die enklitika, so dafs des Ennius vers: topper quam nemo melius scit sich so erklärt: quam quidem nemo melius scit, und topper besser durch „gewifs, sicherlich" übersetzt würde.

Aufser den genannten assimilationen sind noch zwei andre angenommen worden, nämlich erstens die von n+c zu cc von Corssen ausspr. I, 106. In der form nucquam für nunquam liegt dieselbe thatsächlich vor, und deshalb stimme ich auch Corssens ansicht bei, wenn er

63. ecce siehe aus en-ce erklärt, wie dies schon Pott etym. forsch. II[1], 138 gethan hatte.. Gegen die gleichfalls schon von Pott angebahnte ansicht, die von Benfey gr. wzll. I, 225, Curtius grundz.[2] 407, Meyer vgl. gr. I, 113 acceptirt und verschiedenartig durchgeführt ist, dafs nämlich wurzel ak „sehn" darin enthalten sei, spricht vor allem der umstand, dafs wir nirgends den vocal dieser wurzel zu e sich gestalten sehn, er wird, wenn er nicht a bleibt, stets zu o, wie bei Curtius spaltung des a-lautes 34 zu ersehn. Die gleiche assimilation tritt nach Corssen l. c. auch ein in

64. ecquis irgend jemand, ecquando irgend einmal, und ebenso in ecqui irgend einer, ecqui irgend wie, ecquo irgend wohin.

Zweitens noch hat man assimilation von c + s zu cc angenommen in vacca, flaccus, bacca, bucca, ecce, occa neben skr. ukšan, mrakš, bhakš, bhukš, ikš, gr. ὀξίνη und vereinzelt auch von s + c zu cc in siccus neben skr. çúškas. Alle diese wörter, vielleicht mit ausnahme von bacca, haben oben auf andre weise eine ausreichende erklärung gefunden, so dafs zur annahme dieser physiologisch gewaltsam erscheinenden assimilationen kein grund vorliegt.

Zum schlufs sind nun noch einige wenige wörter vorhanden, deren bis jetzt vorliegende erklärungen nicht befriedigen, ohne dafs ich andere an ihre stelle zu setzen wüfste, oder die sich bis jetzt jeglicher erklärung entzogen haben. Es sind folgende:

65. soccus schuh, welches von Spiegel zeitschr. XIII, 372 und Fick idg. wb. 172 zu baktr. hakhō m. fufssohle gestellt wird, von Corssen kr. beitr. 27 dagegen mit sagum und saccus zu einer wurzel sag bedecken, über welche bereits unter no. 1 bei saccus die rede war. Möglich scheinen beide erklärungen, aber der möglichkeiten giebt es noch mehrere, wie soccus aus *sodicus von *sodus = gr. ὁδός, wurzel sad gehen, oder aus *sopicus mit sl. sapogŭ zu wurzel sap anhangen, so dafs eben eine sichere entscheidung dadurch vereitelt wird.

66. guttur kehle hat Benary röm. lautl. 174 aus skr. ghuš tönen suff. -tur, wie in vultur, abgeleitet, Benfey gr. wzll. II, 115 dagegen es zu skr. ǵóšāmi liebe, lat. gusto gestellt; andere nehmen es für gul-tur. Alle drei erklärungen haben lautliche bedenken. Möglich wäre es, an skr. ǵatharas bauch, gr. γαστήρ, got. qiþus zu denken und das wort aus *gvat-tur zu erklären, möglich auch, es in *gū-tur zu zerlegen und aus gu schreien abzuleiten, sicher aber nichts.

67. gutta tropfen wird von Benary l. c. und Benfey l. c. II, 375 aus gud-ta erklärt und mit got. giuta zu wurzel ghu (skr. hu) „giefsen" gestellt. So lange nicht sicher im lat. anlaut g vor vocalen als vertreter der aspirata erwiesen ist, ist die erklärung nicht annehmbar. Eine eigene habe ich nicht hinzuzufügen.

68. guttus kanne, und

69. gutturnium opferkanne gehören offenbar zusammen. Ersteres erklärt Benary l. c. aus gud-tus von wurzel ghu giefsen, was unannehmbar. Für gutturnium giebt Paulus die form coturnium, wonach in gutturnium das g erweichung ist wie in gubernator, gurgulio u. a., worüber Christ gr. lautl. 99 zu vergleichen. Dann scheinen sich die wörter an gr. *κοτύλη* becher, schale anzuschliefsen, obgleich das als sicher nicht angesehen werden kann.

Gänzlich der erklärung ermangeln

70. blatta purpur,

71. atta der auf den fufssohlen geht Paul. Diac.,

72. salpitta backenstreich, wofür auch salapitta und salpicta gelesen wird.

Das ergebnifs der untersuchung ist also folgendes:

Die doppelte tenuis entsteht:

I. durch geschärfte aussprache eines lautes

1) nach langen vocalen:

in hicce, Juppiter; vappa, lappa, lippus, cippus, cuppes, stuppa, sappīnus, applūda; vacca, vaccīnium, maccus, bacca, baccīna, cracca, flaccus, siccus, bucca, bucco, buccina, muccus, muccor, succus, succinum, groccio; blattio, vitta, littus, littera, glittus, gluttus, gluttus, gluttio (34 formen);

2) nach kurzen vocalen:

in quattuor, cottidie, succerda, vaccillo; cattus; flocces, floccus, eccere, accipiter; suppus, suppus, tippulla, vappo (13 formen).

II. durch zusammentritt zweier laute

1) ohne assimilation:

in perfecten, wie rettuli etc., und in mitto, occa (zwei formen);

2) mit assimilation:

a. von muta an folgende tenuis: in den präpositional-

compositis und in hocce, quicquam, ac; adgrettus, cette; quippiam, quippe; mattus, blatta; topper (10 formen);

b. von n an folgende tenuis: in ecce, ecquis, ecquando, ecqui, ecqui, ecquo (6 formen).

Weitere assimilationen waren nicht erweislich, weder vorschreitende von tenuis an tenuis, noch die von c + s oder s + c zu cc.

Lauenburg in Pommern, den 28. märz 1868.

Dr. Carl Pauli.

Zur dialektforschung.

II. Alemannisch.

Schimpf und Ernst von Joh. Pauli, herausgegeben von H. Oesterley.

Der name Johannes Pauli, des schreibers der Geiler'schen predigten, ist in der geschichte der deutschen literatur so hinlänglich gewürdigt, daſs ich da nichts hinzuzufügen brauche. Das jahr 1866 brachte uns denn unter den verdienstvollen werken des stuttg. lit. vereines auch das volksbuch „schimpf und ernst", doch ohne jegliche sprachliche bemerkung, nur mit höchst mangelhaftem wörterverzeichnisse; desto besser hat der herausgeber sich des sachlichen theiles beflissen und niemand kann zwei herren zumal genügend dienen. Ich will darum zur sprache Pauli's im genannten volksbuche einiges herbeitragen.

J. Pauli ist ein Alemanne durch und durch; er sagt die wahrheit in derbster weise und läſst manchmal, wie sein gesinnungsgenosse, der wackere Geiler, tiefe einblicke in die zeit thun, einblicke in wundmale, die nur allzusehr nach gänzlicher reformatio in capite et membris schreien auf politischem wie religiösem gebiete. — Er ist darum an manchen stellen ein commentar zu dem satirischen „netz des teufels" und zu Geiler selbst. Seine sprache ist die hochdeutsche, mit hie und da stark gefärbtem alemannischen anstrich. Als schreiber von Geiler's evangelienbuch

und der Geiler'schen meisterwerke schaut der originelle mann auch dort heraus, wie er sich in schimpf und ernst zeigt. Der anstrich ist der elsässisch-oberrheinische; die meisten seiner sprachlichen eigenheiten sind heute noch dem altstrafsburgischen bisthumsgebiete und dem Schwarzwalde eigen.

Die alten kürzen besonders zweisilbiger wörter, die der Alemanne noch vielfach vor seinen nachbarn bewahrt hat, bezeichnet J. Pauli mit verdoppeltem consonanten: häsz (lepus) s. 30; pl. hässen s. 37. närrung 145. nässen (pl. zu nase) 39. häffen, hafen 95; pl. hĕffen. ĕssel (asinus) s. 95. maulĕssel 118. hĕffelin 159. man lĭsset und lĕssen inf. 22. vermitten 38. mit widden 337. hössen 29. 276. köller, der (Köhler) 153. löss (ausculta) 65. gelösset 50. Die echt alem. ei für i: l*ei*gen = liegen 174 und für iu in l*ei*gen und stelen 240; was heute noch weit über des Schwarzwalds saum hinab spurenweise fortlebt. ie richtig in kr*ie*gen 27. Das ou f. ô: koupf 21, kastfaut (vogt), wie im Ulenspiegel foud, bout; koupf in der sage von Karl M. und der schlange, zürich. mittheil. d. antiq. ges. III, 4 und Geiler's evangelienbuch f. 189a. houlz in der dorfordnung von Achern 15. jahrh. Mone zeitschr. 14, 285.

Die alten âi in sâijan sind echt der volkssprache gemäfs ey geschrieben: kr*ey*et (der hahn) 20. w*ei*et der wind 355. n*ey*ten 363 u. s. w. Das ing = ig: reis*ing*en hengst 25 klingt ganz riefsisch und bairisch. n in pflu*n*-feder 341. Die echt alem. elsäss. umsetzung: es birnt 140, in mark(t) fehlt t wie echt bairisch heute noch (273).

S. 238 ist zeile 7 von unten *m*eigten statt *w*eigten zu lesen.

Dieses wenige über die lautverhältnisse, die mit den Geiler'schen predigten, dem allerweltsdistillierer Brunswick und Ulenspiegel genau stimmen. Ebenso treffen diese in dem wortschatze zusammen. Ein alem. schlagwort, wie wir es in unserer zeitschrift XV, 193 ff. aufgeführt haben, ist „dottenboum“ 146. 316, das neben dottenbâr 235 in schimpf und ernst begegnet. Vgl. Ulenspiegel 136, 137: da kamen die begynen und leyten den todtenboum wider

uff die bar. — als der boum erwent was a. a. o. wan als sie all stunden nun uff dem kirchhof umb den todtenboum u. s. w. Die strafsburger polizeiordnung 1628 hat f. 94: tax der todtenbäum. Im übrigen haben unsere liebe geheime mittrathsfreund, die fünffzehen von diesem defs taxt der todtenbäum halben geordnet — es mag gefordert und zalt werden für einen der grösten und wol ausgemachten todtenbäum 1 pfund, zehen schilling u. s. w. Ganz für einen ähnlichen gegenstand scheidet sich Baiern wieder durch das uralte wort rechbrett (hraiva-) streng von Alemannien. Der Baier spricht ch scharf: réchbrett(hh); es sind die mit schwarzen kreuzen bezeichneten todtenbretter, worauf der todte gelegt, die man in wäldern und feldern an wegen trifft. In der zweiten hälfte des 17. jahrh. konnte der volksthümliche prediger Heribert von Salurn es auf der kanzel bringen: „zween Capuziner nahmen sich nun den todten körper an, wolten ihn auf das rechbreth legen und gebührend ankleiden". „Man solte sich gedulden bis der todte auf das rechbreth gelegt" u. s. w. Dieses wort treffen wir nur in altbairischen, tirolischen, österreichischen gebieten.

Das andere schlagwort anke, swm. butter hat Pauli ebenfalls. 54: da was in dem kloster wein, brot und ancken; 9: und uff einmal hat sie ein heflin mit anken u. s. w. Sieh zeitschr. XV, 212 ff. — Das dritte wort ist keib = aas; 68: sie sein gleich den thieren die die keiben umbston, die grosen thier, als lewen, beren u. s. w. die reissen gross stück us einem keiben u. s. w. Unsere zeitschr. a. a. o. s. 199. Grimm wb. V, 431. Geiler, evangelienbuch f. 202 sagt vom fuchs, der sich todt stellt „so kumen dan die rappen und sizen uf in und bicken in in und wenen er sei ein keib". Her, im veldbauw 1537 f. 220b: „man sol (die hund) sie von keinem keyben oder selbstgestorben thier essen lassen".

Entschieden ist matte alemannisch 115. 367: da kam er uff ein matten u. s. w. man trûg in uff ein matten oder wisen u. s. w. Unsere zeitschr. a. a. o. 207 wo ich auf maden im bairischen und schwäbischen verwies; a

sollte wie in nådl, trådl (nâian, trâian), organisch å sein; allein die übrigen südd. dialekte haben ă und die alte kurze aussprache alem.: madda; es dürfte wohl schwerlich ein altes mătu angesetzt werden.

Echt alemannisch ist kensterli heute noch = kasten, kiste, trog; 148: das silberin geschir in einem kensterlin; 175: und thet ein thürlin uff an einem kensterlin und meint es wer ein fensterlad u. s. w. Grimm-Hildebrand wb. V, 171.

S. 200 ist ansser geschrieben und bedeutet da eine umhängende tasche: „da greiff der meister bald in seinen ansser und zohe ein amböszlin und ein hemmerlin herusz". Ich setze aunser in unserer stelle. Das wort lebt heute noch auf der Alb und dem Schwarzwald bald für brotsack, bald schul- und büchersack. Vgl. Grimm wb. I, 586. augsb. wb. 35b. Weidäser oder brotsacklein bei Forer thierb. 33b. Städtechroniken V, 274 anmerkung. Schmid wb. 32. Pauli selbst setzt 210 füterseckel dafür; 377: deschen schlechthin; ebenso 218. 229.

Dafs es zu ltan, az steht, hat schon der alte Stalder bemerkt. Für den dienstag gebraucht Pauli zinstag, echt alemannisch; während schwäb. (augsb.) schriftdenkmäler nur „aftermentag" haben und das volk auch noch so spricht.

Echt strafsburgisch-alemannisch ist mör mutterschwein (scrofa), „ist noch im Elsafs gebräuchlich und in der Schweiz". Frisch I, 669c, wo es auch im niederländischen nachgewiesen wird. S. 353: „ist es (speck) von einer moren oder von einem rotberg; 37: in dem da kam ein mor, ein saw daher lauffen, die was ganz katig und wüst; 408: da war vnngeferd ein saw, oder moor, die frafs den apffel". In Geiler's evangelienbuch f. 105a: „wan ein eber kumbt zů einer moren und ir begert: wan die mor ein or gegen den eber henkt, das ist ein zeichen das die mor des ebers begert". Her, im veldtbauw, Strafsburg 1567 f. 221b: „wan sie entpfangen haben, sol man die eber von den moren absondern; dann so sie mit jnen stets kämpffen vnnd sie stofsen, geben sie ursach darzů, das die

moren verwerfen. Ein eber ist für 10 moren genügsam sie besteygen. Dann die moren trieben sie von sich, darumb das sie die jungen so übel beifsen im saugen f. 222a. Die moren rammlen das ganze jahr, also das sie dreimal im jahr werffen mögen a. a. o. Ein jede mor sol man in ein sondern stall thun, so sie werfen wil a. a. o. Nun ist aber besser, das ein jede mor jre jungen seug" a. a. o. Grimm sv. bauernviol I, 1183. Frisius 666: scrofa, ein loofs oder mor, mutterschwein. Dasypodius scropha, ein mutterschwein, eyn lofs oder mor. In der strafsburger polizeiordnung 1628 S. 8 (appendix) „das niemand kein more in der statt ziehen soll".

Das wort rotberg, das Pauli gebraucht für männliches schwein ist rotbarg; die zweite hälfte lebt heute noch an der obern Donau und dem obern Nekar; sieh barg = porcus, Grimm wb. I, 1133. rotbergin schmer ist nicht selten in arzneibüchern des Oberrhein's sogar Schwabens zu lesen.

Für mor ist jetzt alemannisch und schwäbisch laofs allgemein; dafs es aber früher auch an der obern Donau üblich war, bezeugt das Moradöbele, ein wald bei Tuttlingen.

Echt alemannisch ist schlötterlin schlagen 338 = einem scheltworte anhängen; an der obern Donau: 'n schlätterling werfen. Im Allgäu (Amtzell) „'n schlätter anhenka". schlötterle anhenka, Freiburg i. B. Frisch II, 201c. In Geiler's evangelienb., Hedion's chronik und im narrenschiff. Es scheinen schlötterle, schnätterling ausgespritzte tropfen einer weichen masse zu sein, z. b. von kühkoth; von etwas „schlotterndem". Im bairischen „a klamperl anhängen". Der schon genannte Capuziner provinzial Heribert von Salurn predigte einst am feste des hl. apostels Matthäus „von klämperlen anhängen". An der obern Donau sollen besonders die frauen ihre ohrenbeichte gleich mit dem satz beginnen „i hō schlätterling gworfa". späzlen, spätz reden in alemannisch. ältern schriften sagt ungefähr dasselbe aus.

Gefettern = wie verwandte spielen, kinderspiel treiben; 17: es kamen uff einmal fier jungfrawen zůsamm und gefetteretten einander und schimpften mit einander. 313: da erschein ir der her Jhesus in eins kindlin's gestalt und gevetterlet und schimpft mit ir; 344: da kam ein hübsches kneblin geloffen in iren geren, die fraw gevätteret mit dem kind u. s. w.

Heute noch an der obern Donau, im Wiesenthal volkūblich. In dem festgedieht auf Hebels säcularfest am 10. mai 1860 „en usstich“ von Raupp heifst es s. 30: 's būebli (Hebel) het gvetterlet, isch ummenander gsprunga“. dort han i gvetterlet s. 40. Eine andere stelle:

Het 's būebli gmacht, was eba d' chinder mache:
's hett gvetterlet u. s. w.

In Tuttlingen heifst heute noch das gassenspiel der jugend so; sonst alemannisch auch gschäfferlen und im Allgäu an einzelnen orten gopa; am mittlern Nekar „schimpfla“. Vergl. Theophilus, niederdeutsches schauspiel von Hoffman v. Fallersleben, Hannover, Rümpler 1853 v. 237: nu spêld hei gêrne dat vadderspel; Hoffmann bemerkt hiezu s. 41: „Gevetterspiel spielen“. Hier ist wohl kein bestimmtes spiel gemeint. Es soll wohl nur heifsen: „wie zwei verwandte im einverständnis gegen einen andern spielen“.

Zu Isschmarren s. 139 und 318 vgl. Geiler's evangelienbuch f. 170a: „Es ist das gotzwort, es sein predigen, das sihestu wol in den künigen und keiseren, fürsten und bischof, die kalt sein als ysschmarren“.

Zu „gegablete frag“ s. 73 vergl. evangelienbuch f. 54b: sie hůbent in eine gegablete frag für u. s. w.

Wetten (81), anspannen, anjochen ist heute noch im Schwarzwald üblich, ebenso da und dort im Allgäu; während es in Schwaben schon seit dem 15. jahrh. ausgestorben ist. Evangelienbuch f. 4a: uf einem fülli, dem sun der yngewetteten eselin u. s. w.

Unklar ist in stelle 115: wir lesen von dem grosen Alexander, da er ein knab was, da kam er uff ein matten; da lūffen die jungen edlen und burgers sūn der herren-

bar und hetten kurzweil mit einander. In dem Allgäu, Tanheim sagen sie noch „des herregang“ = sogleich, was in der Baar flätig und blofs heifsen kann. Ich halte der (des?) herrenbar für dasselbe.

Merz (273) ist heute noch auf dem Schwarzwald üblicher ochsenname. Vergl. in dem alem. liede von 1632 in Frommann's zeitschr. IV, 97, 4:

mertz dahinda, moay hear u. s. w.

Auch vom Lesachthal verzeichnet es Lexer a. a. o. 160.

Weitling (246. 382) = witwer lebt ebenfalls noch als witling im obern Donau- und Nekargebiete. witweling im rotweiler stadtr. I, 71a. wittling, dem das weib gestorben ist bei Jos. Maaler f. 502b. Ebenso Frisius 191.

Wage = wiege 169. 269 ist noch üblich im Schwarzwald als wagle, das. Schmid 312 verzeichnet es als dem Elsafs eigen. Wagle im Wiesenthal (Hebel). Im leben Liutgarts von Wittichen, Mone quellens. III, s. 468b: item in demselben dorf was ein kind, lag in der wagen. Ahd. waga. Graff I, 662. Im armen Heinrich v. 868. Mhd. wb. III, 641b.

Dem schůhbletzer 379 entspricht im fränkischen altraissn oldraissn; heute noch auf dem höchsten Schwarzwald altbietzer. (bietzen = flicken.)

Zwechen 195; zwuog 35 ist heute oberdeutsch nur noch vom waschen des kopfes üblich.

Puncktenloch = spundloch 23. In alem. schriftwerken nur „bonten, ponten, bunten“. Schmid 107 nennt diese unsere formen schweizerisch. Das Grimm'sche wb. II, 529ff. bringt nur alemannische belege. Die donauesch. hs. no. 792 hat bonten öfter; auch bei Hebel.

Fürgehen (93) = vorübergehen sagt man heute noch allgemein im Mindelthale; „er ist für ganga“ gerne von leuten die am fenster vorbeigegangen sind. Im evangelienbuch f. 83b: „wan er (der) bilger durch ein dorf gat, das er die bauren under der louben sicht tanzen, er gat für und lůgt, das er sein fart volbring“. In dem neuen testament noch vor 1521 bei Froschower in Zürich in 32° ge-

druckt (augsb. bibl. des hist. v.) steht es oft; z. b. f. 22a: unnd do sy horten das Jesus fürgieng, schreyen sy und sprachen u. s. w. f. 55a: vnn do jesus fürgieng, sach er Levi, den sun Alphei um zoll sitzen u. s. w.

Sûgferlin (93) = saugschweinchen, auch im rotw. stadtr. f. 34a (I, 65b); ferlin im Ulenspiegel 136.

Speidel (165) = keil von holz um holz zu zerspalten, ist allgemein in der rottenburger gegend; wogegen das alem. bissen mehr einen eisenbeschlagenen „weck“ bedeutet. Unsere zeitschr. XV, 278.

Plaphart (114. 172) eine ursprünglich nur alem. münze; andere formen sind blaffert, plaffert; sie fanden mit dem anfange des 15. jahrh. allgemein eingang in der südwestecke Deutschlands; man nannte sie noch länger nebenbei schillinge. Schon a. 1423 gab es neue und alte blafferte. 32 bl. machten 1 pfund häller. Die basler, laufenburger, freiburger bl. waren allbekannt. In den alem. schriftwerken wird blaffert oft gebraucht als mafs für dinge von kleinem umfange.

Dunken, swf. suppenschnitte (167) „und was er inen sagt oder rat, so ist ir dunken uff der suppen die best und die gesalzelt“. — An der obern Donau heute noch deĭkle = dünckle; sieh unsere zeitschr. XV, 264.

Kutzhût (185) „der pfaffenkleid, das sein die weichen kutzhût die sie in dem winter umb das maul schlagen“. Als frauenkleidungsstück ist es ebenfalls strafsburgerisch echt volksthümlich: „ein runder dicker kragen um den hals, von zobellfell oder marder überzogen, welchen die weiber zu Strafsburg umschlagen; unter dem halse mit einer grofsen schlauffe oder masche zugebunden“. Amaranthes frauenz. lex. 2. aufl. s. 921. Im evangelienbuch f. 208a: „du sihest wol, wie mein überröck, mein chorhemd und auch der kutzhût so weich und gût lind seint, wa es mich an den bakken anrûret, so gibt es mir warm“. Im niederdeutschen galt beffe dafür. Sieh Theophilus v. 335 (Hoffmann v. F.) beffe, chorkappe, chorhut der domherren. Teuth. beffe, choirhoit. „Almucium. Malmucium. Ambucius“. Kiliaen verweist bei beffe auf Al-

mutse: pallium pelliceum quo sacrificus caput humeros que tegit. Vergl. Hoffmann dazu s. 43. Wenc. Brack in seivocab. 1487 hat noch „Almucium. Kotzhuot“.

Dazu gehört kutzenstreicher 39 (unten) und 303 = schmeichler. Vergl. auch im evangelienbuch f. 159a: „er mufs jederman den kutzen streichen und federn von dem ermel lassen“. Neben den kutzenstreichern haben die dellerschlecker s. 40 ihren platz, die man schlechthin zusammen in der ältern sprache „zututtler“ nennt (adulatores). Vgl. augsb. wb. 130.

S. 39 lese ich (zeile 28) trotten statt trossen, weil ersteres in diesem sinne vorkommt in alem. schriften und in der sprache der rebleute noch üblich ist; trottboum ebenso. Vergl. die „trübel ûs treten und trotten“. Unsere zeitschr. XV, 278. trotteln ist noch hochdeutsch erhalten.

Kemmet (41) ist allgemein üblich im alemannischen und schwäbischen, wogegen die Baiern kemmich, kemmj haben.

Die Maltzen (284), die Malazen spielen am Oberrhein eine bedeutende rolle; noch jetzt örtlichkeiten nach ihnen benannt. Sieh wbl. z. volksth. s. v.

Essichenden wîne (51) vergl. dasselbe „essichendem wîne“ (dativ) in der donauesch. hs. 792 f. 62a.

Hûrensack 55. In zusammensetzung mit sack in üblen titulaturen des excessiven weibervolks überbieten sich besonders die volksthümlichen ältern kanzelredner: schleppsack, madensack u. s. w. Vergl. augsb. wb. 383a. Lastersack kommt auch oft vor. Reinhold Köhler hat eine hergehörige notiz: kunst über alle künste 1864 s. 215.

Krûssen (69) = krug ist echt alemannisch. Baar. Schmid und Stalder bezeugen es. — Bei Tübingen und und Rotenburg scheint es nicht mehr üblich.

Furt (70) hat sich alemannisch und schwäbisch in unzähligen örtlichkeiten erhalten, wo alle äufsern anhaltspunkte längst weggefallen sind.

Ürtin (173) 1) zechgelage, 2) zeche, geld hat sich heute noch auf dem Schwarzwald erhalten.

Knüwlin 85; knülin 333 = ein kleiner knäuel garn; knuile gegen dem Allgäu hin; knoil dem bair. wald zu; böppele in der rotenburger gegend.

Erneissen (150) = experiri, explorare, ausschnuffeln, gleichsam wie der hund, der fuchs mit der nase aufspüren. Evangelienbuch f. 48a: also erneissten sie alle ort, wa sie etwas fünden, das sie in möchten verklagen. Vergl. Grimm wb. III, 922 (erneusen). Es ist kein specifisch alem. wort, was man etwa den beispielen im wörterb. entnehmen könnte; die Baiern haben es ebenfalls nur mit ihren beliebten vorschlagsilben der- und g: derneissen, gneissen; sieh Schmell. II, 707.

Bauernfigil (360) und hofiert in die kirchen vnd sazt einen grossen bauern vigel. Der abenthürer stůnd uff und hofiert an des pfaffen bett ein grosse bauern figil a. a. o. Grimm wb. I, 1183: bauernviol = stercus; bei Geiler „sünden des munds" bauernviol, burenviel a. a. o.

Hopsertanz (148) noch heute üblich, meistens blos hopsar.

Bei der kartůsz (195) vergl. Grimm-Hildebrand V, 243.

Die ausdrücke wamisch (167) = wamms; scheibenhůt (184) grofser, breitrandiger hut (Frisch II, 169a); wetschger (86, 185, 379) sind alemannisch und schwäbisch.

Kodern (148) = schleim ausräuspern und ausspucken; koder schleim; noch heute volküblich.

Beraffen (203) bereden, heute noch allgemein üblich bis Tübingen; besonders bei unheimlichen künsten, bei besegnungen mufs man „aübrafflet des ding dõa". Vgl. Grimm wb. I, 1485 ff. Im evangelienbuch beraffel in nit und nit far in an vor den leuten f. 752a. warumb hat er sie berafflet und uberboldert f. 108a.

Kegel (208) was ein grober kegel zů Villingen. Vergl. evangelienbuch f. 139a: die wüsten kegel, die tag und nacht vol seind. Ganz wie im evangelienbuch f. 36b knollen. wan zů diser zeit sprechen die groben knol-

len: wir hon nit gern lang predigen, vil lieber lange bratwürst. Vergl. Grimm-Hildebrand V, 387. 11.

Seilen (374) eine bettstatt; vergl. evangelienbuch f. 33a: item der herr schlůg ein nagel mit dem andren uſs, als da man ein beth seilet.

Hotzeln (292): „der keiser nam die zwen heller und fieng an zů lachen, das er hotzlet“. Dieses hotzeln, das Felix Würz ebenfalls braucht, bedeutet heute noch aufstoſsen; in folge des körperschüttelns speisen, speichel aus dem munde geben. Baar. Hier: „der kaiser lachte daſs ihm der speichel zu dem mund und besonders den mundwinkeln in folge des lachens, des körperschüttelns, herabrann. Die stelle bei F. Würz: „und das kind weinet und nicht mehr das hotzlen, umbhertragen und aufheben erleiden kann“ (= schütteln, schotteln).

Hudlerin (351), haderlumperin bairisch = lumpensammlerin. Hieher gehört der in unserer zeitschr. XV, 259 richtig gedeutete kinderwiegenreim hudel, hadel u. s. w. Bei Keisersberg kommt hudel oft vor, worauf schon Frisch I, 471 b aufmerksam macht. Evangelienbuch f. 68a: ire hudlen, ire cleider, röck und mentel: das sein die lumpen und die sudelen, die du auf den esel legen soltest. Er (St. Martin) het einen zerriſsnen, hudelechten mantel f. 197b. es hudlet als umb in ist kein dapferkeit f. 150b.

Krittling (396) das adv. ist heute noch sehr volksthümlich. — lipfel (275) = lipbefilde, begräbnis.

Lotterbettlin (117) faule bank, pritsche meist beim ofen, ist noch heute alemannisch und schwäbisch volksüblich. Augsb. wb. 319a. Im evangelienbuch f. 44b: und lůgen (die frauen bei der Westerlege) das sie uff das lotterbettlin kummen.

Andere bemerkenswerthe mir theils bekannte theils unbekannte wörter sind: blotterspil 95? dömeln 328? gernlin 274? guoter montag 237 ist alt und bekannt. geren: rockzwickel (216, 344) hat vielen alemann. gleichgestalten fluren und wäldern den namen gegeben. merhen 222. 248 ist auch schwäbisch. trüsel 140 kommt

bei Geiler oft vor. brossen 318. Ein gutes wort ist der versesz 59, die verstrichene zeit und das damnum emergens. rösch 67 allgemein damals, = resch, Ulenspiegel.

Zur liturgischen sprache gehört s. 314: da die mess uskam = als der celebrant zur sakristei heraus auf den altar kam; noch heute schlechthin am Oberrhein 'roufskomma oder wie Pauli „må d' mess ist 'roufskomma".

Messwein ist der opferwein 203. messliechtlin 73 sind nicht die lichter auf dem altar, sondern die in kathol. gegenden auf einen kerzenstock neben dem altar aufgesteckten wachslichtlein, die verschiedene fromme intensionen zum grunde haben können.

Prediggelt scheint eine besondere heute nicht mehr bestehende abgabe gewesen zu sein 314.

Fronampt 344 ist die solenne missa cantata der hauptgottesdienst am sonntag oder festtag, fronmesse im Ulenspiegel. tagmesse: missa quotidiana 212. der passion predigen am charfreitag 272. am grünen durstag 213. Das wort sigrist aus sacrista (406) beschränkt sich, scheint es doch mehr auf den alemannischen Oberrhein. S. 59 ist von vieropfer die rede. Es sind ursprünglich die grofsen volksthümlichen opfer, welche das volk der kirche an den 4 hauptfesten darbrachte; sodann wurden, nachdem das opfer längst aufhörte, nur noch die vier feste so genannt. Noch im 17. jahrh. heifst eine abgabe im horber bezirk „vieropfer", weil sie an den bezeichneten tagen an die herrschaft entrichtet werden mufste.

Ein jeger messe 57 = eine kurze messe, missa venatoria schon im mittelalter genannt.

Kurze mess und lange jagd
einen guten jäger macht.

„Wie man schnappenwerk im bapstumb jegermessen genennet hat". Vgl. Uhland in Pfeiffers Germania I, 1 ff. Kirchenschmuck von Schwarz und Laib (Stuttg. Metzler) 1864 s. 59 XV. bd.

Folgendes möge noch zur sachlichen erklärung dienen.

S. 33: in das halsyssin stellen ist die prangerstrafe oder der lasterstein. Vergl. Osenbrüggen, alemann. strafr. s. 111.

S. 39. Diese geschichte von der nase erzählt man fast ganz ähnlich von einem alten herrn von Thessin zu Kilchberg bei Tübingen und seinem hofnarren.

S. 62 unten: die meinung, dafs man einer ersten mefs zulieb ein eiserne sohle an den schuhen durchlaufen soll, ist heute noch echt volksthümlich.

S. 357. Zu dieser geschichte von der schlange und kröte vergl. die alem. züricher sage von Karl dem Grofsen und der kröte. Mittheil. d. antiquar. gesellschaft in Zürich. Die sage ist ursprünglich niederrheinisch.

S. 277. Die Pelagiuslegende, vergl. mein volksthüml. I, 416. 417.

Berlin, aug. 1868. Dr. Birlinger.

Die verba auf -erare -izon.

Nichts ist für sprachgeschichte von gröfserem interesse als für formen, die auf den ersten blick junger entstehung zu sein scheinen, entwicklungsstufen aufzufinden, welche dieselben ohne annahme eines sprungs, ohne willkürliche voraussetzungen in die reihen nachweisbar successiver bildungen einzufügen gestatten, und ältern zusammenhang da zu statuieren nöthigen, wo man sonst über die annahme einer analogie zwar, aber einer gegenseitig unabhängigen hinauszugehn kaum wagen würde. Die formen der derivativverba auf lat. erare, got. ahd. izon ison (vereinzelt -eron uoberon āpas) gehören unter diese klasse, unter die klasse von bildungen zugleich, von denen man am allerwenigsten aufklärung wichtiger sprachhistorischer thatsachen zu erwarten geneigt sein dürfte. Das griechische zeigt nur *ἀσχαλάω* (*-όω*), dessen *-σχαλ-*, identisch mit dem gleichlautenden element in *ἀσχάλλω*, skr. sahas ist, so dafs beide verba „nicht aushalten, nicht „ertragen (vgl.

aegre moleste ferre, *χαλεπῶς φέρειν*) bedeuten. Slavisch findet sich колѣсати, dessen ѣ höchst wichtig, und, was ich hier nicht ausführen kann, bürge für das hohe alter der form ist. Ein paar litauische formen übergehe ich, da höchstens timsoju mit sicherheit hieher zu rechnen.

Wie man sieht, kommt diese bildung nur im latein und im deutschen in einer nennenswerthen zahl vor. Das sanskrit, wo die form entweder -asājá oder -arājá gelautet haben müfste, bietet nichts der art; dagegen der Atharvaveda (XIV, 2, 20) eine höchst merkwürdige form asaparjāit:

jadá gárhapatjam ásaparjāit púrvam agním vadhúr ijám
ádhā sárasvatjāi nāri pitṛbhjaçka námas kuru.

Der sinn ist ganz einfach und nicht mifszuverstehn. Die form asaparjāit (3. imperf. act.) erweist sich durch zwei elemente älter als die lateinischen und deutschen formen, durch eines das sie besitzt, durch ein andres das ihr fehlt.

Wir finden nämlich das im lateinischen zu -er-, im got. ahd. zu -is- umgewandelte neutrale -as in der gestalt -ari-, d. i. das alte schlufs-i der bildung, das wir vielfach nachzuweisen uns bemüht haben, ist hier unwiderleglich vorhanden (vgl. saparjāmi ratharjāmi).

Der zweite punct, der ein höheres alter dieser bildung erweist, ist das fehlen des -á vom -ājá; wir haben statt einer ājá- eine āi-bildung. Der entwicklungsgang war also: a$^{s.}_{r}$i-āni a$^{s.}_{r}$i-āi a$^{s}_{r}$-āi-á. In bezug auf letztern punct ist diese bildung analog den von uns bereits bekannt gemachten formen açarāit (Atharvav. VI, 32, 2), çarāit (ebendas. VI, 66, 2); dazu noch ví çarāis (ebendas. XII, 3, 18). Alle diese formen bieten mit genauer analogie zu dem verhältnis zwischen den consonantischen und den davon weiter gebildeten a-stämmen āi gegenüber jüngerem ājá. Ja man könnte streng genommen auch niprijājáte (Atharvav. XII, 4, 11), da es die 3. plur. repräsentiert und als solche nach den regeln der a-conjugation -ánte haben müfste, für eine solche form ansetzen. Da indefs das wort am schlusse des verses vorkommt, so bleibt es vielmehr wahrscheinlich,

dafs das n nur ausgelassen ward, um die nothwendige kürze herbeizuführen. Formen wie páräçarīt (VI, 75, 1) upástarīr (XII, 3, 38) niranajīt (X, 4, 26) etc. sind wie astavīt als imperfecta zu betrachten. Der mangel der vṛddhi hindert sie für aoriste zu halten.

Eine form aber, die mit sicherheit hieherzuziehen, ist ápāǵāit (Atharvav. XII, 3, 54):

varšám vanušvápi gaḱha dēváns tvaḱó dhūmám parjút-
pātajāsi |
viçvávjaḱā ghṛtápṛšṭhō bhavišjánt sájōnir lokámupa jā-
hētám ||
tanvàm svargó bahudhá víḱakrē játhā vidá ātmánnanjá-
varṇām |
ápāǵāit kṛšṇám rúçatīm punānó já lōhinī tám tē agnāú
ǵuhōmi ||

„erlange regen, geh zu den göttern, von der haut mach auffliegen den dunst, werde überall hindringend ghṛtabeträufelt, als solcher mit wasser nahe dieser welt" (sajōni: vielleicht besser „als hausgenosse"). „Oft hat svarga die gestalt geändert, wenn er innerhalb seiner selbst die anders farbige sah; die dunkle (tvac) trieb er fort, und liefs so erscheinen die glänzende, die rothe opfere ich dir im feuer" (vgl. v. 21).

Dafs ápāǵāit nichts anderes als imperf. 3. sing. act. von aǵ-āi- ist, liegt auf der hand. Die dunkle regenwolke löst sich in die hellen regentropfen auf. Dafs wir sonst von einem solchen stamme keine spur haben, darf gegen diese erklärung nicht vorgeschützt werden; viele von diesen formen müssen früh dem sanskrit verloren gegangen sein. Findet sich doch noch von wz. tud vereinzelt vítūdājasi (Atharvav. 2, 32, 6).

Die analogie der -āi- und -ājá-bildungen zu den consonantischen und a-weiterbildungen tritt besonders in den slavischen nominalen -ājá (-аи) bildungen hervor *). Man vergleiche damit die sanskrit. aja-classe und die nomina auf -aja, slavisch и- (ти) und ии: ābhōgája ilaja éǵaja vā-

*) Griech. hieher mit bestimmtheit αὐδώ (richtig αὐδῷ) und αὐδᾶν.

-ǩamīṅkhaja ahraja (statt ahvraja; vgl. Atharvav. 8, 4, 14 bṛṇīšē statt hvṛṇīšē hṛṇāju), atipārajá (ved.) nidhārajá ǵjōtajamāmaka (jāvajaddvēšas jātajaǵǵana çrāvajat pati °sakhi stanájadama ǩōdajanmati) славий (skr. çrāvaja) вравий повадрий мравий, offenbar verkürzt вождь богомоль (prof. Miklosich bild. d. nom. im altslov. p. 14). Hiezu berechtigen adjectivische bildungen ий von ъ-stämmen божий von богъ, die griech. *οἰκεῖος* von *οἶκος* genau so entsprechen, wie griech. *ὀκνείω*,. slav. хвалити. Gleichwol liegt auf diesen letztern bildungen, und denen, die in andern sprachen ihnen zu entsprechen scheinen, noch ein schwer aufzuhellendes dunkel.

Prag, 25. juni 1867. Alfred Ludwig.

Anm. Die slavischen bezeichnungen славий вдъодъ für nachtigall und widehopf scheinen uns unverkennbar eine beziehung zu dem mythus von dem könig Tereus anzuzeigen. въдодъ leitet prof. Miklosich (v. lex.) von vad als reduplicirte form ab, die als intensive reduplication im sanskrit vadvadá lauten würde. Wir wissen nicht, ob diese form wirklich vorkommt, was natürlich der unzweifelhaften richtigkeit der erklärung keinen eintrag thut. Dagegen kommt gadgada vor und beides ist wahrscheinlich, ja mit sicherheit auf ein älteres gvadgvadá zurückzuführen. gadgadá bezeichnet den, der mit von thränen erstickter stimme spricht: Et modo, si possit, reserato pectore diras | egerere inde dapes demersaque viscera gestit; | flet modo seque vocat bustum miserabile nati Ov. Metam. VI, 663—665. славий dagegen, welches im sanskrit çrāvaja wäre, ist sicher eine passende bezeichnung für den vogel *ἃ Ἴτυν αἰὲν Ἴτυν ὀλοφύρεται ὄρνις ἀτυζομένα* Soph. El. 148—149, und Odyssee *τ* 518—523 *ὡς δ' ὅτε Πανδαρέου κούρη χλωρηὶς Ἀηδών | καλὸν ἀείδῃσιν ἔαρος νέον ἱσταμένοιο | δενδρέων ἐν πετάλοισι καθεζομένη πυκινοῖσιν, | ἥτε θαμὰ τρωπῶσα χέει πολυηχέα φωνήν, | παῖδ' ὀλοφυρομένη Ἴτυλον φίλον, ὅν ποτε χαλκῷ | κτεῖνε δι' ἀφραδίας οὗρον Ζήθοιο ἄνακτος.*

Amor und Psyche — Zeus und Semele — Purūravas und Urvaçī.

Das märchen, welches Apulejus erzählt, so wie das andere, damit genau verwandte von des holzhauers tochter, welches noch jetzt in Hindustan beim volke umläuft, darf ich wohl als hinlänglich bekannt voraussetzen, um ohne weiteres darauf bezug nehmen zu können. Ich bin nun der ansicht, dafs der mythus von Zeus und Semele auf derselben grundlage beruht, wie jene beiden märchen und dafs demgemäfs alle drei nur verschiedene versionen ein und desselben gegenstandes sind. Zeus nämlich will ebenso wenig von der geliebten in seiner eigentlichen gestalt gesehen werden, wie Amor in der seinigen, oder wie der schlangenkönig Basnak Dau von Tulisa seinem namen nach erkannt sein will, und nur mit widerwillen fügt Zeus sich in Semeles begehr, wie Basnak Dau in das der Tulisa. Die mutter des letztern entspricht genau der Hera, und so wie diese die gestalt der amme Beroë annimmt um Semele zu ihrer thörichten forderung zu bereden, ebenso begibt der verbündete der mutter Basnak Dau's, Sarkasutis, sich als alte frau zu Tulisa und bringt sie dazu, den geliebten nach seinem namen zu fragen, den dieser ebenso widerstrebend ausspricht, wie Zeus sich der Semele in seiner eigentlichen gestalt zeigt; denn beide wissen (gleich Amor), dafs aus der erfüllung des wunsches nur unheil erfolgen kann, obwohl Zeus durch seinen schwur ganz so wie Basnak Dau durch eine höhere macht sich gezwungen sieht, das an ihn gestellte verlangen zu erfüllen. Semele wie Psyche und Tulisa handeln also gegen den wunsch oder das gebot ihrer liebhaber und alle drei büfsen dafür, jedoch nur durch zeitweilige strafe; denn Semele und Psyche steigen nach ablauf derselben zum Olymp empor, Tulisa wird königin und mit ihrem geliebten wieder vereint wie Psyche mit Amor. Man kann hierbei die frage aufwerfen, ob in der ältern fassung des Psychemythus Psyche nicht ebenso zunächst mit dem tode büfste wie Semele; ihr langes leiden und suchen, wobei sie selbst in die unterwelt

zu Proserpina hinuntersteigen mufs, möchte vielleicht darauf hindeuten. Doch sehen wir hiervon ab und weisen vielmehr ferner darauf hin, dafs Zeus bei seinem liebeshandel mit Persephone, mit welcher er den Zagreus zeugt, ebenso als schlange erscheint, wie Amor vom orakel als saevum atque ferum vipereumque malum (Met. IV p. 311 Oud.) geschildert wird und Basnak Dau schlangenkönig ist. Zeus ist aber auch donner- und blitzgott; dafs nun Eros gleichfalls als feuergott aufgefafst wird (s. Jul. Braun naturgeschichte der sage I, 425 f.), will ich nicht urgiren, dagegen auf die italienische version des Psychemärchens hinweisen, welche sich bei Basile Pentam. V, 4 „Lo turzo d'oro" findet und wo Parmetella's (Psyche's) liebhaber den namen „donner und blitz" (Truone e lampe) führt. Da wir diesem indicium auch in einem andern zweige der vorliegenden mythen- und märchenreihe mehrfach begegnen, so ist es an der zeit näher auf denselben einzugehen. Bisher haben wir nämlich gesehen, dafs es der liebende ist, der aus welchem grunde auch immer von der geliebten in seiner eigentlichen gestalt oder benennung nicht erkannt sein will, und dafs der fürwitz der letztern hart gestraft, aber doch endlich verziehen wird. Das gegenstück hierzu, welches sich leicht aus jener anschauung entwickeln konnte, versetzt nun den liebenden in die lage, in der sich dort die geliebte befindet. Hier ist ér der fürwitzige, der durch zeitweilige trennung von letzterer ebenso gestraft wird wie Psyche und Tulisa, obwohl endliche wiedervereinigung der liebenden auch hier eintritt. Das motiv aber, um dessentwillen in dieser wendung die geliebte für eine zeit lang entschwindet, ist ein mehrfaches; entweder will sie von dem liebhaber nicht (nackt) gesehen werden; oder sie findet die ihr von demselben geraubte hülle (taubenhemde, schwanenhemde u. s. w.) wieder; oder sie wird von dem liebhaber (gatten) irgendwie beleidigt. Wir betrachten zuerst den umstand, dafs die liebende nicht gesehen werden will; es leuchtet alsbald ein, dafs dies das nämliche motiv ist wie das, welches die trennung des Zeus, Amors und Basnak Dau's von ihren liebhaberinnen zu wege bringt;

sie wollen sämmtlich nicht in ihrer eigentlichen natur oder gestalt erkannt werden. In dieser zweiten version bietet sich nun zuvörderst der indische mythus von Purûravas und Urvaçî; jedoch hat er sich von der Semele-Psycheform noch nicht ganz abgelöst; denn nicht etwa will Urvaçî sich nicht (nackt) von dem geliebten sehen lassen, sondern sie soll ihn nicht (nackt) sehen, welches begehren eben nur dem des Zeus oder Amor entspricht, während der angeführte grund („und das ist ja die sitte von uns frauen“ Kuhn herabkunft des feuers 81) als ein sehr dürftiger erscheint und höchst wahrscheinlich nur als nothbehelf für den vergessenen ursprünglichen eingetreten ist. Purûravas nimmt also in dieser version die stelle des Zeus-Amor ein und zwar ist nicht nur auch er ursprünglich ein feuergott, sondern auch sein name, der nach Roth „der brüller“ bedeutet, weist ganz deutlich auf den Zeus *ἐρίγδουπος*. Ich komme nun zu den Gandharven des Urvaçîmythus. Es bedarf keiner weitläufigen auseinandersetzung um zu zeigen, dafs sie der Hera, der mutter Basnak Dau's so wie dér Amors entsprechen. Der letztern dünkt die verbindung ihres sohnes mit einer sterblichen ungeziemend, und ganz gleich ist die meinung der Gandharven hinsichtlich Urvaçî's. Auch sie bedienen sich daher wie Hera und Basnak Dau's mutter der list um die liebenden zu trennen und sie erreichen ihren zweck wie jene. Der blitz scheidet Urvaçî von Purûravas ebenso wie Semele von Zeus, wie der lichtblitz der lampe Psyche von Amor. Ein feuerzeug wird in den Psychemärchen mehrfach ausdrücklich erwähnt (Basile a. a. o. II, 183 meiner übersetzung; in dem schwedischen märchen bei Hyltén-Cavallius no. 19, A. Ulf-Prinsen variante 2 aus Småland und B. Prins Hatt under Jorden u. s. w.), und man wird hierbei nicht unbeachtet lassen, was Kuhn über die ältesten vorstellungen von der hervorbringung des blitzes durch ein himmlisches feuerzeug dargethan hat. Auch der dreiarmige leuchter in der schwed. version A läfst an den gezackten blitz denken. Mehr jedoch als dieser umstand ist ein anderer ganz besonders hervorzuheben. An Urvaçî's lager sind zwei junge widder

angebunden, welche sie ihre söhne oder kinder nennt (Kuhn l. c. 82, Benfey Pantschat. I, 263). Diese nun werden ihr von den Gandharven ganz ebenso geraubt wie in einigen versionen des Psychemärchens der Psyche ihre kinder. Bei Hyltén-Cavallius a. a. o. Ulf-Prinsen geschieht es durch diesen prinzen selbst d. h den vater, ebenso in dem schwed. märchen Gråkappan bei Bäckström Svenska Folkböcker II, 140 ff., vgl. Grimm K. M. III[3], 324 f., wo nicht nur auf den zusammenhang dieses märchens mit no. 88 „löweneckerchen“, sondern auch mit no. 3 „marienkind“ hingewiesen wird. In einer version des letztern (s. die anm. dazu l. c. s. 7 f.) ist es die böse schwiegermutter, welche die kinder fortführt, und dies wird wohl auch die ursprüngliche form gewesen sein; Venus wird der Psyche ihre kinder geraubt haben, während letztere jetzt auf ihrer leidenvollen wanderung blofs als schwanger erscheint und die Voluptas erst nach ihrer wiedervereinigung mit Amor zur welt bringt; aber schon über die schwangerschaft ist Venus höchst erbittert (Met. VI p. 397 f. Oud.). Dieser Venus also, wenn meine vermuthung richtig ist, jedenfalls aber der kinderraubenden schwiegermutter des deutschen märchens entsprechen die gleichen raub ausführenden Gandharven. Die wiedervereinigung des Purûravas mit Urvaçî im himmel erfolgt jedoch schliefslich ebenso wie in dem Psychemythus die Amors mit Psyche, nachdem Purûravas (obwohl schon ursprünglich ein feuergott) unter die Gandharven aufgenommen ist, ebenso wie Psyche in den Olymp.

Der Urvaçîmythus hat, wie wir gesehen, die umwandlung des Psychemythus noch nicht vollständig vollzogen; noch ist es der liebende, der von der geliebten nicht gesehen werden darf, widrigenfalls trennung eintritt. Von den nun anzuführenden wendungen des erstern d. h. von derjenigen mythen- und sagenreihe, wo der liebende mann die trennung verschuldet, stelle ich die in dem mhd. gedichte Friedrich von Schwaben behandelte sage deswegen voran, weil auch sie noch deutlichere spuren ihres zusammenhanges mit dem Psychemärchen bewahrt, nämlich in dem umstande, dafs der held das gebot, die prinzessin

Angelburg, die des nachts neben ihm ruht, nicht bei licht zu betrachten, übertritt, indem er mit einem feuerzeug, das ein zauberer, der buhle ihrer stiefmütter, ihm gegeben, rasch ein licht anzündet, worauf Angelburg zu scheiden gezwungen ist. Er erlangt sie jedoch später wieder dadurch, dafs er ihr beim baden das taubengewand raubt und sie ihm die ehe versprechen mufs, um es zurückzuerhalten. Nach mancherlei abenteuern von seiner seite erhält er sie auch wirklich zur gemahlin in ihrem reiche, welches die liecht ouw heifst (offenbare reminiscenz der Asphodilwiese, der amoena vireta, des göttersitzes u. s. w.). Was das in dieser sage und weiter unten noch oft erwähnte taubengewand betrifft (es heifst auch vogelgewand, schwanenhemd oder bei Musaeus schleier „von einem unbekannten gewebe, feiner als spinnwebe und weifser als frischgefallener schnee“), so stammt es ursprünglich von dem wolkenschleier der Apsarasen, und einen schleier besitzt nach Webers bemerkung auch Urvaçî, die sich damit vor den blicken des Purûravas verhüllt (Kuhn l. c. 91).

In dem altfranz. gedichte Partenopex de Blois soll dieser die fee Melior, bei der er des nachts schläft, gleichfalls eine zeit lang nicht sehen; da er aber von einer nebenbuhlerin gereizt, die fee für ein ungeheuer hält und ihr gebot übertretend sie beim schein einer lampe betrachtet, so mufs er scheiden, versöhnt jedoch später die erzürnte schöne und vermählt sich mit ihr. Der raub des gewandes (taubenhemdes) fehlt hier, findet sich aber wieder in dem Lai de Gruelan, welches zwar einige züge (verbot des schauens, lampe) verloren, jedoch an deren stelle die auferlegte verheimlichung des liebesverhältnisses so wie die verletzung des geheimnisses gesetzt, auch die trennung und wiedervereinigung der liebenden bewahrt hat. Der raub des taubenhemdes findet sich ferner in einigen hierher gehörigen orientalischen märchen, so in den von Benfey Pantschat. I, 263f. angeführten; man füge hinzu: Der Tausendundeinenacht noch nicht übersetzte Märchen u. s. w. aus dem Arabischen ins Französische übersetzt von Jos. v. Hammer und ins Deutsche von Zinserling Stuttg. 1823 bd. I

s. 301 ff. „Dschamasb und die königin der schlangen“; ferner den „geraubten schleier“ bei Musaeus, und will ich bei dieser gelegenheit auch noch bemerken, dafs in Grimms K. M. no. 193 „der trommler“ wahrscheinlich aus dem von Benfey angeführten märchen der Breslauer Tausendundeinenacht, „Asem und die geisterkönigin“ herstammt, wo die zaubertrommel eine ebenso grofse rolle spielt (s. bd. X s. 220 ff. 1836).

All' die zuletzt angeführten orientalischen versionen des Urvaçī-Psychemythus enthalten nach der trennung der liebenden auch die wiedervereinigung derselben; allein das verbot des schauens ist daraus verschwunden und dafür der raub des vogelhemdes eingetreten. Diesem begegnen wir auch in einem mythus von Celebes (s. Kuhn l. c. 88 nach Schirren), der zugleich noch einen andern bemerkenswerthen zug des Semele-Psychemythus bietet, indem nämlich Kasimbaha (Amor-Zeus) donner und blitz erregt und zwar dadurch, dafs er seiner gemahlin Utahagi ein zauberhärchen auszieht. Reiner noch findet derselbe zug sich wieder in einer neuseeländischen überlieferung, die gleichfalls Kuhn a. a. o. nach Schirren kurz anführt, ich aber hier nach Tyler's forschungen über die urgeschichte der menschheit u. s. w. Aus dem englischen von H. Müller. Leipzig (1866) s. 448 f. vollständiger mittheilen will. „Es war einmal ein grofser häuptling namens Tawhaki, und ein mädchen vom geschlechte der himmlischen, deren namen Tango-tango war, hörte von seiner tapferkeit und seiner schönheit und kam zur erde herab, sein weib zu werden, und sie gebar ihm eine tochter. Als aber Tawhaki das kleine mädchen nach einer quelle mitnahm und es wusch, hielt er es mit ausgestrecktem arme von sich und sagte: „Pfui, wie garstig das kleine ding riecht“. Als Tango-tango dies hörte, war sie bitter gekränkt und begann zu weinen und zu schluchzen und endlich nahm sie das kind und flog mit ihm zum himmel. Tawhaki versuchte sie aufzuhalten und bat sie zu bleiben, aber vergebens, und als sie eine minute innehielt, mit einem fufse ruhend auf der geschnitzten figur am ende der first-

stange des hauses über der thür, rief er ihr zu, ihm ein andenken zurückzulassen. Da sagte sie ihm, er solle sich nicht festhalten an die lose wurzel der kriechpflanze, die von oben herabfallend in der luft hin und her schwingt, vielmehr solle er sich festhalten an diejenige, die aus der höhe herabhängend ihre fasern wieder in der erde festgewurzelt hat. So schwebte sie empor in der luft und verschwand, und Tawhaki blieb traurend zurück. Nach ablauf eines monats konnte er es nicht länger ertragen und daher nahm er seinen jüngern bruder und zwei sclaven mit sich und brach auf, sich nach seinem weib und kind umzusehen. Die brüder kamen endlich zu dem orte, wo die enden der vom himmel herabhangenden ranken die erde erreichten und dort fanden sie eine alte vorfahrin, deren name Matakerepo war. Sie war angewiesen, die ranken in ihre obhut zu nehmen, und sie safs an der stelle, wo sie die erde berührten und hielt die enden der einen in ihren händen. So schickte sich denn am nächsten tage der jüngere bruder Karihi an emporzuklettern und die alte frau mahnte ihn nicht herabzusehen, damit er nicht schwindlig werde und fallen möchte, desgleichen sich zu hüten sich an einer losen ranke festzuhalten. Aber gerade in diesem augenblicke machte er einen sprung nach den ranken und faſste aus versehen eine lose, und hinweg schwang er bis zum rande des horizonts, aber ein windstofs blies von dort und trieb ihn zurück nach der andern seite des himmels, wo ein anderer stofs ihn himmelwärts schleuderte, und abermals wurde er herabgeblasen. Im augenblick als er den boden erreichte, rief ihm diesmal Tawhaki zu, loszulassen, und siehe, er stand wieder auf der erde und die beiden brüder weinten, dafs er so mit genauer noth dem verderben entgangen. Darauf begann Tawhaki zu klettern und er ging aufwärts und aufwärts, indem er während des kletterns einen mächtigen zauberspruch wiederholte, bis er endlich den himmel erreichte [wo er von den verwandten seiner frau verächtlich behandelt, endlich aber von ihr erkannt wurde und sich als gott zu erkennen gab. Schirren.]. Die tochter brachten sie zum wasser und tauften sie in

gehöriger neuseeländischer weise. Blitz leuchtete aus Tawhaki's achselgruben und er wohnt noch dort oben im himmel und wenn er schreitet, machen seine fuſstritte den donner und blitz, der auf erden gesehen und gehört wird". Die eben angeführte neuseeländische mythe nun mit der oben erwähnten aus Celebes (die ich aus Kuhn's buch als bekannt voraussetze) zusammenfassend, will ich auf diejenigen züge beider hinweisen, die sich auch in dem Urvaçī-Psychemythus vorfinden. Daſs die donner- und blitzgötter Kasimbaha und Tawhaki dem donnerer Zeus entsprechen, habe ich bereits hervorgehoben, ebenso das flughemde Utahagi's. Tangotango's verwandte und Utahagi's brüder gleichen den Gandharven und der Venus; die verbindung mit einem vermeintlichen sterblichen dünkt ihnen erniedrigend; sie fügen sich erst dann, da Kasimbaha und Tawhaki sich als götter erweisen, wie die Gandharven und Venus erst dann nachgeben, nachdem Purūravas und Psyche in den götterhimmel aufgenommen sind. Tawhaki's sclavendienst bei den verwandten Tango-tango's entspricht genau dem der Psyche bei Venus, dem der Tulisa bei der schwiegermutter. Kasimbaha gewinnt Utahagi wieder durch die hilfe kleiner thierchen, eines vögelchens, eines johanniswürmchens, einer fliege; ganz ebenso finden wir bei Psyche die dienstfertigen ameisen, bei Tulisa die eichhörnchen und bienen. Die alte frau, welche dem Tawhaki und seinem bruder bei ihrer gefährlichen fahrt so freundlichen rath ertheilt, kehrt in einer oder der andern gestalt in fast allen Psychemärchen wieder; bei Basile no. 45 ist es eine fee u. s. w. Als grund zur trennung der gatten finden wir in dem neuseeländischen mythus eins der oben s. 57 angeführten motive, nämlich beleidigung der gattin (durch schmähung ihres kindes). In dem mythus von Celebes ist das motiv nicht ganz klar, doch ist das ausreiſsen des härchens wohl gleichfalls als beleidigung zu fassen. Man hätte aber eher das wiederfinden des flughemdes durch Utahagi erwarten sollen. Wie dem auch sei, die gatten werden schlieſslich in beiden mythen wieder vereint, wie in sämmtlichen bisher aufge-

führten versionen des Psyche-Urvaçîmythus, so dafs man die frage aufwerfen darf, ob Semele, die allerdings nach ihrem tode gleichfalls zu dem wohnsitz ihres geliebten emporsteigt, nicht ursprünglich eine Heraform war und die jetzige rolle der Hera in der Semelemythe von einer andern göttin ausgefüllt wurde. Die abwesenheit des in rede stehenden zuges in der von Kuhn (herabk. 92) mit dem Urvaçîmythus verglichenen Melusinensage macht es zweifelhaft, ob dieselbe dem hier behandelten mythen- und sagenkreise angehört, wenn man nicht etwa die spätere zeitweilige wiederkehr der fee um ihre kinder zu pflegen für eine getrübte erinnerung jenes zuges halten will. Man könnte aber auch noch weiter gehen und letztern als zuweilen ganz verloren betrachten, z. b. in der von Wolf niederl. sag. s. 680 mitgetheilten, aus dem Spec. nat. l. II c. 126 (nicht l. III) stammenden sage, und das dort vorkommende meerweib für eine ursprüngliche apsarase (Urvaçî), so wie das verbot nach ihrer herkunft zu fragen für analog dem gleichen zuge in dem indischen märchen von des holzhauers tochter und dem verbot des schauens in den übrigen Psyche-Urvaçîversionen ansehen, in welchem falle dann noch eine grofse zahl anderer sagen hierher gezogen werden könnten. Dies schon jetzt zu thun, dünkt jedoch nicht räthlich; vielleicht wird weitere forschung später dazu berechtigen. Was die Melusinensage betrifft, so begegnen wir in derselben dem verbot des sehens oder nacktsehens wie bei Psyche-Urvaçî, so wie dem schlangenschweif, der an den schlangenkönig Basnak Dau und die vorgebliche gestalt Amors erinnert. Beiläufig will ich bemerken, dafs in der ältesten aufzeichnung der Melusinensage (bei Gervasius von Tilbury; vgl. Kuhn l. c.) der name dieser fee noch nicht vorkommt, und dafs der später als gemahl der Melusine genannte Raimund, der das von ihr gebaute schlofs Lusignan bewohnte, bei Gervasius kein graf ist, auch nicht in Poitou seine heimat hat, sondern in der Provence, wo sein schlofs Russet bei dem städtchen Trets nicht weit von Aix gelegen ist.

Hiermit schliefse ich nicht nur die reihe derjenigen

mythen und sagen, welche die Urvaçîform des Semele-Psychemythus bilden, sondern auch diesen aufsatz überhaupt. Ich unternehme es zur zeit noch nicht die diesem ganzen kreise zu grunde liegende vorstellung nachzuweisen. Was bis jetzt zur erklärung einzelner theile und versionen desselben gesagt worden ist, mag immerhin für ein späteres stadium, wo die grundidee vergessen oder umgebildet war, mehr oder minder richtig sein, doch genügt es nicht, weil es „allzu abstract der mythischen gestaltung ältester zeit gar keinen sinnlichen hintergrund giebt", wie Kuhn herabk. 87 treffend sagt; und dies ist nicht blos auf die dort gemeinte erklärung der Urvaçîmythe anwendbar. Jedenfalls aber mufs, wer jene aufgabe zu lösen unternimmt, nunmehr das ganze jenes kreises ins auge fassen, so wie ich es im obigen dargelegt; ja noch weiter wird er seine untersuchungen ausdehnen müssen; denn dafs z. b. das siebente märchen des Siddhi-kür in den kreis des Psychemythus gehört, bezweifle ich nicht im mindesten (vergl. Benfey Pantschat. I, 255 ff.); hier aber näher darauf einzugehen und alles sonst noch damit zusammenhängende darzulegen und zu erörtern lag aufserhalb des unmittelbaren zweckes der vorliegenden abhandlung. Nur einen umstand kann ich nicht umhin noch zu erwähnen, der einen neuen, nicht uninteressanten beweis von der zähigkeit, mit der sich einzelne züge der sagen- und mythenwelt erhalten, liefern würde, falls sich die hier folgende zusammenstellung als ein solcher betrachten liefse. Als nämlich Amor von der ungehorsamen Psyche scheidend in die luft emporfliegt, läfst er sich noch einmal auf den gipfel einer hohen cypresse nieder und richtet von da an sie seine letzten worte (Met. V p. 364 Oud.). Ebenso heifst es in der oben mitgetheilten neuseeländischen mythe, dafs Tango-tango, als sie von dem gatten beleidigt zum himmel auffliegt, „eine minute innehielt, mit einem fufse ruhend auf der geschnitzten figur am ende der firststange des hauses über der thür", und von da Tawhaki noch einmal anredet. Auch in dem oben angeführten märchen der Tausendundeinenacht, „Dschamasb und die königin der schlangen" setzt sich

Dschanschah's gemahlin, nachdem sie das taubenhemd wiedererlangt, auf die spitze des daches und redet von da Dschanschah noch einmal an. In der Völundarkviða 28, 3 endlich, welche, wie bekannt, gleichfalls in den kreis der schwanensagen gehört, ist es zwar nicht die dem Völundr entfliegende Alvitr, aber doch er selbst, der später nach Bödvildr's schwächung sich lachend in die luft erhebt und dann auf des saales sims sitzend mit Niðuðr spricht. — Liegt nun in dieser vierfachen fast wörtlichen übereinstimmung ein überlieferter zusammenhang vor oder blos das natürliche ergebniſs einer bestimmten situation? Ich meine das erstere.

Lüttich. Felix Liebrecht.

De compositis Graecis quae a verbis incipiunt. Diss. inaug. Scripsit Vil. Clemm. Gissae 1867. 173 s. 8.

An eine ausführliche behandlung einer reihe von wortbildungen, die zu den verschiedensten erklärungen herausgefordert haben, trat ich mit um so gröſserem interesse heran, als ich mich speciell mit griech. compositis beschäftigt und also auch die in frage stehende art einer, wenn auch nicht abschlieſsenden, betrachtung unterzogen hatte. Freilich muſste ich bemerken, daſs meine ansichten weder in der hauptsache noch auch sonst in vielen punkten mit denen des herrn Cl. zusammentreffen.

Unsre meinungsverschiedenheit beginnt bei den eingangsworten der vorliegenden habilitationsschrift. Denn wenn es hier heiſst: „Compositorum Graecc. quae sit propria vis ac natura, quae origo et quanta utilitas tam saepe tamque accurate expositum est“ u. s. w., so behaupte ich, daſs, so übergenug die „utilitas“ beleuchtet ist, so wenig erschöpfendes und überzeugendes über die „propria vis ac natura“ der composita und ihre „origo“, die jener erst sicheren inhalt gibt, gesagt worden ist. Das sprechendste zeugniſs für die noch herrschende unklarheit und die un-

vollständige lösung des problems ist das bei J. Grimm und auch noch bei Justi (zusammensetz. d. nomm. i. d. idg. spr.) besonders stark hervortretende streben, das unverstandene etwas in den compositis auf den deus ex machina „compositionsvocal“ zurückzuführen, der für die verbundenen glieder erst die rechte befruchtung der bedeutung herbeiführen soll. Sie können anders nicht den oft auftretenden bedeutungsüberschuſs des ganzen gegen die theile in ihrer einfachen addition begreifen und glauben diesem plus eine materielle grundlage geben zu müssen, während es in wahrheit nur das ideelle produkt, der ertrag der geschichtlichen entwickelung und fleiſsigen verwendung dieser wortbildungsform, solcher glieder in solcher verknüpfung, ist. Allerdings tritt diese zunahme des inhalts gegen das, was die äuſsere form bietet, bei den von herrn Cl. behandelten compp. weniger deutlich hervor; um so unausweichlicher zwingen sie zu sagen, wie man über die entstehung der ganzen wortklasse denkt.

Der unbekannte recensent im litt. centralblatt vom 22. febr. 1868 hofft, es werde, wer der untersuchung des herrn Cl. folge, mit dem gesammtergebniſs derselben einverstanden sein, nämlich daſs diese gattung von zusammensetzungen ungeformte verbal- oder tempusstämme enthalte. Diese hoffnung trifft, was mich angeht, nicht zu und ich denke, ich werde damit auch nicht allein stehen. Wenn es wirklich das richtige wäre, daſs, wie herr Cl. will, in *τερπικέραυνος*, *πειθέταιρος*, *δακέθυμος* etc. reine verbalstämme (verstärkte und unverstärkte), in *ἀρσίπους*, *ἑλκεσίπεπλος* etc. aoriststämme (mit ausgestoſsenem oder erhaltenem stammvocal des fortbildenden verb. subst.) ursprünglich anzunehmen seien, die willkürlich durch einen wer weiſs woher geholten bindevocal *ι*, *ε*, *ο* mit den folgenden gliedern verbunden worden, ja dann hätten alle forscher vergeblich schweiſs und mühe verschwendet, die geglaubt haben in den ersten gliedern dieser composita durchaus lebendige glieder des satzes erkennen zu müssen und nicht todte corpora. Etwas anderes aber als todte corpora, die nie im leben der sprache haben eine selbstständige rolle

spielen können, sind diese sogenannten verbalstämme nicht, denn sie sind nur abstractionen; abstractionen allerdings, die sowohl für das wissenschaftliche denken existiren, als in gewisser weise auch für das allgemeine sprachliche bewufstsein, insofern es sich den durch die verschiedensten lebendigen verbalformen constanten lautlichen grundstock bis zu einem gewissen grade verselbstständigt. Als für sich selbstständige faktoren in der sprachbildung darf sie meiner ansicht nach nur verwenden, wer die entstehung z. b. der composita so vor sich gegangen denkt, dafs es dem menschen einmal eingefallen composita zu bilden und da habe er unter andern auch verbalstämme hergenommen und sie mit nominalstämmen verknüpft *). Hier wäre das belebende princip ein menschlicher „compositor“ (p. 166); hält man einen solchen für ein unding und glaubt, dafs in den sprachlichen formen selbst das lebendige princip gelegen haben mufs, welches sie zur eingehung von verbindungen befähigte und veranlafste, so dürfen in unserer anschauungsweise von ursprünglicher sprachbildung keine dergleichen formlose stoffmassen vorkommen, die bewufster göttlicher oder menschlicher hülfe zu ihrer fortentwickelung bedurft hätten.

Dies wird hoffentlich niemand so verstehen, als wollte ich damit sagen, es seien später diese bildungen durch das bewufstsein noch viel anders erfafst, als in der form von verbalstämmen unbestimmter gestaltung. Im gegentheil dies ist so gewifs, als es uns gerade deshalb so schwer wird, uns zu dem eigentlichen ursprung der bildungen zurückzufinden. Nur um diesen handelt es sich hier.

Sehr mit recht widmet der verf. ein besonderes capitel des ersten abschnittes seiner arbeit, der „de formatione“ überschrieben ist, während der zweite den titel „de significatione“ trägt, dem compositionsvocal (p. 124—136); denn hier liegt die achillesferse seiner theorie einer prüfung von formaler seite gegenüber. Die reinen verbalstämme sind

---

*) Herr Cl. hat sogar compp. aus zwei reinen verbalstämmen p. 151 u. a. a. o.

von dieser seite vermöge ihrer nicht bestimmbaren gestaltung fast sturmfrei, aber gibt es keinen bindevocal der „extrinsecus“ und in beliebiger form als *α*, *η*. *ο*, *ε*, *ι* von der sprache aufgenommen werden konnte*), so steht der ganze mühsame bau in der luft. Wenigstens verstehe ich nicht, wie nicht mit dem bindevocal herrn Cl.'s ansicht steht und fällt, und deshalb auch nicht, wie der genannte recensent nach anerkennung des gesammtresultats fortfahren kann: „einzelnes bleibe allerdings disputabel z. b. die frage über den bindevocal“. Bei dieser sachlage wird man sich billigerweise wundern, wenn herr Cl. das in rede stehende capitel, auf das auch im voraufgehenden öfters hingewiesen wird, mit dem satze beginnt: „Ac de natura quidem eius vocalis, quae in commissura vocabulorum conspicitur, dubitari iam nequit, siquidem probabiliter disputata sunt, quae praecedunt“. Wennn nun aber das voraufgehende immer unter der stillschweigenden voraussetzung der wirklichkeit eines bindevocals, wie ihn sich der verf. vorstellt, abgehandelt ist, was dann? haben wir dann nicht eine offenbare petitio principii? Auch kann ich mich nicht überwinden einzusehen, daſs im folgenden irgend etwas neues oder schlagendes für den bindevocal beigebracht wäre; im gegentheil gibt sich herr Cl. eine bedauerliche blöſse, wenn er p. 126 adn. 206 sich auf die goth. manaseþs, vigadeinom, dauravards beruft, als zeugnisse dafür, daſs „praecipue in lingua Gothica de vocali compositiva dubitari non potest“. Wo er sich über die stammhaftigkeit des pseudobindevocals hätte unterrichten können, ist wohl nicht nöthig anzugeben.

Meiner auffassung des bindevocals als eines rein parasitischen anwuchses an consonantische stämme gegenüber, sowie der beschränkung desselben auf *ο* und eines nach *σ* erscheinenden *ι* macht herr Cl. neben der unhaltbarkeit einiger erklärungsversuche von mir besonders geltend, daſs

---

*) Sogar nach vocal. auslaut nimmt ihn herr Cl. an in *ταλα-ί-φρων* etc. p. 129 (cf. *ταλασίφρων*); auch spricht er, trotzdem er sich einmal gegen Grimms auffassung verwahrt, bei *ἕλανδρος*, *τρισάνωρ* und ähnlichen stets von weglassung des bindevocals.

ich bei genauerer berücksichtigung der in rede stehenden composita unübersteigliche hindernisse für meine ansicht gefunden haben würde. Ich habe aber die „compp. asigmata“, wie herr Cl. kurz die *τερπι-κέραυνος*, *ἀρχι-θέωρος* etc. benennt, sowie die „sigmatica“ (*ἑλκεσί-πεπλος*, *τρυσ-άνωρ* etc.) mit absicht bei seite gelassen, weil jene bei ihrer schwankenden erklärung nicht in betracht kamen, diese aber mir schon damals als bildungen mit nomm. ag. und nomm. act. (z. b. *φαγησιπόσια*) auf *σι* (*τι*) erschienen. Wie ich nachher gesehen kommt die priorität dieser ansicht L. Meyer zu (vergl. gramm. II p. 328). Derselbe vergleicht neben griech. *βορβοροτάραξις* „schlammumrührer“, ved. áçvamišṭi (cf. gávišṭi, góšāti). Vor allen aber sind hier zu berücksichtigen die auch von Justi herbeigezogenen, aber durch bindevocal i erklärten dātivāra, rantideva (wenn ihre übersetzung „fülle gebend“ und „götter erfreuend“ richtig ist), dann aber auch griech. beispiele in denen *τ* für *σ* erhalten scheint: *βωτι-άνειρα* „männer nährend“ Il. 1, 155; *Ὀρτίλοχος*, eine lesart für *Ὀρσίλοχος* (nom. pr. eines Messeniers, Il. 5, 541. Od. 3, 488. 21, 6), die durch Paus., Strab. und Hesych. bestätigt wird; *Καστιάνειρα*, n. pr. (cf. *Κασσιέπεια*, *Κάσσανδρα*), „männer übertreffend“; vielleicht *κελευστάνωρ* (cf. *τρυσάνωρ*, *θρεψήνωρ*) neben *κελευστιάω* (cf. *δηριάομαι* : *δῆρις*, *μητιάω* : *μῆτις*), obgleich hier *κελευστής* einem zu postulirenden *κέλευστις* concurrenz macht; endlich *Λύτι-έρσας* Theocr. X, 42 würde sich der form nach prächtig hier einfügen, wenn sich eine übersetzung wie „regen lösend“ (oder „schweiſs lösend“?) irgend rechtfertigen lieſse. Gegen eine auffassung der ersten glieder dieser composita als participia mit bindevocal *ι* lieſsen sich wohl auch *ἀκεσσι-* (*πονος* etc.) = *ἀκεστι-*, *τελεσσι-* (*γαμος* etc.) = *τελεστι-* und die analogen bildungen geltend machen.

Was nun das einzelne anlangt, so kann man über mängel in der latinität wie über den declinationsschnitzer in adn. 83, über „maioris momenti est quam videri potest“ (p. 87), „de assimilatione hic sermo esse nequit“ (p. 132) und vieles der art hinwegsehen, aber eine argumentation, die

fortwährend mit den ominösen „multo simplicius, verisimilius est, quis crediderit, vix poteris ab illis segregare, nemo negabit“ u. dergl. operirt, ist unerträglich. Was gilt denn eine solche beweisführung und doch was läfst sich gegen diese unbehagliche art und weise der argumentation geltend machen? Trugschlüsse laufen auch mit unter z. b. p. 70 über skr. baṇiǵ (cf. p. 19); im übrigen lese man p. 5. 10. 11. 15 ob. u. s. w., dann die polemik gegen Bopp, Pott, L. Meyer etc.

Höchst verdienstlich ist immer, wo sie auch auftritt, die zusammenstellung des vollständigen materials zur entscheidung einer wissenschaftlichen frage. Doch habe ich herrn Cl.'s enumeratio exemplorum, obgleich er p. 3 versichert „omnia quae exstant in litteris Graecis exempla quam potui diligentissime collegi“, aus einer von mir früher gemachten sammlung noch durch 40 und mehr beispiele, die von ihm übersehen sind, ergänzen können, noch ohne berücksichtigung der nomm. propr. Die beispiele gehören auch keineswegs nur der späteren zeit an und wenn dies so sind sie doch zum theil sehr lehrreich, wie *ἀρωγοναύτης* Phil. Thess. „schiffern helfend“ (*ἀρήγω!*). Abgesehen davon und von dem obigen „omnia collegi“ hat der verf. um so weniger eine entschuldigung für vernachlässigung auch der spätesten beispiele als ihn sein eifer für verbalcomposita zur aufnahme von entschieden nicht hierher gehörigen beispielen hinreifst. Aus vielen nenne ich hier: *Μαι-μάχης* (cf. *μαιμάσσω*, *Μαιμάκτης*), *Ἐπαμυνόδοτος* (zwei verbalstämme?), *Λειπόξαϊς* (scythisch s. Müllenhoff monatsb. d. berl. acad. aug. 66), *Εὐδάμιππος* Theocr. 2, 77, *σώφρων* (!), *Γνήσιππος* (nicht *γνήσιος*?). Damit nicht genug nimmt er sogar worte auf, die er geständigermafsen selbst nicht versteht, nämlich: *Πηνέ-λεως* (p. 9), wozu er nach abweisung der herleitung von wz. *πεν* bemerkt „Non liquet“, und *Κάν-δωλος* (p. 13), dessen ersten theil, wie vielleicht auch in *Κέν-ταυρος*, die wurzel von *καίνω* (= *κτείνω*) ausmachen soll; über die species des wunderbaren wesens „*δωλος*“ verlautet nichts. Soll man nicht zunächst an *φειδ-ωλός*, *ἁμαρτ-ωλός* denken und *Κανδ-* wie in *Κάν-*

δαλος (Pott in d. zeitschr. VI, 103) zu skr. kand, lat. candeo candidus etc. ziehen? Was für ein verbalstamm in dem ersten theil von *σίλ-ουρος* (name eines fisches) steckt, weifs herr Cl., wenn er nicht etwa die landläufige verknüpfung mit *σείω* für möglich hält, wohl auch nicht zu sagen (vergl. *ἀνάσιλ(λ)ος* „mit aufgesträubtem haar").

Ob man das verfahren in den letzten fällen noch als „nimia diligentia" entschuldigen kann, will ich nicht entscheiden, jedenfalls ist mit einem „diligentissime", das sich herr Cl. oben vindicirt, nicht vereinbar die erschrekkende menge von druckfehlern (trotz eines, allerdings mageren, druckfehlerverzeichnisses) und nachlässigkeiten, die geradezu die nutzung der sammlung nur mit der gröfsten vorsicht gestatten. Bei einem *φαγόγηρυς* (für *-γηρος*), *ἐρειψίτριχυς* (für *-τοιχος*), auch *ἀνακαμψίπονος* (für *-πνοος*) u. dergl. stöfst man wohl noch an, aber was soll man sagen, wenn herr Cl. drucken läfst: *κρατησίβιος* (für *-βίας*); *σεισόπυγος* (für *-πυγίς*); *ἀλεξάρης* und *ἀλεξιάρης* (p. 7. 9) während bei Hesiod nur *ἀλεξάρη* vorkommt; *μελπ-ήνωρ*, wohl für *μελπήτωρ*, das ich allein in St. Thes. finde (ist dies durch den setzer hierher gekommen?); *μισογόνης*, *κλαυσίμοχθος*, *διακαμψόδυνος* wohl für *μισογόης*, *κλαυσίμαχος*, *δακτυλοκαμψόδυνος*, welche bei herrn Cl. fehlen, während jene in St. Thes. nicht zu finden sind u. s. w. Anderer art und doch auch nicht einzig in seiner art (cf. p. 57) ist, was ihm p. 50 passirt; hier soll Düntzer *κρατήσιππος* übersetzt haben mit „zur besiegung den fufs habend".

Ich wollte, ich könnte nach dieser reihe von ausstellungen (und ich habe nur eine auslese von fehlern gegeben) endlich anfangen zu loben, aber wenn ich sage, dafs mir die herleitung des nom. pr. *Πρωτεσίλαος* aus *Πρωτεϝεσίλαος* von *πρωτεύω* ganz wohl gefällt, so mufs ich zugleich daran denken, dafs herr Cl. in adn. 77, wo diese erklärung vorgetragen wird, zweifeln kann, ob er *ἀρχεύω* auf *ἀρχός* (Cl. schreibt *ἄρχος*) oder *ἄρχων* zunächst zurückführen soll, wie *ἡγεμονεύω* auf *ἡγεμών*.

Soll ich die erklärung der nominal- und verbalformen, in denen scheinbar eingeschobenes *σ* auftritt (p. 99. 112)

z. b. *δόξα* (Misteli in d. zeitschr. XVII p. 174 = *δοκτια*), *καμψός*, *κέλευσμα*, *δέσμη*, *ἑλκυστήρ* etc., loben, nach der alle diese formen ableitungen von aoriststämmen wäre? Noch dazu, wenn darunter auch *τέλεσμα*, *νεικεστήρ*, *ἀκεστής* etc. begriffen werden sollen, in denen die anderweitige abkunft des *σ* so sonnenklar zu tage liegt?

Oder wird jemand mit herrn Cl. einverstanden sein können, wenn er p. 68 „Justium praeda spoliat, qua instructum sese ad Graeca composita pervenire dicit" und mit übertragung seiner theorie auch auf das gebiet des sanskrits uns annehmbar zu machen sucht, dafs in vidád-vasu, bharád-vāǵa nicht participialbildungen, sondern durch t verstärkte wurzeln die erste stelle einnähmen?

Je weniger schon nach dem äufseren umfange des buches zu läugnen ist, dafs hier trotz alledem ein tüchtig stück arbeit und fleifs verwendet ist, um so mehr thut es mir leid die arbeit als so wenig gelungen und empfehlenswerth bezeichnen zu müssen. Glaubt jemand an die gegebenen proben anderen mafsstab anlegen zu müssen und trotz meiner ansicht günstiger urtheilen zu können, so soll es mir lieb sein.

Rich. Rödiger.

Wörterbuch der indogermanischen grundsprache in ihrem bestande vor der völkertrennung. Ein sprachgeschichtlicher versuch von F. C. August Fick, oberlehrer am gymnasium zu Göttingen. Mit einem vorwort von prof. dr. Theod. Benfey. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1868.

Der verf. des vorliegenden werkes construiert verbal- und pronominalwurzeln, einfache und zusammengesetzte wörter der indogerm. grundsprache. Ueber seine constructionsmethode spricht er sich nirgends im zusammenhange aus. Die einzige derartige bemerkung, die ich gefunden habe, ist in sich widersprechend. Unter tan, tā = stan, stā verbergen, stehlen heifst es nämlich: „Nur das sanskrit hat den volleren anlaut st bewahrt, da aber alle anderen

sprachen im anlaut t zusammenstimmen, ist das verb hier unter t gesetzt". Wenn das sanskrit den anlaut st „bewahrt" hat, so stammt er doch aus der zeit vor der sprachtrennung, und mufste in einem wörterbuch der indogerm. sprache, wie sie vor der sprachtrennung war, seine stelle finden.

Unter diesen umständen ist es nöthig, in aller kürze die methodischen grundsätze für aufstellung indogerm. formen zu erörtern.

Eine form kann als indogermanisch beglaubigt werden entweder durch äufsere (historische) oder durch innere (grammatische) gründe. Sprechen wir zunächst von den historischen.

Unter indogerm. grundsprache verstehen wir die sprache, welche unmittelbar vor der völkertrennung gesprochen wurde. Noch weiter zurück liegende perioden dieser sprache gehen uns hier nichts an. Dagegen interessirt uns ihre spaltung in die einzelsprachen. Leider aber wissen wir über die chronologie dieser spaltungen wenig. Wir können wol einzelne der indogerm. sprachen als besonders nah verwandt bezeichnen. So ist das sanskrit mit dem zend näher als jeder anderen indogerm. sprache verwandt und bildet mit ihm (um vom altpersischen etc. abzusehen) die a r i s c h e gruppe. Slavisch-litauisch und deutsch bilden die s l a v o d e u t s c h e gruppe. Von einer g r ä c o i t a l i s c h e n sprachperiode ist man zunächst gezwungen zu schweigen, weil ihr die hypothese von einer näheren verwandtschaft des griechischen mit der arischen gruppe gleichberechtigt gegenübersteht. Auch scheint die annahme einer speciellen verwandtschaft des italischen und keltischen manches für sich zu haben. Wenn ich nicht irre, so einigen sich eine grofse anzahl jetziger forscher in der anschauung, dafs die idg. grundsprache sich zunächst in zwei grofse abtheilungen, die asiatische und die europäische spaltete, dafs aber das griechische zwischen den beiden gruppen die brücke bildet. Alle diese voraussetzungen aber sind weit davon entfernt, sicher zu sein. Bis sie, oder andere, sicher gestellt sind, mufs man folgendes festhalten: In der

ganzen zeit von der ersten trennung an bis zur historischen zeit können neue wörter und formen entstanden sein, die alle älter sein können, als die einzelsprachen und alle jünger als die eine grundsprache. Wir müssen also vorderhand bis zu besserer erkenntnis des indogermanischen stammbaumes jede einzelsprache als gleich nothwendig zur construction einer indogerm. form erklären, jedoch mit der einschränkung, daſs die entschieden zu einer gruppe gehörigen für einander und die dialecte für die hauptsprachen eintreten können.

Miſst man die aufstellungen des vorliegenden buches an diesem historischen maaſstab, so ergiebt sich, daſs wenige der hier aufgestellten formen als indogermanisch gelten können. Fehlt doch das keltische fast durchgängig. Und auch wenn man das keltische als dem italischen am nächsten verwandt und also durch dieses vertreten betrachten wollte, würde immer noch für eine groſse anzahl von formen die historische beglaubigung zu gering sein. Speciell müssen wir uns dagegen erklären, aus griechisch-arischen parallelen indogerm. formen zu erschlieſsen. Denn wer sagt uns, ob sie nicht einer gräco-arischen epoche angehören, und also beiläufig ein paar tausend jahre jünger sind, als die wirklich indogermanische periode?

Indessen der mangel der äuſseren beglaubigung wird vielleicht aufgehoben durch die um so gröſsere kraft der inneren. Gesetzt, eine form — vielleicht eine verbalform — wäre nur erschlossen aus zwei sprachen, sie wäre aber in ihrer zusammensetzung so durchsichtig, in allen ihren nothwendigen bestandtheilen so vollzählig, in der gestalt und bildung dieser bestandtheile so ursprünglich, daſs ein kenner der indogerm. sprachen behaupten müſste: „so und nicht anders hat diese form gelautet, seit unsere sprache eine flectierende war“ — wäre dieser innere adel dem historischen nicht gleichwiegend? Es ist gewiſs, daſs mit der weiter fortschreitenden entwickelung unserer wissenschaft auch diese methode mehr zur anwendung gelangen wird. Vor der hand aber bemerken wir: noch sind wir nicht durchweg einig, welches die nothwendigen bestandtheile einer form

sind (vgl. medium), noch wird gestritten, welches die ursprüngliche gestalt der suffixe war, noch ist der ausdruck ursprünglichkeit ein vager. Das aber wissen wir, dafs die indogerm. grundsprache, wie sie kurz vor der völkertrennung gesprochen wurde, schon jämmerlich „verstümmelt“ war im vergleich zu der sprache jener ersten zeiten, da es nichts gab, denn eitel wurzeln, dafs ihr also durchaus nicht lauter unverstümmelte formen zukommen.

Weil aus diesen gründen die grammatische methode noch nicht überall sicher anzuwenden ist, kann sie uns vor der hand die lücken der historischen nur selten ausfüllen.

Weitere methodische bemerkungen schliefsen wir am besten an die betrachtung einiger einzelnheiten.

Von den 30 compositen, die herr F. der ursprache zuschreibt, sind 20 aus griechisch-arischen parallelen erschlossen, nämlich aktāpad agaru anudra apakiti apad apadhvasta amartja amātra amuka avāta asvapna tripad triparī dampatan padāga paruti prativaika satjakravas samapatar dusmanas. Dafs diese sämmtlich nicht als indogermanisch angesehen werden können, folgt aus dem oben gesagten. Nebenbei sei bemerkt, dafs sie auch einer etwaigen gräco-arischen epoche nicht zugeschrieben werden dürfen. Eine übereinstimmung wie prativēça und *πρόςοικος*, aus welcher ein indogerm. prativaika erschlossen wird, ist denn doch sicher rein zufällig. Nur wenn die lautgestaltung des wortes derart ist, dafs eine bildung in der periode der einzelsprachen unmöglich oder unwahrscheinlich ist, kann man auf uralte composition schliefsen. Diese bedingung wird unter den hier genannten compositis — wie längst bekannt ist — nur von paruti neben *πέρυτι* erfüllt. Gegen die parallelisirung mancher wörter (unter agaru padāga dampatan) lassen sich überdies etymologische bedenken geltend machen. Von den übrigen 10 compositen sind 3 aus der übereinstimmung des sanskrit und lateinischen erschlossen, nämlich anāpta aus anāpta und ineptus, trajasdakan aus trajōdaçan und tredecim, nauaga aus nāvāga und navigium. Sie können aber natürlich ebenso gut in der zeit der einzelsprachen entstanden sein und be-

weisen also nichts. Aus sanskrit, griechisch und lateinisch sind erschlossen agnāta unbekannt, tridant dreizähnig, pankākanta fünfzig (amarta unsterblich). Aus dem arischen und litauischen ist erschlossen vikpati. Eine gröſsere anzahl von sprachen ist zugezogen bei den zahlwörtern tridakanta dvādakan, über welche wie über pankākanta man vgl. Ebel beitr. I, 433. Auch bei ihnen ist die indogerm. form nicht sicher zu construieren. Auch gegen die meisten der einfachen wörter müſsten wir einsprache erheben.

Doch wir verlassen die negative, um nicht den schein einer unterschätzung des Fickschen werkes zu erregen. Erklären wir nämlich auch die meisten seiner indogerm. formen für nebelhafte existenzen, so sind doch die unter jeder sogenannten indogerm. form sich findenden etymologischen zusammenstellungen von groſsem werthe. Der herr verf. zeigt in ihnen ebenso viel geist als gelehrsamkeit und hat durch sie die etymologische wissenschaft nicht unerheblich gefördert. Da herr F. die quellen, denen er seine zusammenstellungen entnommen hat, nicht angiebt, so is es, selbst wenn man über alles linguistische material get bietet, nicht möglich, überall zu entscheiden, wo wir eigene combinationen des verf. vor uns haben. Denn es ist immerhin möglich, daſs er bisweilen etymologieen selbständig gemacht hat, ohne zu wissen, daſs andere schon denselben gedanken gehabt haben. Am meisten scheinen Benfey's arbeiten benutzt worden zu sein. Dagegen hätten die in dieser zeitschrift niedergelegten forschungen wohl etwas reichlicher ausgebeutet werden müssen. Wer z. b. die behandlung der aspiraten bei F. prüft, wird sehen, daſs er hier in manchen punkten inconsequent verfährt, was er nicht gethan hätte, wenn er die classische arbeit Graſsmanns im 12ten bande d. zeitschrift überall benutzt hätte. Er hätte dann sicher nicht budhna oder bhudhna, sondern nur das letztere geschrieben, ebenso wenig digh, sondern dhigh, auch nicht gardh sondern ghardh und wahrscheinlich auch nicht bhug, sondern bhugh. Hat er doch in zahlreichen anderen fällen zwei weiche aspiraten in unmittelbarer folge nicht gescheut. Auch in bezug auf die ags.,

alts. und altn. spiranten würde er unzweifelhaft ganz anders urtheilen, wenn er Lottners worte zeitschr. XI, 188 berücksichtigt hätte: „Hinsichtlich der mediae aus alter tenuis im inlaut ist besonders darauf aufmerksam zu machen, dafs, da altnord. ð, f für d, b im inlaut fast regelmäfsig erscheinen, man sich nicht durch den so entstehenden falschen schein regelrechter verschiebung täuschen lasse. In solchen fällen ist immer zuzusehen, ob ags. d oder dh steht. Hinsichtlich des f ist das angelsächsische aber in gleicher verdammnifs, und mufs hier, sofern das gotische mangelt und auch keine altsächsische form vorhanden ist, in denen bh für got. b steht, f aber beibehalten wird, das althochdeutsche entscheiden, welches altes f gewöhnlich als f, v, altes b aber als b, strengahd. als p aufweist". Herr F. hat sich durch solchen falschen schein sehr oft täuschen lassen. Schlimm ist — was hier erwähnt werden mag, da einmal das altnordische berührt ist — die zusammenstellung von altn. rök (richtiger rökr) mit λυγαῖος finster und ihre zurückführung auf ein indogerm. ruga. Als ob altn. ö einem alten u entspräche! Bekanntlich ist es durch einflufs eines folgenden u (v) aus a entstanden, und rök wird wohl mit altind. rajas und got. riquis verwandt sein, das schon im urdeutschen ein u (v) hinter der gutt. entwickelt haben mufs.

Die lexicalischen hülfsmittel sind sehr fleifsig benutzt, so ist z. b. das petersburger wörterbuch bis in's einzelnste hinein ausgebeutet worden. Nebenher bemerke ich, dafs bherîdhrat, was F. s. v. dhran anführt, nach BR. s. v. bherîghnat aus dem wortschatz des sanskrit zu streichen ist. Gegen die unbelegten sanskritwörter ist F. barmherziger, als ich für recht halte. Dieser gegenstand ist hier nicht zu erledigen, doch schien es nöthig, die benutzer des buches zur vorsicht zu mahnen. Sie wird auch wohl angebracht sein bei den griechischen wörtern. Denn der gefährliche Hesychius ist viel benutzt. Im ganzen darf man sagen, dafs das buch für diejenigen, die nicht im stande sind, alle anführungen nachzuprüfen, nicht geschrie-

ben ist. Die fachgelehrten indeſs werden es trotz aller mängel oft und gewiſs dankbar benutzen.

Halle, januar 1868. B. Delbrück.

Lachmann.

„Im vertrauten kreise konnte er sich frohster heiterkeit überlassen und machte einer falschen deutung seines namens dann die gröste ehre“; so heiſst es in J. Grimms rede auf Lachmann (kl. schr. I, 161). Auch von anderen ist daran erinnert worden, daſs dieser name nicht als Γελάσιος zu verstehen sei*). Lieber hat man, auf goth. lekeis leikeis, ahd. lâhhî bezogen, einen arzt daraus herstellen wollen. Allein auch das schlägt fehl. Im mittelhochdeutschen kommt das entsprechende wort nicht vor, sondern nur mit dem n gebildete formen**); zudem müste der mangel des umlauts auffallen (vgl. ahd. kâhî, smâhî, spâhi, zâhi; mhd. gaehe, smaehe, spaehe, zaehe). Wie dürfte man aber ohne weiteres ins althochdeutsche zurückgreifen? Pott, welcher (personennamen 640) den arzt für möglich hält, vergleicht daneben Anlach, Lachner, doch nur obenhin. Unterdessen darf hier die einzig wahre quelle erwartet werden, und allerseits bietet sich unterstützung im überfluſs dar. Lache bedeutet nicht bloſs was wir heute unter pfütze***) zu verstehen pflegen, sondern überhaupt stehendes wasser, auch wohl einen teich (vgl. lacus). Das niederl. lak und das niederd. lâke erledigen, wenn darnach zu fragen erforderlich sein sollte, die abweichende quantität in den unhochdeutschen namen Lackmann, Lackemann, Laackmann. An Lachmann und diese

*) Bekannt ist die scherzhafte anspielung mit dem namen Gelasander (Karl).

**) lâchen, lâchenen, lâchenſe, lachenaere: Grimms mythol. 2. ausg. s. 1103. Mhd. wtb. I, 924.

***) dem begriffe nach wie verschieden von dem ursprünglichen puteus!

drei schliefsen sich nun zunächst die gleichbedeutigen geschlechtsnamen Lacher, Lachner, Lackner, ferner Lachenmeyer, Lachemair; sodann Mitte- und Mitlacher*) nebst Ueberlacher. Die den wohnort oder die herkunft bezeichnende präposition ist verwachsen in den namen Anlach**), Biedenlack und Biederlack, Oberlach und Overlack. Endlich tritt das wort allein, ohne mitwirkung irgend einer beziehungsform, als familiennamen auf: Lache, Lach, Lack mit den zusammensetzungen Horlach***) und Rohrlack.

Auch einige topographische benennungen können zur erläuterung dienen. In Köln gibt es, wie eine Pützgasse und einen Klingelpütz, so auch eine gegend, welche „im Lach“ heifst; in Hannover weist Schambach (wtb. 118a) als unteren lauf eines flüfschens den namen Steinlâke nach; und der alte Richey (hamb. idiot. 146) lehrt, Corslake oder, wie es heute gewöhnlich genannt wird, Curslack, ein hamburgisches dorf in den von Elbarmen umflossenen Vierlanden, bedeute „Cords lachen“.

Läfst sich, wie im vorhergehenden bereits geschehen ist, mit lache zu allernächst pfütze verglichen, so müssen von diesem hergeleitete namen in besonderem grade der beachtung werth erscheinen. Da finden wir: Putzmann, Püttmann, Pützer, Pfützner, Pfitzner, Pütter, Püttner, Putze, Putz, Pütz, Pütt. Also ist Lachmann gleich Putzmann, und weiter können noch Brunnemann, Dümpelmann, Hor- und Horrmann, Kolkmann, Puhlmann, Sieckmann, Siep- und Siepermann, Sodemann, Teichmann berücksichtigt werden.

---

*) Vgl. Interlaken und Pott s. 50.

**) Ueber Anlach und Lachner spricht Pott (vgl. s. 341 und 640) unklar und wenig folgerichtig: lache und das in lachbaum, lachstein enthaltene wort, wofür nach Grimms R. A. s. 544 ahd. hlâh angenommen wird, stimmen ja nicht überein, da jenes im ahd. lacha hiefs. Ein zweifel aber, welches der beiden wörter dem namen Lachmann innewohne, kann auf die länge, dünkt mich, nicht erhoben werden.

***) Mhd. horlache, schlammpfütze: wtb. I, 921; vgl. den namen Horbeck.

Bonn. K. G. Andresen.

ZEITSCHRIFT

FÜR

VERGLEICHENDE SPRACHFORSCHUNG

AUF DEM GEBIETE DES

DEUTSCHEN, GRIECHISCHEN UND LATEINISCHEN

HERAUSGEGEBEN

VON

Dr. ADALBERT KUHN,

PROFESSOR AM CÖLNISCHEN GYMNASIUM ZU BERLIN.

BAND XVIII.

ZWEITES HEFT.

BERLIN,

FERD. DÜMMLER'S VERLAGSBUCHHANDLUNG

(HARRWITZ UND GOSSMANN)

1869.

Inhalt.

Inhalt der Beiträge Band VI. Heft I.

Ueber den indogermanischen, speciell den vedischen dativ.

Ich gebe auf den folgenden seiten zunächst eine verkürzende und berichtigende überarbeitung meiner habilitationsschrift „de usu dativi in carminibus Ṛigvedae, Halis 1867", bei der es mir hauptsächlich darauf ankommt, den stoff in einer besseren anordnung vorzulegen *).

Zu den dativen sind zu rechnen infinitive verschiedenartiger bildung. Diese infinitive sind ursprünglich nichts anderes als dative von suffixlosen oder mit den suffixen -as -tu -ti u. a. gebildeten substantiven, welche verbale construction haben, so gut wie z. b. die substantiva auf -tar. Von vielen dieser substantiva kommen auch andere casus als der dativ vor, von den meisten nur der dativ. Daher erlangen diese dative eine gewisse selbständigkeit im bewufstsein der sprechenden, so dafs die dativendung -ē der suffixlosen nomina oder das suffix as in dativform (-asē) sogar an eine durch classen- oder tempuszeichen modificierte verbalwurzel antreten kann (pušjásē von puš, praes. púšjati. ǵišé inf. aor. von ǵi) **). Eine grofse anzahl solcher vedischen infinitive führt Benfey vollst. gr. p. 431 flgd. an. Ich füge noch hinzu: dative von fem. mit dem suff. i, also inf. auf ajē, wovon mehrmals vorkommen dṛçájē zum sehen und judhájē zum bekämpfen (V, 30, 4 und 9. X, 38, 3). Ferner dative von fem. auf -ti, also inf. auf -tajē wie ištájē zum suchen, pītájē zum trinken (mit dem acc. constr. VIII, 86, 8, andere stellen wie VII, 59, 5. VIII, 33, 13 sind zweideutig) vītájē zum geniefsen I, 135, 4. sātájē zum erwerben I, 130, 6. Dazu gehört auch itjāi um zu gehen I, 113, 6. I, 124, 1. Von subst.

*) Der gröfsere teil dieser umarbeitung war vollendet und also auch einige irrtümer beseitigt, als mir — zu spät — die energische recension von herrn Siegfried Goldschmidt (Gött. gel. anz. 1868 no. 16) zu gesicht kam, in der mehrere solcher irrtümer ebenfalls hervorgehoben sind. Trotzdem ergreife ich diese gelegenheit, zu erklären, dafs ich mir die mancherlei goldkörner aus der recension des herrn Goldschmidt dankbar aufgelesen habe, obgleich sie freilich nicht in silberner schaale geboten wurden.

**) Nachweisungen über das vorkommen sind nicht gegeben, wenn die betreffende form bei BR. leicht zu finden ist.

auf -a, also infinitiven auf āja ist ein beispiel: jaǵáthāja V, 1, 2 (um zu opfern). Von einem neutrum auf -van, also inf. auf -vanē giebt es ein beispiel, nämlich dāvánē um zu geben, zu empfangen. Zwar ist an den stellen des Ṛv., wo dāvánē vorkommt, kein acc. davon abhängig (I, 139, 6 könnte man eine attraction annehmen), aber es wird V, 65, 3 und IV, 32, 9 ganz wie ein verbum mit den praepositionen prá und abhí prá verbunden. Als inf. auf -manē (dat. von neutr. auf -man) führt Benfey O. und O. I, 604 und II, 97 an: dámanē zum geben (VIII, 82, 8) und vidmánē zum wissen. Von dáman kommt auch ein gen., von vidmán ein instr. (Kuhn in d. zeitschr. XV, 304) vor. Als inf. auf -anē kann man turvánē und dhúrvanē ansehen, die einzigen vorkommenden casus der subst. turván und dhúrvan, die von den wurzeln turv und dhūrv abzuleiten sind. Doch ist von diesen inf. auf -manē und -anē, nirgends ein accusativ abhängig, also die berechtigung des namens infinitive zweifelhaft. Auch die construction von bhármaṇē und dhármaṇē (X, 88, 1) ist nicht notwendig als eine verbale aufzufassen, wie Roth z. Nir. VII, 25 tut, wovon später.

Die grundbedeutung des vedischen dativs ist: die neigung nach etwas hin. Er trifft also nahe mit einem teile des locativs, dem locativ des zieles zusammen, wofür ich in meiner schrift „ablativ localis instrumentalis“ p. 45 beispiele angeführt habe. Ich füge ihnen als besonders bezeichnend hinzu: utáparíbhjō maghávā ví ǵigjē für die zukunft siegte da der mächtige I, 32, 13, und mit dem loc. des zieles: utáparíšu kṛnutē sákhājam für die zukunft schafft er sich einen freund X, 117, 3. Ob nun aus dieser übereinstimmung etwa schlüsse auf gemeinsame abstammung dieser beiden casus zu machen sind, ist doch sehr fraglich.

In den dativ tritt dasjenige ding, nach dem hin etwas anderes sich neigt oder bewegt. Wir sprechen zunächst von räumlicher oder doch räumlich gedachter bewegung, und zwar

1) von körperlicher neigung oder bewegung, und behandeln demnach den dativ bei verben wie: gehen,

streben, sich beugen nach-hin (hören), werfen, befördern, ausstrecken nach-hin, zeigen, sprechen zu.

gehen, streben: prá víšṇavē çūšám ētu mánma girikšíta urugājája vṛšṇē zum Višnu strebe das kräftige lied dem höhenbewohnenden, weitherrschenden regner I, 154, 3. prá rājé jantu auf beute mögen sie losgehen VII, 34, 18. á nō nāvá matīnā́ jātam pārája gántavē | juńǵáthām açvinā rátham fahrt mit dem schiffe unserer andachten heran, um zum jenseitigen (menschlichen) ufer zu gelangen, schirret Açvinen den wagen an I, 46, 7 (vgl. acc. pārám étavē um zum jenseitigen ufer zu gelangen I, 46, 11). Eine reihe ähnlicher beispiele für den dativ bei jā, gam, dhāv, sru, die in der angeführten habilitationsschrift p. 3 beigebracht sind (III, 31, 13. I, 5, 5. I, 39, 7. VII, 70, 6. I, 117, 2. I, 116, 18. I, 184, 5. VIII, 26, 15. VI, 62, 10. I, 184, 5. VIII, 9, 11. IX, 21, 1. VIII, 80, 3), lassen auch eine deutung des dativs als dat. commodi (der aber aus demselben grundbegriff hervorgeht) zu. ná svápnāja spṛhajanti sie begehren nicht nach schlummer VIII, 2, 18. víçvō rājá išudhjati jeder strebt nach reichtum V, 50, 1. tván tám agnē amṛtatvá uttamé mártan dadhāsi çrávasē divé-divē | jás tātṛšāṇá ubhájāja ǵánmanē mája: kṛṇóši prája á ka sūráje du Agni bringst den sterblichen zur höchsten unsterblichkeit, zum ruhme tag für tag, der du dürstend nach beiden geschlechtern (heftig begehrend nach göttern und menschen) lust und freude schaffst dem sänger I, 31, 7.

sich neigen, beugen hin-zu: índrāja hí djāúr ásurō anamnata dem Indra beugte sich der göttliche himmel I, 131, 1, vergl. VIII, 6, 4 samudrájeva sindhava:. ugrásja kin manjávē ná namantē rágā kid ēbhjō náma ít kṛṇoti (die würfel) beugen sich nicht selbst dem zorne des starken, der könig selbst erweist ihnen verehrung X, 34, 8. ní tē nāšāi pīpjānéva jóšā márjājēva kanjā' çaçvakāi tē ich will mich neigen zu dir wie ein säugendes weib (zu ihrem kinde) wie ein mädchen zum jüngling, so will ich dich umarmen III, 33, 10. Analog ist der dativ zu erklären bei hören, eig. sich mit dem ohre zuneigen. ó šú svasāra:

kārávē çr̥ṇōta horchet ihr schwestern dem sänger III, 33, 9. á vō jámāja pr̥thiví k̓id açrōt eurem gange horcht ängstlich die erde I, 39, 6. çruštīvánō hí dāçúšē dēvás auf den opferer hōren die götter I, 45, 2 (vgl. II, 30, 1. III, 56, 4. III, 33, 5. Roth lit. und gesch. p. 101).

werfen, befördern: brahmadvíšē tápušī hētím asja auf den frommenhasser wirf die glühende lanze III, 30, 17. r̥šidvíšē maruta: parimanjáva íšun ná sr̥ǵata dvíšam auf den sängerhasser ihr Maruts auf den wütenden schleudert euren hafs wie einen pfeil I, 39, 10. áva sr̥ǵa dēvébhjō haví: entsende zu den göttern das opfer I, 13, 11. Zweifelhaft, ob man nicht den dativ des zweckes in anspruch nehmen soll, kann man sein bei: ávāsr̥ǵa: sártavē saptá síndhūn du hast entsendet zum fliefsen die sieben ströme I, 32, 12, vergl. I, 55, 6. I, 57, 6. I, 130, 5. II, 12, 12. III, 32, 6. V, 29, 2 etc. iš: prá r̥bhúbhjō dūtám iva vák̓am išjē zu zu den R̥bhu's entsende ich das gebet wie einen boten IV, 33, 1. k̓ud: sá tván nō vīra vīrjája k̓ōdaja du o held befördere uns zu heldentum IX, 110, 7. mánō dānája k̓ōdájan seinen geist antreibend zur freigebigkeit (so gedacht, dafs der geist zur freigebigkeit hingelangen soll) VIII, 88, 4, vgl. IX, 75, 5. apá: sármāja k̓ōdájan die wasser antreibend zum fliefsen I, 80, 5. Vergleicht man damit stellen, in denen der dativ entschieden final ist, wie túbhjéd indra svá ōkjḗ sómaṅ k̓ōdāmi pītájē zu dir o Indra befördere ich (oder für dich giefs' ich eilend aus) sōma damit du ihn trinkest III, 42, 8, so fällt der unterschied in die augen. ǵū: gŕ̥tsā rājḗ kavítarō ǵunāti den klugen befördere der klügere zu reichtum VII, 86, 7. hi: krátvē dákšāja nō hinu befördere uns zu klugheit und geschicklichkeit IX, 36, 3, vgl. VIII, 60, 5. tḗ nō hinvantu sātájē dhijḗ ǵišḗ die mögen uns befördern zu erwerb, andacht, sieg I, 111, 4. ukthávāhasē vibhvḕ manīšā́n drúṇā ná pārám īrajā nadínām zu dem gebetführenden mächtigen gotte bring das gebet, wie mit einem ruder zum anderen ufer der flüsse VIII, 85, 11. jábhī rēbhán nívr̥tā sitám adbhjá úd vándanam āírajatā svàr dr̥çḗ mit welchen (hülfen) ihr den Rēbha den bedeckten gebundenen, aus den wassern

den Vandana hinführtet zum lichtschauen I, 112, 5, vgl. I, 117, 24. pra-tar: prá vā́ǵēbhis tirata puš́jásē na: mit reichtümern befördert uns zur blüte VII, 57, 5. pra-su: víçvaṅ ǵīvám prasuvántī ƙarā́jāi alles lebendige belebend zur regsamkeit (ƙarā́jāi dat. von ƙará f. beweglichkeit) VII, 77, 1. prásāvīd dvipát prá ƙátušpad itjā́í er belebt die zweifüſsler und vierfüſsler zum gehen I, 124, 1. kar: Die ursprüngliche bedeutung von kar scheint mir zu sein: „zu etwas bringen". á tvā́m ṛǵíçvā sakhjā́ja ƙakrē Ṛǵiçvan brachte dich zu seiner freundschaft (machte dich zu seinem freunde) V, 29, 11. úšō jád agnī́ samídhē ƙakártha als du o Ušas den Agni zur anzündung brachtest (machtest, daſs er entzündet wurde) I, 113, 9. utá vāta pitā́si na utá bhrā́tōtá naḥ sákhā | sá nō ǵīvā́tavē kṛdhi o wind du bist unser vater, unser bruder, unser freund, du bring uns zum leben X, 186, 2. tvā́m indra srávitavā́ apás ka: du Indra brachtest die wasser zum flieſsen VII, 21, 3. ákar dhánvānj átjētavā́ u du brachtest die wüsten zur begehung (machtest sie gangbar) V, 83, 10, vgl. I, 112, 8. I, 116, 14. II, 13, 5. IV, 16, 4. V, 29, 4. VII, 81, 4. X, 39, 8. X, 88, 10. Aehnlich kann auch dhā gebraucht werden: índram evá dhišáṇā sātā́jē dhāt den Indra bringt der becher zum erwerben V, 19, 2, vgl. VII, 31, 12.

bringen: vah: ní pēdáva ūhathur āçúm áçvam dem Pedu brachtet ihr ein schnelles roſs I, 117, 9. çán na á vakšad dvipádē ƙátušpadē heil möge er bringen unseren zweifüſslern, unseren vierfüſslern I, 157, 3. bhar: asmábhjan nṛmṇám á bhara bringe uns manneskraft V, 38, 4. á nas túǵā rajím bharāçan ná pratiǵānatē bring uns kinder und reichtum, wie ein draufgeld dem der auf den handel eingeht (nach Roth) III, 45, 4. jás tē bharād ánnijatē ƙid ánnam wer dir dem speisebegehrenden speise bringt IV, 2, 7. nī: ágnē nája supáthā rājé asmán Agni führe uns auf schönem pfade zum reichtum I, 189, 1. ā-vart: á nō mitrā́váruṇā nā́satjā djā́vā hotrā́ja pṛthivī́ vavṛtjā: bringe zu unserem opfer Mitra Varuna, die Nāsatja, himmel und erde VI, 11, 1.

ausstrecken, erheben: prásrāg bāhú bhúvanasja

praǵābhja: er streckt die arme aus zu den wesen der welt hin IV, 53, 4. ádhā vṛtrája prá vadháṅ ǵabhāra da erhob er die waffe gegen Vṛtra II, 30, 3. úd jád índrō mahaté dānavája vádhar jamišṭa sáhō ápratītam als Indra gegen den grofsen Dānava die waffe erhob, die unerreichbare kraft V, 32, 7. Anfügen kann man hier: die waffen schärfen gegen jemand: çíçītē píçunēbhjō vadhám er schärft die waffe gegen die verräter VII, 104, 20.

geben und verwantes: dā: má nindata já imám máhjā rātín dēvó dadāú mártjāja tadelt ihn nicht, der mir dem sterblichen, ein gott, dieses geschenk gab IV, 5, 2. ghóšājāi k̄it pitṛšádē durōṇé pátiṅ ǵúrjantjā açvināv adattam selbst der alternden Ghošā die beim vater im hause safs, habt ihr, Açvinen, einen mann verschafft I, 117, 7. kártā vīrája súšvaja u lōkáṅ dátā vásu stuvaté kīrájē k̄it raum schaffend dem opfernden helden, gut gebend preisendem sänger VI, 23, 3. kó nō mahjá áditajē púnar dāt wer giebt uns der grofsen sündlosigkeit wieder? I, 24, 1. mahé k̄aná tvám adriva: párā çulkája dējām selbst grofsem preise (für grofsen preis) möchte ich dich nicht hingeben VIII, 1, 5. dhā: ásunvantā samaṅ ǵahi dūṇáçā jó ná tē mája: | asmábhjam asja védanan daddhí schlage jeden der beständig nicht opfert, der dir nicht angenehm ist, gieb uns sein besitztum I, 176, 4. juváṅ káṇvājápiriptāja cákšu: prátj adhattam ihr habt dem blinden Kaṇva das auge wieder gegeben I, 118, 7. jé tvā nidé dadhirē welche dich dem neide überliefert (ausgesetzt) haben II, 23, 14. dhā mit çrat glauben: çrád asmāi dhatta glaubt ihm II, 12, 5. çráddhitan tē mahatá indrijája geglaubt wird deiner grofsen kraft I, 104, 6, vergl. I, 55, 5. I, 103, 5. X, 147, 1. vi-bhaǵ: ví dāçúšē bhaǵati sūnárā vásu dem opferer schenkt er reiches gut V, 34, 7. jam: çárma várma k̄hardír asmábhjā jāsat schutz, schirm, verteidigung möge er uns spenden I, 114, 5, vgl. IV, 25, 5. IV, 12, 5 etc. vgl. van I, 140, 11. VII, 18, 1. çikš: çíkšējam asmāi dítsējam manīšíṇē | jád áhaṅ gópati: sjām ich würde ihm schenken, ich würde dem beter spenden, wenn ich kuhherr wäre VIII, 14, 2. rā: jásmā árāsata kšájaṅ ǵīvátuṅ ca prak̄ētasa: dem ihr weisen schenkt heim-

wesen und leben VIII, 47, 4. Aus der masse ähnliches bedeutender verba mag noch erwähnt werden duh: tríṇi sárāśi pṛçnajō duduhrē vaǵríṇē mádhu drei tränke, den meth haben die Maruts dem donnerer gespendet VIII, 7, 10. Daran schliefsen sich an die verba welche opfern bedeuten. siḱ: éndum índrāja siṅḱata giefset den trank dem Indra aus VIII, 24, 13. su: índrāja sunavāi tvā çakrája sunavāi tvā dem Indra will ich dich pressen, dem starken will ich dich pressen VIII, 80, 1. hu: tásmā ētát pánjatamāja ǵúšṭam agnāú mitrája havír á ǵuhōta diesem gepriesensten Mitra opfert im feuer das geliebte opfer III, 59, 5. dāç: jás túbhjan dáçān ná tám āhō açnavat wer dir opfert, den erreiche keine bedrängnifs II, 23, 4. vidh: jó asmāi havíšávidhan ná tám pūšápi mṛšjatē wer ihm mit einem opfer dient, den verletzt Pūšan nicht VI, 54, 4. Durch den begriff übergeben lassen sich mit den vorhergehenden vermitteln die verba, welche unterwerfen bedeuten. So, um zunächst verba zu nehmen, die auch geben bedeuten: rā: jád indra jávatas tvám ētávad ahám íçīja | stōtáram íd didhišēja radāvasō ná pāpatvája rāsīja wenn ich über eben so viel gebōte wie du Indra, so würde ich den lobsänger für mich zu gewinnen suchen, ich würde ihn nicht der armut unterwerfen VII, 32, 18 vgl. VI, 44, 11. parā-dā: má na indra pījatnávē má çárdhatē párā dā: übergieb (unterwirf) uns nicht o Indra dem hasser, nicht dem stolzen VIII, 2, 15. randh: sunvádbhjō randhajā káṅ ḱid avratám unterwirf den frommen jeden gottlosen I, 132, 4 vergl. VI, 53, 5. star: má na: star abhímātajē unterwirf uns nicht dem feinde VIII, 3, 2. hā: ǵahúr víçvāni bhóǵanā sudásē sie überliefsen alles gut dem Sudās VII, 18, 15. riḱ: ǵājéva pátjē tanvā̀ riri̇ḱjām wie ein weib dem gatten will ich dir meinen körper überliefern X, 10, 7.

zeigen: āvir bhū: āvír ēbhjō abhavat súrja: es zeigte sich ihnen die sonne I, 146, 4. ḱit: dívōdasāja máhi ḱēti vām áva: dem Divōdāsa wurde eure grofse hülfe offenbar I, 119, 4.

sprechen zu: vaḱ: mántrā vōḱēmāgnájē | āré asmé

ka çṛṇvaté ein gebet wollen wir sprechen zum Agni, der auch in der ferne uns hört I, 74, 1. ah: jó mē júǵjō vā sákhā vā svápnē bhajám bhīrávē máhjam āha welcher verwandte oder freund mir dem furchtsamen im schlafe furchtbares sagt II, 28, 10: brū: kákšušmatē çṛṇvaté tē bravīmi zu dir spreche ich der da hört und sieht X, 18, 1.

2) Bewegung des geistes nach etwas hin, wie: seine aufmerksamkeit auf etwas richten, gnädig sein (helfen), zürnen.

budh: asmábhjā sú maghavan bōdhi gōdá: auf uns wende deinen sinn, kuhspender III, 30, 21. kit: jád indra hántavē mṛ́dhō vṛ́šā vaǵriṅ kikētasi wenn du auf tödtung der feinde regner, keilträger, dein augenmerk richtest I, 131, 6. jó nō dása árjō vā purušṭutádēva indra judhájē kikētati welcher barbar oder arier, vielgepriesener indra, uns gottlos zu bekämpfen trachtet X, 38, 3. man: mánjē vāṅ ǵātávēdasā jaǵadhjāi ich gedenke euch ihr ǵātavēdas zu verehren (ich richte meinen sinn auf das euch-verehren) VII, 2, 7.

gnädig sein: marḍ: sá nō mṛḷātīdṛ́çē er sei gnädig gegen unser einen IV, 57, 1. jó mṛḷájāti kakrušē kid ágō vajā sjāma várunē ánāgā: seien wir sündlos vor Varuna, der gnädig ist selbst gegen den, der sünde begangen hat VII, 87, 7. Dabei mögen verba mit dem begriffe helfen erwähnt sein: sūd: tván dēva maghávadbhja: sušūda: du gott sei förderlich meinen lohnherrn VII, 1, 20. sidh: násmāi vidjún ná tanjatú: sišēdha nicht nützte ihm der blitz, nicht der donner I, 32, 13.

zürnen: kím asmábhjaṅ ǵātavēdō hṛṇīšē was zürnst du uns o G'ātavēdas? VII, 104, 14 vgl. VII, 86, 3.

Auf den begriff der neigung läfst sich leicht zurückführen der sog. dativus commodi, der darum an dieser stelle durch einige beispiele belegt werden mag: áva sthirá maghávadbhjas tanušva spanne den bogen ab, meinen herren zu liebe II, 33, 14. ápa tjé tājávō játhā nákšatrā jantj aktúbhi: | súrāja viçvákakšasē die sterne gehen wie diebe mit der nacht fort, um der allsehenden sonne willen I, 50, 2. çatāír apadran paṇája indrátra dáçōṇajē kavájē

'rkásātāu mit hunderten o Indra liefen damals die Paṇis hinweg *) um des dichters Daçōni willen (von ihm vertrieben) VI, 20, 4. ágnē jágišṭhō adhvaré dēván dēvajaté jaǵa Agni opferwertester beim opfer verehre die götter zu gunsten des opfernden III, 10, 7. ámāja vō marutō játavē djāúr ǵihīta vor eurem gewaltigen schreiten barst der himmel VIII, 20, 6. tváštā ḱit tava manjáva indra vēviǵjátē bhijá Tvaštar selbst bebt aus furcht, um deines zornes willen I, 80, 14. ásvāpajad dabhítajē sahásrā trīçátā háthāi: | dāsánām indrō mājájā Indra senkte in todesschlaf dreifsigtausend der barbaren mit seinen schlägen, dem Dabhīti zu liebe IV, 30, 21. tján ḱit párvatan girí çatávantā sahasrínam | ví stōtṛ́bhjō rurōǵitha du hast diesen berg, den hundertgestaltigen, tausendfachen geöffnet für die lobsänger VIII, 53, 5. tvā ha tjád indra saptá júdhjan púrō vaǵrin purukútsāja darda: du hast damals kämpfend die sieben städte für den Purukutsa o keilträger gebrochen I, 63, 7. víçvāsmábhjā san ǵajatan dhánāni alle reichtümer ersiegt ihr für uns I, 108, 13. índrasjáṅgirasān ḱēštāú vidat sarámā tánajāja dhāsím nach anweisung des Indra und der Aṅgiras fand Saramā nahrung für ihre nachkommenschaft I, 62, 3. vástrā putrája mātárō vajanti die mütter weben gewänder für den sohn V, 47, 6. tváštā duhitré vahatún kṛṇōti Tvaštar richtet seiner tochter die hochzeit aus X, 17, 1. úpāǵirá puruhūtája sáptī hárī ráthasja dhūršv á junaǵmi die schnellen rosse schirre ich dem vielverehrten an die joche des wagens III, 35, 2. çatán tē çiprinn ūtája: sudásē hundert hülfen hast du, bärtiger, für den Sudās VII, 25, 3. purúṇi hí tvé puruvāra sántj agnē vásu vidhaté ráǵani tvé viel gut ist o gabenreicher in dir dem könig für den opferer VI, 1, 13. gāúr asi vīra gavjaté | áçvō açvājaté bhava ein stier bist du für den stierbegehrenden, ein rofs sei dem rofsbegehrenden VI, 45, 26. sugá: pánthā anṛkšará áditjāsa ṛtā jaté wohl gangbar ist der pfad, dornenlos für den, ihr Âditjas, der recht wandelt I, 41, 4. Will man sich alter categorien

*) Anders fassen BR. im wb. apadran. d. red.

bedienen, so kann man die folgenden beispiele etwa unter den dativus incommodi rechnen: já vō mājá abhidrúhē jaǵatrā: páçā āditjā ripávē vik̆r̥ttā: | açvíva táñ áti jēšā ráthēna eure listen ihr anbetungswürdigen gegen den betrüger, eure schlingen die geöffnet sind für den feind, möchte ich über diese hinwegkommen, wie ein reisiger mit einem wagen II, 27, 16. jó nō agnē árarivāñ aghājúr arātīvá mark̆ájati dvajéna | mántrō gurú: púnar astu só asmāi wer uns o Agni, ein gottloser sünder oder nichtspender, durch falschheit zu schaden sucht, dem sei sein eigener spruch seinerseits schwer, d. h. dessen zauberspruch treffe ihn selber I, 147, 4.

Ein dativus commodi ist auch der dativ bei adjectiven und substantiven mit der bedeutung lieb, befreundet u. ä. prijá: idán námō rudrája prēšṭham diese verehrung ist dem Rudra die liebste VII, 36, 5 (am häufigsten findet sich bei prijá gen. und loc.). k̆áru: ráǵā viçám átithiç k̆árur ājávē könig der stämme, lieber gast dem menschen II, 2, 8. sakhi: tán tvā vajā́ viçvavārá çāsmahē puruhūta | sákhē vasō ǵaritŕ̥bhja: dich rufen wir o gabenreicher heran, vielgerufener, guter freund den preisenden I, 30, 10. Bei avitar schützer finden wir in einem satze gen. und dativ: tvám ékasja vr̥trahann avitá dvájōr asi | utédŕ̥çē játhā vajám du o Vr̥tratöter bist der helfer eines oder zweier, du für solche wie wir sind VI, 45, 5.

Weiter kann unter den dativ commodi subsumirt werden der dativ bei den sog. participien der notwendigkeit, welche dem lat. sog. participium futuri passivi entsprechen (vgl. verf. abl. loc. instr. p. 66) sákhā sákhibhja íḍja: ein freund den freunden zu preisen I, 75, 4. imá u vām bhr̥májō mánjamānā juvávatē ná tuǵjā abhūvan eure bekannte regsamkeit war für euren verehrer nicht eine anzutreibende, d. h. brauchte nicht durch euren verehrer angetrieben zu werden (BR. s. v. bhr̥mi) III, 62, 1. údjatasruk̆ē bhavasi çravájja: für den opferlöffelerhebenden bist du ein zu preisender I, 31, 5, vgl. II, 4, 3. II, 19, 4. Ebenso bei sinnverwanten adjectiven: dēvó-dēva: suhávō bhūtu máhjam jeder gott

sei mir wohl anzurufen V, 42, 16. víçvāni hí sušáhā tâni túbhjam alles ist für dich leicht zu besiegen IX, 94, 5.

Als letztes beispiel für denjenigen dativgebrauch, bei dem die grundbedeutung der neigung nach etwas hin noch deutlich zu fühlen ist, führe ich an den dativ bei dem verbum as sein. Ganz rein ist dieser grundbegriff erhalten I, 55, 7: dānâja mána: sōmapāvann astu tē zum geben hingewendet sei dein sinn, o somatrinker. Leicht abzuleiten aus dem begriff des neigens und zufallens ist der possessive dativ índra túbhjam ín maghavann abhūma vaján dātré Indra dir o mächtiger gehören wir an, dem geber VI, 44, 10. áthā vajám āditja vraté távánāgasō áditajē sjāma dann mögen wir o Âditja bei deinem dienst schuldlos der Aditi gehören I, 24, 15. índra túbhjam ánuttā vīrjàm Indra du hast unüberwindliche kraft I, 80, 7, vgl. III, 14, 7. III, 31, 13. VII, 34, 11. Interessant ist eine andere verbindung des verbums sein mit dem dativ, wodurch nicht gerade ein besitz, aber doch eine zusammengehörigkeit oder nahe verbindung ausgedrückt wird. Meist steht in dieser art sätzen eine negation, jedoch kommen auch positive vor, z. b. sjáma tē dāvánē vásūnām mögen wir für dich (hingewendet) sein zum empfangen von gütern, d. h. mögen wir solche sein, die von dir gut empfangen müssen oder zu empfangen pflegen II, 11, 1 (vgl. ebenda vs. 12, wo eine andere wendung desselben gedankens gewählt ist). rājá: sjāma dharúṇan dhijádhjāi seien wir bestimmt zu empfangen die grundlage des reichtums VII, 34, 24. vajā′ sjāma bhúvanešu ǵīvásē seien wir bestimmt zum leben in der welt IX, 86, 38. In den meisten fällen aber findet sich dabei eine negation: násmákam asti tát tára áditjāsō atiškáde | jūjám asmábhjam mṛlata nicht, o Âditjas, ist dieser unser (frommer) eifer zu übertreffen, seid ihr uns gnädig! VIII, 56, 19. Gewöhnlich ist das verbum sein zu suppliren: tád vō marutō nādhṛ́šē çáva: diese eure kraft o Maruts ist nicht zu bekämpfen V, 87, 2, vergl. I, 136, 1. V, 8, 5. nahí tē agne vṛšabha pratidhṛ́šē ǵámbhāsō jád vitíšṭhasē nicht o Agni ist deinen kinnladen zu wider-

stehen, wenn du sie aufsperrst (eig. offen stehst) VIII, 49, 14. ná tē dāmána ādábhē nicht können deine gaben (die du uns zugedacht hast) verkürzt werden VIII, 21, 16. ná ta indra sumatájō ná rája: sañkákšē nicht ist dein wohlwollen, nicht deine schätze zu überschauen VII, 18, 30, sadjá: sō asja mahimá ná sannáçē durchaus ist seine gröſse nicht zu erreichen VIII, 3, 10. ná tát tē agnē pramŕšē nivártanam nicht darfst du deine rückkehr vernachlässigen III, 9, 2. jamó nō gātúm prathamó vivēda nāíšá gávjūtir ápabhartavá u Jamas hat uns zuerst den weg gefunden, dieses weideland kann uns nicht entrissen werden X, 14, 2. nákīm índrō níkartavē ná çakrá: páriçaktavē nicht ist Indra zu unterwerfen, nicht der starke zu überwinden VIII, 67; 5. ná vártavē prasavá: sárgatakta: nicht zu wenden ist der schnelle lauf (der flüsse) III, 33, 4. agnér iva prásitir náha vártavē jā́-jā júgañ kŗnuté bráhmaṇas páti: wie des feuers zug ist nicht zu hemmen der, welchen zu seinem freunde macht Brahmaṇaspati II, 25, 3. jásjámitāni vīrjā́ ná rádha: párjētavē dessen kraft unermeſslich ist, dessen reichtum nicht zu übertreffen VIII, 24, 21. ná tát tē sumnám áštavē diese deine wohltat ist unerreichlich IV, 30, 19. nahí grábhājáraṇa: suçévō ’njódarjō mánasā mántavá u ein tüchtiger fremder aus anderem blute kann nicht erlangt werden, nicht einmal in gedanken (nicht einmal ist daran zu denken) VII, 4, 8, vgl. Roth Nir. III, 3. Oft ist der dativ zu übersetzen durch ein adjectivum im nominativ oder accusativ. tvēšásō agnér ámavantō arkájō bhīmásō ná pratītájē scharf, gewaltig sind die flammen des Agni, furchtbar, unnahbar I, 36, 20. jád bā́hišṭhan nátivídhē sudānū ákhidrā çárma bhuvanasja gōpā | téna nō mitrāvaruṇāv avišṭam welcher der festeste nicht zu verletzende ununterbrochene schutz ist, ihr wohlspendenden schützer der welt, mit dem helft ihr uns, Mitra und Varuṇa V, 62, 9. sugōpá asi ná dábhāja ein guter schützer bist du, nicht zu täuschen V, 44, 2, vgl. VII, 91, 2. IX, 73, 8. dvádaçāran nahí tág ǵárāja várvarti kakrám pári djám ŗitásja das zwölfspeichige nicht abzunutzende rad dreht sich am himmel des opfers I, 164, 11. ŗbhukšánan

ná vártava ukthéšu tugrjāvṛ́dham | índrā sómē sáka suté den Ṛbhukšan, den nicht zu hemmenden, den bei den Tugrja weilenden Indra (besinge ich) in liedern beim soma VIII, 45, 29. Bei dem passiven sinn, den diese infinitive im satze bekommen, ist es nicht zu verwundern, wenn bei ihnen ein instr., wie auch sonst beim passiven verbum auftritt. já ēnam ādídēçati karambhád íti pūšáṇam | ná téna dēvá ādíçē wer den Pūšan aufruft mit dem namen „kohlesser", von dem ist der gott nicht aufzurufen VI, 56, 1. ásja vratáni nádhṛ́šē pávamānasja dūḍhjā' die werke des Pavamāna sind nicht zu überwinden durch den bösen IX,53,3. nánjēna stómō vásišṭhā áuvētavē va: nicht von einem anderen ist euer lobgesang o Vasišthas zu erreichen VII, 33, 8.

Analog dem lateinischen gebrauch wird auch „dienen, gereichen zu etwas" ausgedrückt durch as mit dem dativ. Dabei kann derjenige, dem ein gegenstand zu etwas gereicht, im genitiv oder auch im dativ stehn. asmákam íd vṛdhé bhava uns gereiche zur förderung (diene zu unserer förderung) I, 79, 11. An stellen wie I, 89, 5. V, 51, 12. V, 46, 6. VI, 15, 3. VI, 46, 3. VI, 46, 11. VII, 24, 1. VIII, 13, 3 ist es zweifelhaft, ob man gen. oder dat. annehmen soll. Der dativ ist deutlich: sá nō harīṇām pata índō deváp-sarastama: | sákhēva sákhjē nárjō ruké bhava Indu liebling der götter, herr der falben, gereiche uns männlich zum lichte, wie der freund dem freunde IX, 105, 5, vgl. VIII, 27, 4.

Von allen diesen gebrauchsweisen scheidet sich für unser gefühl deutlich ab der finale dativ, obgleich auch dieser sinn des dativs aus dem grundbegriff der neigung und richtung hervorgegangen ist. Als einteilungsgrund für das weite gebiet des finalen dativs bietet sich, so weit ich sehe, nur dar die engere oder entferntere beziehung, in welcher der dativ dem sinne nach zu dem satze steht, in dem er vorkommt. In dem satze: svádišṭhā dhītír ukáthāja çasjatē das lieblichste lied wird zum preise gesungen I, 110, 1, oder: dēvás tvašṭávasē táni nō dhāt der gott Tv. möge uns dies zur hülfe geben III, 54, 12 steht der dativ offenbar weniger selbständig, als in sätzen wie der folgende: gāúr amīmēd ánu vatsám mišántam mūrdhánā híṅṅ akṛṇōn

mátavá u die kuh blökte nach dem kalbe hin, das die augen aufschlägt, sie schreit nach seinem kopfe hin, damit es sie erkenne I, 164, 28 (vgl. Roth Nir. XI, 42) oder asmá ápō mātára: saptá tasthur nṛbhjas tárāja síndhava: supārá: ihm standen still die wasser, die sieben mütter, den männern die leicht passirbaren ströme, damit sie sie überschreiten könnten VIII, 85, 1. Ich bespreche zunächst diejenigen finalen dative, welche zu dem verbum des satzes in naher beziehung stehen, weil sie den besten anschlufs an die erste abteilung des dativs gewähren, mufs aber bekennen, dafs es mir trotz aller mühe nicht hat gelingen wollen, eine übersichtliche gruppirung zu gewinnen.

Zuerst mag erwähnt werden der finale dativ bei: gehen (kommen), aufstehen, sich setzen.

éndra jāhi pītájē mádhu çaviṣ̌ṭha somjám komm heran gewaltiger Indra, um den süfsen somasaft zu trinken VIII, 33, 13, vgl. VII, 59, 5 ētḗ çukrásō dhanvanti sómā dévāsas táñ úpa jātā píbadhjāi hier strömen die reinen tränke, kommt, ihr götter, zu ihnen heran, um zu trinken IX, 97, 20. á hāsásō ná svásarāṇi gantana mádhōr mádāja geht wie vögel zum neste, um euch im methe zu berauschen II, 34, 5. á nō makhásja dāvánḗ 'çvāir híraṇjapāṇibhi: | dévāsa úpa gantana um unseren preis zu empfangen kommt ihr götter heran mit den goldhufigen rossen VIII, 7, 27. dviṣ̌ás tarádhjā ṛṇajá na ījase um die feinde zu überwinden mögest du schuldrächend zu uns kommen IX, 110, 1. áthópa prāíd judhájē dásjum índra: da ging Indra vor, um den feind zu bekämpfen V, 30, 9, vgl. V, 43, 8. VI, 49, 5. X, 57, 4 u. s. w. prá pavamāna dhanvasi sóméndrāja pátave du strömst, o flammender, für den Indra, damit er trinke IX, 24, 3, vgl. IX, 25, 1. 36, 3. 62, 8. 100, 5 u. s. w. prá sádam ít srávitavē dadhanju: sie quollen hervor, um in einem fort zu strömen IV, 3, 12. uk khvāitrējó nṛṣ̌áhjāja tasthāu der sohn der Çvitrā stand auf zum heldenkampf I, 33, 14. úd u çrijá uṣ̌ásō rókamānā ásthur apā' nōrmájo rúçanta: zum glanz erhoben sich die leuchtenden morgenröten wie der wasser glänzende wogen VI, 64, 1.

ūrdhvás tišṭhā na ūtájē erheb dich uns zur hülfe I, 30, 6. ūrdhvéva snātí dṛçájē nō asthāt wie ein badendes weib tritt sie aufrecht hin, dafs wir sie sehen V, 80, 5, vgl. I, 123, 11. asmé indra sáḱā suté ní šadā pītájē mádhu bei unserem opfer setz dich nieder o Indra, um den meth zu trinken VIII, 86, 8, vgl. I, 25, 10. I, 45, 9. II, 41, 21.

Die arme ausstrecken, nehmen, zu erlangen suchen zum zweck einer sache.

víçvasja hí çrušṭájē dēvá ūrdhvá: prá bāhávā pṛthúpāṇi: sisarti zum dienste des all streckt der breithändige gott aufrecht seine arme aus II, 38, 2. gṛbhnámi tē sāubhagatvája hástam ich ergreife deine hand zum glücke (spricht der gatte bei der vermählung zur gattin) X, 85, 36. dhánur hástād ādádānō mṛtásjāsmé kšatrája várḱasē bálāja den bogen nehmend aus der hand des todten, für uns zur herrschaft zum glanze zur kraft X, 18, 9. tám apsanta çávasa utsavéšu náro náram ávase tán dhánāja ihn (den Indra) suchen sie zu gewinnen bei den unternehmungen der kraft, die helden den helden zum zweck der hülfe, der beute I, 100, 8, vgl. VIII, 49, 10. 21, 14. 24, 12.

geboren sein zu, stärken, unterstützen, schmücken, begeistern zu etwas.

dasjuhatjája ǵaǵnišē du bist geboren zum feindetöten I, 51, 6, vgl. IX, 94, 4. ásūta pṛ́çnir mahaté ráṇāja tvēšám ajásām marútām ánīkam Pṛçni gebar die glänzende schaar der behenden Marutas zum grofsen kampfe I, 168, 9. ruḱé ǵananta sū́rjam sie erzeugten (gewannen) die sonne zum leuchten IX, 23, 2. áǵīǵana óšadhīr bhóǵanāja kám du hast die kräuter zum genusse hervorgebracht V, 83, 10. brahmáṇa índram mahájantō arkāír ávardhajann áhajē hántavá u die sänger, den Indra preisend mit ihren liedern, stärkten ihn wegen des Ahi, damit er ihn töte, d. h. damit er den Ahi töte (über die sog. attraction siehe unten) V, 31, 4, vgl. III, 52, 8. VIII, 82, 7. I, 4, 9. dēvánām pátnīr uçatī́r avantu na: právantu nas tuǵájē váǵasātajē der götter feurige gattinnen mögen uns schützen, sie mögen uns verhelfen zu nachkommenschaft und reichtum V, 46, 7. jábhī rátham ávataṅ ǵišé (die hülfen) mit denen ihr (unserem)

wagen zum siege verholfen habt I, 112, 12. Dieselbe construction bei pā helfen: tán ma ṛtám pātu çatáçāradāja dieses opfer schütze mich, so daſs ich hundertjährigkeit erlange VII, 101, 6. ētā' tjā' harítō dáça marmṛǵjántē apasjúva: | jábhir mádāja çúmbhatē diesen (den trank) machen die zehn geschäftigen mit somasaft gefärbten (finger) zurecht, durch welche er geputzt wird zum zwecke des rausches IX, 38, 3, vgl. IX, 2, 7. I, 130, 6. k̓iträír aṅǵíbhir vápušē vj àṅǵatē mit buntem schmucke schmücken sie (die Marutas) sich um schön zu sein I, 64, 4, vgl. VII, 57, 3. VIII, 7, 25. IX, 45, 3. IX, 109, 20. — sá īm mamāda mábi kárma kártavē (der soma) hat (Indra) begeistert, die groſse tat zu tun II, 22, 1, vergl. I, 139, 6. I, 176, 1. IX, 81, 1. háršasva hántavē çūra çátrūn begeistre dich o held die feinde zu töten X, 112, 1, vergl. IV, 21, 9. VIII, 19, 29. Daran läſst sich anschlieſsen der dativ des zweckes bei dem verbum trinken: píbā sómam mádāja kám trinke den soma zum rausche VIII, 84, 3, vgl. I, 130, 2. II, 19, 1 etc. tā́n̄ indra sáhasē piba trinke dieṣe (tränke) o Indra zur stärkung I, 16, 6, vgl. VII, 98, 3. III, 32, 5. IX, 109, 2. trí sākám índrō mánuša: sárāsi sutám pibad vṛtrahátjāja sómam drei kufen des mannes trank Indra auf einmal, den gepreſsten soma trank er zur vṛtraschlacht V, 29, 7. píbā sómam mahatá indrijája píbā vṛtrája hántavē trink den soma zu groſser kraft, trink ihn des Vṛtra wegen, um ihn zu töten X, 116, 1.

heranbringen, knüpfen und lösen, rufen, anflehen zu einem zwecke.

ját tē jamā' vāivasvatám mánō ǵagáma dūrakam | tát ta á vartajāmasīhá kšájāja ǵīvásē deine seele die weithin gegangen war zu Jama Vāivasvata, die bringen wir wieder heran, damit sie hier wohne und lebe X, 58, 1, vergl. III, 37, 1. VIII, 58, 17. índram itthá gíro mámáchāgur išitá itá: | āvṛ́tē sómapītajē zum Indra vor allen gingen meine lieder, die von hier entsendeten, um ihn her zu bringen, damit er soma trinke III, 42, 3.

knüpfen und lösen: vājúr juñktē róhitā vājúr aruṇá vājú ráthē aǵirá dhurí vōḷhavē Vāju schirrt die roten, die

glänzenden die schnellen an das joch zum fahren I, 134, 3. ájukta súra étaçam pávamānō manáv ádhi | antárikšeṇa játavē Sūra schirrte das rofs an, flammend über den menschen, um durch die luft hin zu wandeln IX, 63, 8, vergl. I, 48, 4. I, 157, 1. I, 87, 3. II, 18, 3. III, 50, 2 etc. játhā jugā' varatrájā náhjanti dharúṇāja kám | ēvá dādhāra tē mánō ǵīvátavē ná mṛtjávé 'thō ariṣṭátātajē wie sie das joch festigen mit einem seile, damit es halte, so habe ich deine seele festgehalten, damit sie lebe, nicht sterbe, vielmehr damit sie unverletzt sei X, 60, 8. áva sja çūrádhvanō nántē 'smín nō adjá sávanē mandádhjāi spanne aus o held wie am ende des weges, damit du dich an unserem heutigen opfer ergötzest IV, 16, 2. muńḱámi tvā havíšā ǵívanāja kám aǵnātajakšmát utá rāǵajakšmát ich löse dich mit dem opfer damit du lebest, von anschwellung und abzehrung (nach Grohmann Webers ind. stud. IX, 400) X, 161, 1. ját sīm ánu prá muḱó badbadhāná dīrghám ánu prásitī sjandajádhjāi als du die gefesselten (wasser) befreitest, damit sie den langen weg hin flöfsen IV, 22, 7.

rufen: índram prātár havāmaha índram prajatj àdhvaré | índrā sómasja pītájē den Indra rufen wir in der frühe, den Indra wenn das opfer vorwärts geht, den Indra damit er soma trinke I, 16, 3, vgl. I, 4, 1. I, 19, 1. I, 21, 3 und oft.

loben, preisen: tā' hí çáçvanta ḷatē sruḱá dēvā' ghṛtaçḱútā | agnī' havjája vóḷhavē ihn flehen sie fortwährend an mit dem buttergiefsenden opferlöffel, den Agni um des opfers willen, damit er es (zu den göttern) führe V, 14, 3. kīríç ḱid dhí tvám íṭṭē dūtjā'ja der sänger erbittet dich zum botenthum (bittet, dafs du sein bote seiest) VIII, 92, 13. tám ít sakhitvá īmahē tā' rājé tā' suvírjē ihn erbitten wir zur freundschaft (loc.), zum reichtum (dat.), zu heldentum (loc.) I, 10, 6. tvám īmahē çatakratō | índra vṛtrája hántavē dich flehen wir an o weiser, Indra um des Vṛtra willen, damit du ihn tötest III, 37, 6, vgl. 5. agnī' dvéšō jótavāí nō gṛṇīmasj agnī' çā' jóç ḱa dátavē den Agni flehen wir an, unsere feinde zu entfernen, und gutes zu spenden VIII, 60, 15, vergl. IV, 32, 9. X, 74, 6. I, 39, 13. kátj agnája: káti súrjāsa: kátj ušásō kátj u svid ápa: | nó-

paspíǵã va: pitarō vadāmi pṛkhámi va: kavajo vidmánē kám wie viel sind der feuer, wie viel der sonnen, wie viel der morgenröten, wie viel doch der wasser? nicht zum fürwitz frage ich euch ihr väter, ich frage, um es zu erfahren X, 88, 18, vgl. I, 164, 6.

Schliefslich mögen sich einige belege anreihen für den oft vorkommenden fall, dafs ein dativ in nahem verhältnis zu einem verbum und einem davon abhängigen substantiv steht. túbhjam ... dhāsí hinvantj áttavē dir bringen sie speise zum essen VIII, 43, 29. tvám purú sahásrāṇi çatáni ka jūthá dānája māhasē du mögest uns viele tausende und hunderte von herden zum geschenke geben VIII, 50, 8, vgl. VI, 45, 32. tvā́ sōma mahé bhágã tvā́ júna ṛtājaté | dákšã dadhāsi ǵīvásē du o Soma giebst dem alten opferer glück und dem jungen, du giebst kraft zum leben I, 91, 7. bhágō arjamá savitá púrādhir máhjā tvādur gárhapatjāja devá: Bh. A. S. P. die götter gaben dich mir, damit du die herrin des hauses seist X, 85, 36. çā́ na: kšétram urú ǵjótī̃ši sōma ǵjóñ na: súrjã dṛçájē rirīhi gieb uns heilsam weiten wohnsitz, licht o soma und lange die sonne, damit wir sie schauen IX, 91, 6, vgl. II, 27, 10. dēvá na áju: prá tirantu ǵīvásē die götter mögen unsere zeit verlängern, dafs wir leben (oder, indem man ǵīvásē noch näher mit ájus verbindet, „unsere lebenszeit") I, 89, 2, vgl. I, 44, 6. VIII, 18, 18 und 22. VIII, 48, 4. X, 14, 14 etc. jóniš ṭa indra nišádē akāri ein platz ist dir bereitet zum niedersitzen I, 104, 1. urú ṇas tanvè tána urú kšájāja nas kṛdhi | urú ṇō jandhi ǵīvásē raum schaff für uns und unsere kinder, raum für unsere wohnung, raum auf dafs wir leben VIII, 57, 12. pūrvír hí tē srutája: sánti játavē viele pfade sind dir zum gehen IX, 78, 2. sugán pathó akṛṇōn niráǵē gā: wol gangbar machte er die pfade, um die kühe herauszutreiben III, 30, 10, vgl. I, 113, 16. IV, 37, 7. VII, 44, 5. VIII, 5, 9. VIII, 7, 8. VIII, 45, 30. X, 75, 2. X, 108, 6. ǵjótir andhája kakrathur vikákšē licht habt ihr dem blinden gemacht zum sehen I, 117, 17. abhí vástrā suvasanánj aršābhí dhēnú: sudúghā: pūjámāna: | abhí kandrá bhártave nō híraṇjā ströme uns flammend zu (o gott Soma) schön ein-

hüllende kleider, schön milchende kühe, glänzenden goldschmuck zum tragen IX, 97, 50.

An diese aufzählung von beispielen knüpfe ich einige allgemeinere methodische bemerkungen, um schliefslich über den dativ des griechischen lateinischen und deutschen ein paar worte zu sagen.

Der ausdruck „grundbedeutung", den ich oben p. 82 gebraucht habe, ist ebenso wichtig als vieldeutig und bedarf also einer genaueren definition. Man hat sich der ursprünglichen bedeutung der casus modi und tempora auf verschiedenen wegen zu nähern gesucht. Der erste war der philosophisch-construierende. Er ist heut zu tage unbetreten. Es ist nicht mehr nöthig, gegen diejenigen, die nur eine bestimmte zahl von casus als möglich aufstellten, und jedem casus in diesem schema seinen platz anwiesen, zu polemisieren. Eine zweite art, den grundbegriffen auf die spur zu kommen, ist durch die vergleichende formenlehre nahe gelegt. Man zerlege die casusform in ihre bestandtheile und bestimme vermittelst der etymologie den sinn, den die form haben kann. Wenn der zustand unserer etymologischen kenntnisse eine solche erklärung der casusformen gestattete, so wäre gegen diese methode nichts einzuwenden, aber leider wissen wir über diejenigen elemente, die aus dem thema die casus bilden, aufserordentlich wenig, und sind also factisch nicht im stande, der syntax von seiten der etymologie zu hülfe zu kommen. Mithin sind wir für unseren zweck angewiesen auf beobachtung des casusgebrauches. Aus dem gebrauche nun hat man wol versucht, den eigentlichen sinn eines casus derart zu ermitteln, dafs man die einzelnen fälle nebeneinander stellte, das verwandte zu umfangreicheren und inhaltsloseren begriffen vereinigte, und so einen logischen schematismus aufbaute, dessen spitze irgend eine allgemeine kategorie wie causalität wechselwirkung und ähnliche bildet. Auf diesem logisierenden wege ist es vielleicht möglich, für mehrere (nicht für alle) casus eine ganz allgemeine kategorie zu finden, aber die erkenntnifs der sprachlichen vorgänge gewinnt dabei nicht, da es natürlich nie anzunehmen

ist, dafs einem sprechenden volke bei dem gebrauch seiner casus solche philosophische allgemeinheiten im bewufstsein geschwebt hätten. Man darf vielmehr aus der gebrauchsweise eines casus seinen grundbegriff nur zu eruieren suchen auf dieselbe weise, wie man die grundbedeutung jedes wortes zu finden sucht: auf historischem wege. Es handelt sich nicht darum, den höheren begriff zu finden, unter den die einzelnen gebrauchsweisen sich logisch einordnen lassen, sondern den historischen ausgangspunkt, von dem die bedeutungsentwickelung anhebt. Um diesen punkt zu finden, dazu verhilft bekanntlich bei einer menge von wörtern die directe oder indirecte überlieferung. Bei andern ist man lediglich auf die allgemeine erfahrung angewiesen, dafs sich begriffe aus anschauungen, nicht anschauungen aus begriffen zu entwickeln pflegen. Die am meisten sinnliche bedeutung hat im allgemeinen das präjudiz für sich, die ältere zu sein (vgl. G. Curtius grundz. p. 87 flgd.).

Wenn man nach diesen grundsätzen den gebrauch eines casus behandelt, kommt man auf einige, günstigenfalls auf einen begriff, an welchen der übrige gebrauch sich angeschlossen haben mufs. Diese älteste erreichbare bedeutung eines casus, gleichviel ob aus einem oder mehreren begriffen bestehend, nennen wir seinen grundbegriff. Damit ist natürlich nicht gesagt, dafs dieser grundbegriff dem casus anhaftete, als die casusform geschaffen wurde, sondern nur, dafs es jetzt nicht gelingt, weiter in die geschichte des casus vorzudringen, als bis zu diesem oder diesen begriffen.

Was nun speciell den dativ betrifft, so haben hoffentlich die angeführten beispiele bewiesen, dafs man als grundbegriff des vedischen dativs aufstellen mufs, „die körperliche neigung nach etwas hin“. Und dieses scheint auch der grundbegriff des dativs überhaupt zu sein. Der dativ scheint in der that als der vertreter einer körperlichen bewegung des sprechenden aufgefafst werden zu müssen. Ich versuche die entstehung des dativs an einem phantasierten falle deutlich zu machen. Gesetzt, in der wurzelperiode der indogermanischen sprache habe jemand einem andern

erzählen wollen „Ich habe dem manne das gold gegeben“. Es standen ihm drei „wurzeln“ mit dem sinne mann gold geben zur verfügung. Die verbindung, in welche diese wurzeln dem sinne nach treten, wurde nicht sprachlich ausgedrückt, sondern durch gesticulationen angedeutet. Um zu zeigen, dafs von ihm selbst die rede, deutete der sprecher auf sich, die gröfse des überreichten gegenstandes beschrieb er mit den händen, und auch der mann figurierte, wenn auch nicht in person, sondern vertreten vielleicht durch den angeredeten, oder wenigstens, indem ein fleck der erde bezeichnet wurde, wo er befindlich gedacht werden sollte. Man kann das auch so ausdrücken: die erzählung war urspünglich eine scenische darstellung des geschehenen, bei der die phantasie die fehlenden dinge als gegenwärtig zu denken aufgefordert wurde. Es werden in der erzählung auch die gesten der handlung reproduciert, also auch die bewegung des gebens nach dem fingierten empfänger hin wiederholt. Bei dieser bewegung stellte sich, gerade weil sie selbst durch den mangel eines empfängers wenig sprechend war, ein laut oder lautcomplex ein (nach welcher association zwischen laut und körperlicher bewegung, wissen wir nicht). Dieser laut oder lautcomplex begleitete und vertrat die bewegung, er wurde, wie wir uns moderner ausdrücken würden, eine praeposition mit der bedeutung „nach etwas hin geneigt“. Diese praeposition trat hinter das wort mann, und als dieses sich mit der zeit zu einem nominalthema gestaltet hatte, wuchs es mit ihm zusammen, und die so entstandene form nennen wir dativ. Die form dieser praeposition könnte, nach dem sing. zu schliefsen, ai gewesen sein. Was dem dat. plur. und dual. zu grunde liegt, ist noch nicht hinreichend ermittelt (vgl. Curtius chronologie 72 flgd.).

Dieser grundbegriff wie er sich aus der betrachtung des vedischen dativs ergiebt, ist zugleich der grundbegriff des indogermanischen dativs, denn er ist so einfach und ursprünglich, dafs ihm kein anderer vorausgegangen sein kann. Auf denselben grundbegriff würde man auch durch die betrachtung des lateinischen dativs gekommen sein.

Der sog. dativ des griechischen und deutschen sind zusammengesetzte casus, wie ich in meiner schrift „abl. loc." etc. erwiesen habe. Ob der lateinische einfach oder zusammengesetzt sei, war ohne die vergleichung mit dem vedischen nicht zu bestimmen. Schon daraus allein ergiebt sich die richtigkeit von Miklosich's behauptung: „das altindische erweist sich — — — — als der wahre ausgangspunkt für die syntax der arischen (d. i. indogermanischen) sprachen" (M. der praepositionslose local in den slavischen sprachen. Wien 1868; besond. abdruck aus den sitzungsber. nov. 1867 p. 26). Ist aber der vedische gebrauch der ausgangspunkt für das verständnifs, insofern er allein die richtige anordnung an die hand giebt, so ist er auch am besten der ausgangspunkt für die darstellung. Dazu kommt, dafs wenigstens in betreff des abl. loc. instr., wie ich glaube, aus dem vergleich mit denselben casus in anderen sprachen erwiesen ist, dafs die vedischen casus dem ursprünglichen bei weitem treuer geblieben sind, als die casus der verwandten sprachen. Aus diesem grunde erscheint mir meine hypothese, dafs die vedischen casus ungefähr denselben syntactischen umfang hatten wie die indogermanischen (abl. loc. instr. p. 75) wol begründet*). Und darum ist denn auch der gebrauch des vedischen dativs in dieser abhandlung vorangestellt.

Es ist noch übrig, einiges über den dativ im griechischen, lateinischen und deutschen zu sagen. Ich habe schon abl. loc. instr. 73 darauf aufmerksam gemacht, dafs der griechische dativ oder vielmehr localis aus dem localen, dem instrumentalen und dem reinen dativ besteht, und die paragraphen in Curtius grammatik bezeichnet, die den reinen dativ behandeln. Mit gröfserem rechte als der

*) Schweizer in d. zeitschr. XVII, 302 meint, ich „glaube einfach annehmen zu dürfen, dafs die indogermanischen casus die bedeutungen von anfang an gehabt haben, welche sich aus deren gebrauch im veda eruieren lassen". Dabei ist mein ungefähr unbeachtet gelassen, und das „von anfang an" mifsverständlich. Ich habe nur sagen wollen, dafs die casus im ganzen und grofsen denselben bedeutungsumfang in der periode dicht vor der völkertrennung gehabt zu haben scheinen. Von dem sinne der casus in einer noch älteren zeit der indogermanischen sprache habe ich nicht gesprochen.

gewöhnlich so genannte dativ wird dem altindischen dativ parallelisiert der griechische infinitiv. Wenigstens scheint mir das eine fest zu stehen, dafs die inf. auf -μεναι dative von neutralen substantiven, nicht loc. von femininen sind. Es scheint mir in der that nicht der geringste grund vorzuliegen, warum man das homerische ἴδμεναι anders auffassen soll, als das vedische vidmáne (vgl. aufser den oben angeführten stellen von Benfey und Kuhn auch Grafsmann zeitschr. XII, 255). Man darf also die infinitive auf -μεναι sicher mit den vedischen dativ-infinitiven vergleichen, die übereinstimmung des gebrauches ist, wie man sich leicht überzeugen kann, in der that grofs. Auch darin läfst sich der gebrauch vedischer und griechischer infinitive vergleichen, dafs in beiden sprachen der infinitiv im sinne des imperativs gebraucht werden kann. Z. b. tā́ vō dhijá návjasjā çávišṭam pratnám pratnavát paritāsajádhjāi den kräftigen setzt in bewegung mit eurem neuesten liede, den alten auf alte weise VI, 22, 7. sūktébhir vō vákōbhir dēvágušṭāir índrā nv àgní ávasē huvádhjāi mit euren gesängen, euren gottgefälligen gebeten ruft Indra und Agni her zu hülfe V, 45, 4. Im sinne der ersten pers. plur. des imper. áçvā ná tvā váravantā vandádhjā agní námōbhi: wie ein langgeschweiftes rofs wollen wir dich loben o Agni I, 27, 1, vielleicht im sinne der ersten sing. VI, 67, 1. Ueberall erscheint nur der inf. auf -dhjāi, im griech. sowol der auf -σθαι z. b. Ilias V, 124, als der auf -ειν. Der inf. auf -dhjāi ist sicher ein dativ (zeitschr. III, 360). Auch die griechischen auf -θαι (Max Müller zeitschr. XV, 220) oder -σθαι sind dative. Die griech. auf -ειν weifs ich nicht zu erklären. Mögen sie nun acc. sein (zeitschr. XI, 317) oder dative mit verkürzter endung wie Schleicher comp. p. 426 annimmt, oder endlich locale, wie neuestens Scherer zur gesch. d. d. spr. 474 aufstellt (φέρειν aus φερενι loc. eines neutrums) — jedenfalls stammen sie von einem casus, der die richtung nach etwas hin ausdrücken kann, und aus diesem sinne des casus erklärt sich auch der imperativische gebrauch des infinitivs. Ueber denselben gebrauch im deutschen Grimm IV, 86.

In dem lateinischen dativ ist eine formelle mischung mit dem loc. eingetreten, syntactisch aber scheint er rein zu sein. Die bedeutungen des alten localis sind vertreten teils durch den in resten erhaltenen alten localis, teils durch den ablativ (verf. abl. loc. instr. p. 72). Es scheint also, daſs der ganze dativ des lateinischen zur vergleichung mit dem vedischen herangezogen werden dürfe. Daſs auch die lat. infinitive auf -re dative und zwar von subst. auf -as sind, ist jetzt wol allgemein anerkannt (Schleicher comp. 472). Auch die lat. inf. finden daher ihre erklärung nur vom dativ aus. Als interessant für die lateinische syntax ist mehrfach, z. b. von Benfey kurze skr. gr. p. 237, die sog. attraction bei dem vedischen dat.-inf. bezeichnet worden. Er sagt darüber: „bei den als inf. gebrauchten dativen steht überaus häufig das von ihnen abhängige nomen ebenfalls im dativ, worin deutlich der innige begriffliche zusammenhang zwischen dem infin. und dem partic. fut. pass. (gerundivum), wie er am stärksten im lateinischen hervorbricht, zu erkennen ist, z. b. vṛtrāja hantavē Vritrae occidendo (ad Vritram occidendum), tamasē viprkē tenebris dividendis [IV, 13, 3], dṛçē viçvāja gewissermaſsen omni videndo (ad omne videndum) [I, 50, 1, vgl. Sonne zeitschr. XII, 357]". vergl. auch Roth Nir. IV, 18 und VII, 25. Ich glaube nicht, daſs man in der mehrzahl der hierher gehörigen fälle ein recht hat von attraction zu sprechen, vielmehr glaube ich, daſs vṛtrāja hantavē zu übersetzen ist „des Vṛtra wegen, damit du ihn tötest", so daſs jeder der beiden dative selbständig zu seinem rechte kommt. Diese auffassung paſst auf alle fälle, in denen der dativ vor dem inf. steht, und diese sind weitaus in der überzahl, z. b. III, 29, 4. III, 37, 5 und 6. V, 2, 9 und 10. V, 14, 3. V, 31, 4. VIII, 82, 7. VIII, 85, 5. IX, 61, 22. IX, 86, 20. X, 16, 12. X, 116, 1. X, 182, 3 u. a. m. Dagegen scheint in den weit selteneren fällen, wie táv asmábhjā dṛçájē sū́rjāja púnar dātām ásum adjéhá bhadrám mögen die beiden uns heute wieder frohen lebensodem verleihen, daſs wir die sonne schauen X, 14, 12 und X, 88, 1 (Roth Nir. VII, 25) allerdings eine art attraction vorzuliegen. Doch trägt diese

so weit ich sehe zur aufklärung des latein. gerundivums nichts bei.

In dem casus, den man im deutschen mit dem namen dativ zu bezeichnen pflegt, sind vier indogermanische casus vereinigt, nämlich der dativ, localis, instrumentalis, ablativ. Nur indem man den dativ in diese vier bestandtheile scheidet, vermag man ihn durchsichtig darzustellen, was A. Köhler in Pfeiffers Germania XI, 260 flgd. nicht gethan hat. Aus Grimms darstellung des dativs gehören zum reinen dativ folgende partien: IV p. 684 no. 1, 2, 3, 4 — p. 691. No. 5 auf p. 691 gehört vielleicht zum theil zum localis (vgl. abl. loc. instr. 38 und 74). Ferner gehört zum dativ no. 6—18 und p. 746 A. B 1—5, 7, 8, 9 viell. 10. Echte dative aus dem angelsächsischen und altnordischen, die dem grundbegriff des dativs noch ganz nahe stehen, führt Dietrich Haupts zeitschr. XIII, 128 flgd. an.

Ob die urform des deutschen infinitivs ein acc. dat. oder loc. gewesen sei, ist nicht deutlich, er ist also nicht so sicher mit dem vedischen dat.-inf. zu vergleichen, wie der griechische und lateinische.

Auffallend ist, dafs mit dem dativ weder im sanskrit noch im lateinischen praepositionen verbunden werden. Ebenso wenig im griechischen, denn bei ἐν, ἀνά, ἀμφί, ἐπί, παρά, περί, πρός, ὑπό steht nicht der eigentliche, sondern der locale dativ, bei σύν und μετά der instrumentale. Von den gotischen praepositionen die mit dem dativ verbunden werden, verlangen den ablativischen dativ: af, us, faura, fram, alja, vielleicht die comparativischen afar, hindar, ufar, ufaro, undaro, obgleich man bei ihnen auch an den localis denken könnte; den localis: ana, at, bi, in, uf; den instrum.: miþ. Für den reinen dativ bleiben nur du und die späte praeposition nehva. Im litauischen ist ebenfalls nur eine praeposition der verbindung mit dem dativ fähig, nämlich po (Schleicher 291). Häufiger ist diese verbindung im zend (nach Justi bei aibi, avi, â, pairi, mat). Bedenkt man aber die wahrhaft erschreckende liste von casus-„umtauschungen“ bei Justi p. 386, so kann man sich der meinung nicht erwehren, dafs im zend der casusge-

brauch überhaupt in unordnung gerathen ist. Bei diesem stande der sache wird es wahrscheinlich, dafs der indogermanische dativ nicht mit praepositionen verbunden wurde.

Halle, juli 1868. B. Delbrück.

Jubere.

Mancher stamm und manche wurzel des lateinischen zeigt uns, wie leicht der lippenselbstlaut den entsprechenden hauch hervortreibe, wie leicht u v doch wiederum sich dissimilire. Wie neben, ja schon vor vacuus (Accius) vacīvus (Plaut.) erscheint, neben nocuus (Ovid.) kaum jünger nocīvus (Phaedr.), wie neben deciduus (Laber.) decidīvus (? Perv. Veneris), so sehen wir von status nicht blofs statua (Enn.; doch wohl imago statua eig.), sondern schon bei Varro statīvus. Auch ohne dafs ich noch ruvidus bei Plin. (Forcell.) von ruere neben rīvus anführe (sollte dies auch von sru stammen, zeitschr. XII, 413), erräth man, was ich will: jene paare stammen aus formen mit -ŭvus. So hat der alte Lucr. noch flūvidus (nach Lachm. II, 452 auch flŭvidus); wie Forcellini neben Fluonia Fluvonia (var. lect. auch Fluvionia) beut, so las Saumaise bei Solinus fluvitare. Besonders in hauptwörtern sieht man vor i das alte uv sich oft behaupten: fluvius; con-, defluvium (auch diffluviare, denominativ), influvium (?), profluvium; pluvia: com-, dis-, impluvium; exuviae, induviae, reduvia; col-, di-, inter-, malluvium, pelluviae, proluvium, subterluvio, subluvies, circumluvium (oder -o), eluvies, il-, reluvies. Von zeitwörtern finde ich nur depuvit (Lucil.); denn oppuviare ist ja erst aus oppuvium denominativ. Verdächtig (Forcell.) abluvio, praefluvium. Hat man nur die angeführten hauptwörter vor augen, so mag uv im lateinischen beliebt scheinen, wie denn confluges (im slavischen, wenn zeitschr. XIV, 224 recht hat, in derselben wurzel diese vermittlung regel) sehr als ausnahme neben confluvium, Confluentes steht; doch dürfen wir uns vor allem nicht ver-

hehlen, dafs fast ohne ausnahme die beweglicheren zeitwörter diese behäbigkeit verschmähen: fluere, pluere, exuere, induere, luere. Wir sahen schon oben ūv zu īv erleichtert; dem ähnlich wäre noch anzuführen quadrivium aus quatuor, eine erleichterung, die freilich auch in quadrijugus erscheint. Umgekehrt tritt aber auch, uv zu dissimiliren, erschwerung des selbstlauts ein: perplovere (Corss. II, 160), conflovont (Corss. I, 238. 261), foverint*) (Corss. II, 159) nicht blofs als vorgänger, vorübergehende, jener perpluere, sondern auch Jovis. Wie nun nach obigem, uv zu dissimiliren, der selbstlaut entweder (mehr in älterer zeit) stärkung oder schwächung erlitt, so tritt nun neben den auswurf des hauchs (fluere) die stärkung desselben zur media. Darf man nicht nach Marruvium, Marrubium auch Litubium beurtheilen? Freilich bleiben Lanuvium, Simbruvium; Pacuvius, Vitruvius so stehn; das darf nicht wunder nehmen nach obigen beispielen, um so minder als namen — da sich minder aus dem zusammenhang, was oder wen man meine, ergibt — wohl noch starrer sein möchten, wenn ja gleich zuzugeben, dafs wiederum das festhalten an der wurzel hier durchaus nicht interesse war. Dŭbius von dŭo scheint mir so unzweifelhaft als dafs das o hier dualendung; denn das b aus v entstehn zu lassen, hindert mich weder zeitschr. XIII, 397 noch XVI, 438. Dort die zusammensetzung von ἀμφιςβητεῖν wie tveifls zugegeben, hätten eben diese beispiele warnen mögen in dubius zusammensetzung unsers zahlworts mit einer wurzel die hier als „b" erschiene anzunehmen; hier aber ist vidadhāti = (di)vidit wohl ganz vergefsen? Ich komme noch einmal auf Jŏvis zurück. Ihm aufs haar gleicht bŏvis; davon das von Varro verworfene — doch also gesprochene! — bŏvile. Wir thun wohl recht im anschlufs an zeitschr. II, 4 als ursprünglichen laut der nominative den doppellaut anzusetzen. Wie douco : dūco, so Jūpiter. Dafs es nun bōs

*) Auch diese form darf angeführt werden, sollte auch Corssen recht behalten, der als das ursprüngliche hier einen doppellaut (fou-e-rint) annimmt. Es ward eben aus fou-e-rint zwar fūerint (wie douco : dūco), aber doch mit umgehung von uv älter foverint.

hiefs, mag dem streben der gleichsetzung (mit bŏvis u. s. w.) zu verdanken sein — bŏvis u. s. w. werden zu beurtheilen sein wie oben fŏverint. Wir finden nun aber formen, in denen auch bei der consonantischen vermittelung dem vereinfachten doppellaut die dehnung gewahrt blieb. Die dehnung aber bestand in ū und — die vermittelung dann in b! Būbile (Curt. II, 159) gefiel dem conservativen Varro befser. Aehnlich Būbona, būbulus. Dafs auf diese weise das wort förmlich im stamm wuchs, mag eben seiner einsilbigkeit zu danken sein: bildete man doch sogar bubsequa — eine form die wohl meine auffassung von dubius oben stützen mag. Onomatopoëtischem einflufs nämlich mag es hier zugeschrieben werden, wenn das dissimilirende ŏv dem dissimilirenden ŭb wich: bŭbulcus, sŭbulcus*), sŭbare (= ὑβᾶν) dürfen noch minder auffallen als jenes bubsequa. Zum dritten und letzten mal a Jove principium! Jŭbar nämlich deutet zeitschr. III, 162 aus juvas, der wurzel entstammend, der Jūpiter, Jovis u. s. w. gehören. Ich

---

*) Man erlaube mir diese ausdrücke nach möglichkeit auch ihrem zweiten theil nach ins klare zu setzen. Promulcum, remulcum (Corssen I, 259) sind ja natürlich nicht von jenen zu trennen. Festus (: remulco est, cum scaphae remis navis magna trahitur), sieht man, will mit seiner erklärung auf remus hin, und ich gestehe, trotzdem dafs der (freilich späte) Ausonius rĕmulcum hat, trotzdem dafs wir gewifs in erster reihe an entlehnung aus ῥυμουλκεῖν zu denken haben (Arn. XVIII, 5 beut rymulcis, dat. pl.): die entstellung mag anklang an rēmus sein. Mit remeligines (remorae) es zusammenzubringen, hindert mich die bedeutung; eher möchte ich bei diesem an μένειν denken, von dem ja auch dissimilirend μέλλειν stammt (μέλλει ist activ zum medium mánjate d. h. meminit, cogitat, vgl. j'ai pensé mourir), ja dessen wurzel selber schon aus dem beharren in das andre übergeht; μένειν (μέμονα) : μένος, μέμαα = γενέσθαι (γέγονα) : γένος, γέγαα. Nicht viel leichter fällt promulcum mit promellere (= litem promovere Fest.) zusammenzubringen. Dies promellere wird ja ein causativ von meare sein, wie στέλλειν bei Hom. neben στῆναι und unser „stêllen" tritt, wie neben dhajati ≌ θῆσαι, wie sich auch βδέλλα dazu verhalte (vergl. indessen dēvás ≌ θεός), fellat, freilich ohne causative bedeutung; vergl. also cantillare, noch besser conscribillare; so kommen auch sonst causativ und deminutiv zusammen, vergl. steigern, räuchern mit stochern, plattd. bäwe'n (gleichs. bebern von beben, wie von tremere : it. tremulare, franz. trembler), klettern. In promulcum aber scheinen wir genöthigt ein lateinisches verhältnifswort anzuerkennen: prom, entsprechend dem goth. fram, engl. from, sich zu allernächst aber anschliefsend an πρόμος. Der zeitwortstamm aller obigen ausdrücke wird auf ἕλκειν zurückkommen, aus dem ja sulcus wie ulcus zu deuten — wie Curt. I, 320 wegen ὁρμα u. s. w. zuletzt auf svar zurückkommt, hätte er auch 106. 107 wohl ἕλκω und ἕλκος vereinigen sollen.

schliefse mich dieser ansicht an, lasse also X, 356 nur insofern gelten, als jŭba und jŭbar gewifs zusammengehören. Bei dieser wörter zusammenstellung mit ἔϑειρα fehlt nämlich der nachweis, dafs je sonst ŭ = ε. Fälle wie scopulus, nebula, Siculus, triobulus, auch mulgere = ἀμέλγειν (Corssen I, 258. 259) sind doch verschieden — als wenn man mit pello, pepuli, pulsus; vulsus von vello obiges belegen wollte! Für jene ältere deutung von jubar (und juba) läfst sich, meine ich, auch noch etwas mehr anführen, als jene dichterstelle, welche in merkwürdiger weise die bedeutungen der wurzel, um die es sich hier handelt, zur gemeinsamen anschauung bringt, Vergil. I, 588: Restitit Aeneas claraque in luce refulsit Os umerosque deo similis; namque ipsa decoram Caesariem nato genetrix lumenque juventae Purpureum et laetos oculis adflarat honores. Was nämlich jubere betrifft, so erräth man nun, wie ich darüber denke: zu jŭvare (gut sein) gehört jŭbere (gut heifsen). Im tit. Mumm. kommt ja jovbere vor (zeitschr. II, 368). Diese alte schreibart ist auch meiner vermuthung günstig. Dafs uv sich zu ov oder ub dissimilirte, ist oben nachgewiesen. Sollte nun der steinmetz beide dissimilationen verbunden haben? Vielleicht sprach damals (nach 146 vor Chr.) noch nicht jeder ohne ausnahme so hart (ub) aus: jener setzte unparteiisch beide weisen nebeneinander, wie unsre, uns selbst nach grade seltsam scheinende schreibweise „stadt" plattdeutschen, dann hochdeutschen gerecht wird; ja wenn nun wirklich joussi (zeitschr. II, 363) vorkommt, was wird das anders sein, als erinnerung, nachklang des alten jovere (ein ziemlich beliebter tonfall: monere, docere, tongere, horrere, mordere, sordere, fovere, movere, vovere, torrere, spondere, tondere, torquere)? Freilich mathematisch genau hätten sie jovsi oder jossi schreiben sollen. Dies jossi aber deutet uns wieder an, in wie vielen formen des zeitworts das o (ja nur aus u dissimilirt) gar nicht recht durchgedrungen gewesen sein mag, nämlich überall wo der grund zur dissimilation fehlte. Jussi, meine ich, läfst sich aus jubeo mit urspr. oder gar p gewesnem b gar nicht erklären — man vergl. doch nur: nupsi glupsi scripsi gegen ussi, gessi! Die rechts-

gelehrten liefern uns manchen beweis, dafs die bedeutung, welche bei Lübker (in Klotz' wb.) zuletzt steht („genehmigen"), zuerst stehn mufs, dafs jŭbere zu jŭvare sich wirklich verhält wie plăcere zu plācare, sĕdere zu sēdare. Zwar erscheinen plācare und sēdare als factitiva zu ihren verwandten, auch părare zu pārere; aber die geringe zahl der fälle wie die nicht einstimmigen quantitätsverhältnisse würden ein einmal umgekehrtes verhältnifs in den bedeutungen gar nicht so wunderbar erscheinen lassen — was es aber in der that kaum ist; denn doch ist auch jubere das consequens, so: quod senatus censuit, id si populum juvare visum erit, populus fieri jubebit*). Die alten formeln, die dies verhältnifs als das eigentliche darthun, sind aufser der: velitis, jubeatis, Quirites! Gaj. I, 99: Populus rogatur, an id fieri jubeat. Liv. I, 46: Servius ausus est ferre ad populum, vellent juberentne, se regnare? XXX, 43: tribuni plebis ad populum tulerunt. Vellent juberentne senatum decernere ut cum Karthaginiensibus pax fieret?

*) Hiernach habe denn auch ich durchaus nichts dagegen, dafs jubere „alte causalbildung" (zeitschr. VI, 298) sei. Es ist eben: sich gefallen lassen. Zeitschr. VII, 60. Dafs svāpajati ♎ sōpit (das. 50), wer wird das bestreiten? Den andern gleichsetzungen dort wird man wohl seinen beifall versagen, vgl. Curt. grundz. I, 32. Σκαφή (zweifelhaft nach Pape) wird aus σκαπϝή erklärt. Sollte das auch für σκάφη wirklich gelten (dort wahrscheinlich gemeint): was wird nun aus σκαφεῖν, σκαφειός, σκαφεύς, σκαφιά? Bei so reichlichem vorkommen des φ in dieser wurzel läge doch scabere zu vergleichen näher, als wegen entstehung des φ an ein sanskritaffix zu appelliren. Wird das. s. 58 moveo erklärt aus mopejo, so möchte man dagegen fragen: soll denn auch mutare ein p verloren haben? Nach obigen conflovont u. s. w. stehe ich nicht an mutare, movere als neuen beleg für juvare (adjutare), (jovere) jubere zu nehmen. S. 55 soll gar fervere, febris mit θάλπειν zusammengehören; aber die frühere deutung (zeitschr. V, 347) wird uns jetzt noch dadurch unterstützt, dafs babhrús bei Hēmak. und in der Mēdinikōša gradezu „feuer" erklärt wird. S. 56 wird hĕbes auf hāpajati zurückgeführt (amittit). Und warum? Verwandte dieses zeitworts (χαλᾶν, χαῦνος) haben die bedeutungen: klaffen, erschlaffen. Ich meine: bedenkt man, wie ὀξύς und ὠκύς, acupedius und equus acer einander berühren, so wird man sich doch vielleicht eher entschliefsen, lat. hĕbes auf lat. hăbere („was festgehalten wird") zurückzuführen, zumal da χαβός (κημός) der festhaltende maulkorb ist. Haben wir nun nach allem dem wenig grund lat. b, v als entartung eines p, das nur noch selten ind. p entspreche, gelten zu lassen, so wird auch wohl die zusammenstellung unsres jubet mit einem jupajati überwunden sein. Dies jupajati nämlich ist selber gar nichts wirkliches; vielmehr lautet von jāuti (junāti, junīte) das causativ jāvajati, ebenso von jujōti, welches letztre ja freilich auch schon der bedeutung wegen (arcet) so wenig passen würde als jupjati, das wirklich vorhanden (er verwirrt).

Fernér bei der freilassung und erblassung: Gaj. I, 21 liber esse jussus et heres institutus. fr. 49: Si heres....dare damnatus aut quis liber esse jussus est. Brisson: Libertas directa ita relinquebatur: Liber esto vel liberi sunto, liberum esse volo aut jubeo. — Jussus esse liber pro praemio. Gaj. II, 117: Titius heres esto! Titium heredem esse jubeo. Brisson: Jussus possidere; praetor latitantis bona possidere jubet. Drittens — woraus sich der ausdruck fidejussor = fidedictor erklärt, wurde der bürge, nachdem ihm der inhalt der bürgschaft noch einmal vorgesagt war, gefragt: Ita tu bona fide esse jubes? Viertens: Die klage desjenigen, der mit dem haussohn contrahirt hat, gegen den hausvater wird bezeichnet: actio (emti, venditi u. s. w.) quod jussu, nicht blofs wenn der haussohn im auftrage des hausvaters contrahirt, sondern auch wenn später der hausvater ratihabirt hat. Endlich knüpft an die alte stelle: Restitui debere et posse hereditatem fidei commissam Apronianum SC. jubet — Brisson noch die bemerkung: Contra ea „non jubere“ idem aliquando est ac vetare vel inhibere. Erklärlich, wenn jubere „gut heifsen“ war, „erlauben“! — Man sieht, ein so belegter gebrauch mufs wohl der alte, eigentliche sein. Dafs aber juvare und jubere wohl zusammengehören mögen, dafür noch ein paar stellen. Cic. or. 48, 159: refer ad aures, probabunt: quaere, cur? ita se dicent juvari. Seneca epist. 106: quae scire magis juvat quam prodest. Juven. VI, 222: Hoc volo, sic jubeo! Sit pro ratione voluntas! So steht denn jubet dem ind. dívjati ziemlich gleich (auch dies wird ja „stäuti“ erklärt) — es ist nur mit vorliebe für entwickelung der consonanten, dies aber südlicher, vocalischer gebildet; auch ist die abwandelung verschieden, da dívjati nach cupit geht. „Ich lobe“, „ich lobe mir“, das war also der urbegriff des zeitworts, dem aus Cic. angeführten probabunt nahe tretend. Man erlaube mir noch einige parallelen mit dem oben nachgewiesenen gebrauch aus heimischen quellen. Loben ist bei Wachter = bestätigen, im Schwabenspiegel = geloben, spondere, stipulari. In den Nib.: in die hant loben; einen ze manne loben. So im Sachsensp. lop = gelöbnifs, im

oberl. gloss. = übereinstimmung, bei Stalder sogar feudalabgabe von einem landgute im falle einer handänderung (offenbar als zeichen des einverstandenseins). So beut das bremisch-nieders. wb. nicht blofs (III, 25) to der Swaren Lave d. h. so dafs die geschworenen bei der schauung nichts daran zu tadeln finden, sondern auch: mit Erven Lave d. h. mit dem gutheifsen, der bewilligung seiner erben. Endlich bei Richey (Hamb. Id.): laven d. h. rei venali pretium statuere, z. b.: by em is laven un geven eenerley d. h. er läfst sich nichts abdingen. Wenn ich hinzufüge, dafs schwedisch löftesman = fidejussor ist, so hoffe ich gewonnen zu haben. Die belege davon, dafs jŭbere einst „gut heifsen" war, habe ich zwar reichlicher beibringen können, als die spuren, dafs man einst jŏvēre aussprach. Bedenkt man aber, dafs das recht wohl conservativer in der anwendung der ausdrücke als in der aussprache derselben war: so ist die vermuthung vielleicht nicht ganz unstatthaft, dafs das entschiednerwerden der bedeutung (von „gut heifsen" zu „heifsen") hand in hand ging mit der festigung des lauts. Fragen könnte man ja allerdings noch, wie es doch geschah, dafs das uv in jŭvare sich hielt. Meine antwort: gemildert war dies sonst offenbar nicht beliebte durch den wechsel von ŭv und ūv (jūvi); auch liefse sich wohl behaupten, dafs, wenn ein unterschied gilt, jedenfalls die sogenannte 1. conj. die starrste, hauptwortähnlichste von allen ist; endlich ist adjuvare, wie es scheint, häufiger im gebrauch gewesen (schon bei Enn. und Pacuv.), dafs der accent wenigstens im ganzen nur selten auf jenes uv fiel: adjuvat wie depuvit (zeitschr. I, 548) — während zusammensetzungen von jubere kaum bekannt sind.

Nur als schüchterne anfrage wollen die nachfolgenden zeilen aufgefafst sein. Wer mir oben wegen juba beistimmt, ferner sich vielleicht nicht mehr verhehlt, welches das verhältnifs von *κόμη* und *κομεῖν* eigentlich sei, nämlich *κόμη* was schmuck, (dem auge) lieb ist, *κομεῖν* das liebe erweisen; — der mag es der prüfung nicht unwerth finden, wenn ich vorschlage auch unser l a u b in derselben weise aufzufassen, mit andern worten: dem von Grimm ange-

nommenen liuban („tegere, fovere“) vielmehr die bedeutung juvare zuzuweisen; so bleiben wir bei dem kreise von bedeutungen, die dieser wurzel thatsächlich zukommen, in einer weise die gegenseitig mit den so eben gemachten zusammenstellungen sich stützen mag. Die slavischen ausdrücke lit. lapas, böhm. lupen u. s. w. scheinen vielmehr mit λέπος, λέπειν (freilich dann auch λεπτός) vergleichbar, das laub also mehr im gegensatz zum derberen stamm u. s. w. hinzustellen.

Rostock, 17. mai 1868. Wilbrandt.

Πράτα — Πρόβατα.

Ein beitrag zur charakteristik der griechischen vulgärsprache.

Die griechische vulgärsprache, die ihren besonderen ausdruck in den sprüchwörtern und volksliedern findet, hat mehrere wortformen und dialektische eigenthümlichkeiten aufzuweisen, die sich oft durch die eigenthümlichsten operationen, welche mit den worten vorgegangen sind, z. b. durch ab- oder ausstofsen von vocalen oder ganzen silben, erklären lassen. Diese sprache kennt im allgemeinen die formen der apokope und aphäresis in unzähligen fällen, und sie sind ihr selbst zu einer sprachlichen eigenthümlichkeit geworden, die sie auch beim schreiben und im schriftlichen verkehr beibehält, während andere in ihrer auffallenderen bildung mehr oder auch nur ausschliefslich der eigentlichen und ursprünglichen volkssprache, der gesprochenen sprache (*καθομιλουμένη γλῶσσα*) und dem mündlichen verkehr des volks angehören. Eine solche eigenthümliche form, die sich in neugriechischen volksliedern findet, ist die wortform *πράτα*. Man ist bei der grammatisch-etymologischen erklärung dieser form, die man aber nicht etwa gerade einem besonderen dialekte zuzuweisen hat, zunächst davon ausgegangen, dafs es ein

ächt griechisches wort ist, das man vor sich hat und das durch das volk in seiner weise und unter anwendung einer ihm sonst geläufigen form umgebildet, sogar, wenn man will, verstümmelt und entstellt worden ist. Solcher formen, die durch abwerfung oder ausstofsung von vocalen oder silben, zu anfang oder in der mitte des wortes, entstanden sind, kennt die griechische vulgärsprache viele, und sie können in den einzelnen beispielen, die sie darbietet, auch für die erklärung der obigen form gewisse, gar wohl mafsgebende winke gewähren. Ludwig Rofs stellt davon in den „beiträgen zur kenntnifs und beurtheilung des neugriechischen“ im dritten bande seiner „reisen auf den griechischen inseln (Stuttg. 1845) s. 167 mehrere beispiele zusammen, und sie lassen sich noch vielfach vermehren. So sagt die neugriechische volkssprache *μάτι* (*'μμάτι*) statt *ὀμμάτιον*, *ῥωτάω* statt *ἐρωτάω*, *περπατῶ* statt *περιπατῶ*, *σμίγω* statt *συμμίγω*, ebenso *σχωρέω* für *συγχωρέω*, *σχαρίκια* für *συγχαρίκια*, *ἔρμος* für *ἔρημος*, *νὰ φάμεν* für *νὰ φάγωμεν*, *ποῦ πᾶς* für *ποῦ ὑπάγεις*, *θὲ νά* für *θέλω νά* u. s. w. Aehnlich ist es mit dem ausstofsen von consonanten, wofür Rofs ebenfalls beispiele anführt (a. a. o. s. 173), z. b. *λέω* und selbst *λῶ* für *λέγω*, was man, wie er sagt, über ganz Griechenland hört, während er dagegen solche formen, wie *πρόατον* für *πρόβατον*, *θωλόος* für *θεολόγος* (ein dorf auf Rhodos), *ὀλίος* für *ὀλίγος*, *εἴχνω* für *δείχνω* u. s. w. nur auf einzelnen inseln (Rhodos, Karpathos, Chalke, Kalymnos) hörte.

Die obgedachte form *πράτα* kommt in volksliedern mehrfach vor. Schon Fauriel: Chants populaires de la Grèce moderne (Paris 1825) bd. II, s. 90 theilte ein volkslied mit, in dem ein hirt, der auf kurze zeit seine schafe verläfst, um nach hause zu gehen, sagt: *Ἀπὸ τὰ πράτα ἔρχομαι* (v. 6). In der sammlung von Passow: Popularia carmina Graeciae recentioris (Leipzig 1860) heifst es in einem ähnlichen, aus der atheniensischen zeitschrift *Πανδώρα* entlehnten volksliede (s. s. 305 no. 429 v. 7 und 9) ebenfalls von einem hirten, der von seinen schafen kommt: *Ἀπὸ τὰ πράτα μὤρχομαι* (*ἀπὸ τὰ πράτα μου ἔρχομαι*, wie

auch in der *Πανδώρα* steht), und gleich nachher um auszudrücken, dafs er bald wieder zu ihnen zurück müsse: *Κ' ἔχω* (in der *Πανδώρα* steht: *καὶ 'χω*) *τὰ πράτα μ' μοναχά*. Ebenso steht auch in einem anderen liede no. 431 v. 6 bei Passow s. 306, das im wesentlichen dasselbe mit jenem ist und nur kleine sprachliche änderungen aufweist: *Ἀπὸ τὰ πράτα μώρχομαι*. In gleicher weise hat der Grieche Chasiotis in der von ihm herausgegebenen „*Συλλογὴ τῶν κατὰ τὴν Ἤπειρον δημοτικῶν ᾀσμάτων* (Athen 1866) s. 167 ein ähnliches volkslied über den nämlichen gegenstand, wo ebenfalls der hirt seine schafe kurze zeit verläfst und sagt: *ἀπὸ τὰ πράτα ἔρχουμαι* (*χυδ.* für *ἔρχομαι*).

Dem ganzen zusammenhange nach ist an allen diesen stellen offenbar nur von schafen die rede, und es liegt nach den oben angezogenen beispielen die vermuthung nahe, dafs *πράτα* aus *πρόβατα* entstanden sei. Schon an sich sprechen die obangeführten ähnlichen formen der griechischen vulgarsprache dafür, und den übergang zu dieser form kann in gewisser hinsicht das von Rofs angemerkte beispiel von der insel Rhodos machen, wo das volk *πρόατον* für *πρόβατον* sagt. In dieser weise sehen, etymologisch-grammatisch betrachtet, auch der Grieche Chasiotis, sowie Passow, die sache an, und namentlich bemerkt ersterer in seinem, den volksliedern angehängten glossar: *πράτα, ἀντὶ πρόβατα*. (Fauriel übersetzt einfach: Je viens d'auprès de mes troupeaux.) Diese erklärung erhält eine art unterstützung durch andere volkslieder. In Ulrichs „reisen und forschungen in Griechenland" bd. I (1840) s. 141 findet sich ein volkslied, das den von Fauriel, Passow und Chasiotis mitgetheilten ziemlich ähnlich ist, welches Ulrichs von einem alten hirten in Arachowa am Parnafs hörte und aus dessen munde niederschrieb, und das nämliche volkslied theilt dann auch Tommaseo im dritten bande seiner sammlung: Canti popolari (Venedig 1842) s. 302, unabhängig von Ulrichs, mit. Wo in jenen vier ersten volksliedern *τὰ πράτα* steht, haben Ulrichs und Tommaseo: *πρόβατα*. Das volk, das seine volkslieder singt

und dabei ändert und hinzusetzt, wie es mag, hat bei dem worte *πράτα* in jenen stellen offenbar nur an *πρόβατα* gedacht. Gleichwohl ist kürzlich die richtigkeit dieser erklärung und ableitung bestritten worden, und sie hat sogar zu einem literarischen streite anlaſs gegeben, auch wenn dieser streit von der einen seite offenbar mit sehr ungleichen waffen geführt worden ist. Die sache ist diese. Im jahre 1867 gab der bekannte griechische gelehrte Alexander Risos Rangawis eine „Grammaire du grec actuel“ in Paris heraus, in der er zugleich als proben dieses griechisch mehrere stellen aus neueren dichtern und einige neugriechische volkslieder nebst anmerkungen mittheilte. Dort fand sich auch das streitige wort *πράτα*, und Rangawis erklärte es als eine zusammenziehung aus *πράγματα*. Damit war aber ein französischer kritiker, P. Meyer, der in der pariser zeitschrift: Revue critique vom 4. januar 1868 jene grammatik besprach, nicht einverstanden. Indem er im allgemeinen die getroffene wahl jener schriftstücke und den dazu gegebenen commentar, als keiner besonderen anerkennung werth bezeichnete, führte er als einen charakteristischen irrthum des verfassers an, daſs dieser, „obgleich er ein Grieche sei“, das wort *πράτα* („schafe“) auf die obige weise erklärte. Und Meyer setzte hinzu: „*πράτα* ist aus *πρόβατα* entstanden“.

Rangawis blieb die antwort darauf nicht schuldig. Er erklärte in der nämlichen pariser Revue critique vom 11. April 1868 (p. 242), daſs zwar *πράτα* für *πράγματα* (wofür das volk auch *πράμματα* sagt), die schafe bedeute, denn so nennen — bemerkt er — in ganz Griechenland die hirten ihre schafe *), aber „die abkürzung des wortes *πρόβατα*, das den accent auf *ο* hat, kann niemals, nach dem geist der sprache, *πράτα* sein“. Wie Rangawis dies meint und wie er dies behaupten kann, ist nicht klar. Er selbst spricht sich darüber nicht näher aus, aber es liegt

---

*) Das bestätigt unter anderen der Grieche Protodikos: *Ἰδιωτικὰ τῆς νεωτέρας ἑλληνικῆς γλώσσης* (Smyrna 1866), indem er s. 60 bemerkt: *Πράγματα καὶ χυδαϊκώτερον πράμματα λέγονται τὰ κτήνη, δηλ. τὰ πρόβατα, αἶγες, βοῦς, ὄνοι κλ.*

nahe, diesen grund nicht weiter zu berücksichtigen, zumal es an beispielen nicht fehlt, in denen die neugriechische sprache, namentlich die *χυδαία γλῶσσα*, gerade in sachen des accents den geist der sprache, besonders wenn man bei behandlung dieser sprache und bildung einzelner worte dieser *χυδαία γλῶσσα* dem geiste der altgriechischen sprache sein recht zugesteht, nur gar zu häufig verletzt. Wie übrigens das ausstoſsen der silbe in *πρ(όβ)ατα* — *πράτα*, an sich und durch übertragung des tones auf *α*, eine verletzung des geistes der sprache enthalten oder bedingen soll, ist schwer zu begreifen.

Der genannte Franzose Meyer läſst jedoch nach dem allen die sache nicht auf sich beruhen. Er bezieht sich bei mittheilung der erwiederung des Griechen Rangawis a. a. o. zunächst darauf, daſs die erklärung, welche *πράτα* von *πρόβατα* ableitet, von Passow sei (worauf an sich nicht viel ankommt, zumal auch andere die nämliche ansicht haben), und er meint, daſs sie „wohl ebenso viel gelte als die andere“. Meyer scheint also die verantwortung für die richtigkeit der ableitung *πράτα* aus *πρόβατα* nicht auf sich nehmen zu wollen. Dagegen möchte ich vielmehr für meine person und nach dem obbemerkten jene ableitung: *πράτα* von *πρόβατα* für die allein richtige halten, da die gegengründe in der that nichts stichhaltiges und überzeugendes haben, und *πράτα* für *πράγματα* oder *πράμματα* weit eher etwas gewaltsames haben dürfte, als jene. Auſserdem erwähnt aber Meyer noch eine dritte erklärung, die der Franzose Fr. Lenormand aufgestellt habe, und er giebt sogar dieser erklärung vor den beiden andern den vorzug. Darnach soll nämlich das griechische wort *πράτα* vom italienischen prato sein, und es beruhte also das erstere auf der bloſsen beibehaltung des italienischen prata, da die Italiener nicht blos i prati, sondern auch le prata sagen (ähnlich frutti und frutta). In dieser hinsicht wäre nichts dagegen zu bemerken. Die neugriechische sprache hat manche italienische wörter entlehnt, und namentlich brauchte man gerade hierbei nur an das neugriechische *κάμπος*, vom lat. campus oder ital.

campo, zu erinnern. Aber ein grofser irrthum ist es, wenn Meyer hinzusetzt, dafs jene ableitung des wortes πράτα aus dem italienischen sehr gut der stelle entspreche, wo es vorkomme: ἀπὸ τὰ πράτα ἔρχομαι, „ich komme von den feldern" (richtiger: von den wiesen, da es sonst heifsen müfste: ἀπὸ τοὺς κάμπους), und dafs es viel besser passe, als: „ich komme von den herden" (vielmehr: von den schafen). Darüber wäre indefs noch zu streiten. Jedenfalls ist es überhaupt und besonders für den griechischen hirten, dem die worte in den mund gelegt werden: ἀπὸ τὰ πράτα ἔρχομαι, bezeichnender, wenn er spricht: „ich komme von den schafen, oder von meinen schafen", als: „ich komme von den wiesen, oder gar (insofern es dort auch heifst: ἀπὸ τὰ πράτα μου) von meinen wiesen". Aber das hängt gewissermafsen von dem gefühle des einzelnen ab, und bleibt geschmackssache. Allein es ist falsch, wenn gesagt wird, dafs eine ableitung des wortes πράτα vom italienischen prata (die wiesen) dem zusammenhange nach zu den einzelnen stellen weit besser passe, als die andere erklärung. Denn diese ableitung pafst vielmehr gar nicht zu dem sinn jener stellen, und der französische kritiker hat nur eine stelle gelesen. Was macht er denn mit der anderen stelle, wo es heifst:

K' ἔχω (oder καὶ 'χω) τὰ πράτα μ' μοναχά —?

Dem ganzen zusammenhange nach will hier der hirt darlegen, warum er bald wieder zu seiner herde zurück müsse, denn — sagt er — ἔχω τὰ πράτα (πρόβατά) μου μοναχά „ich habe meine schafe dort allein" (zurückgelassen). Soll hier etwa auch der ausdruck: wiesen (oder: felder) passend oder gar besser sein?

Ich überlasse dies ganz und allein dem verständnisse und gefühle des lesers.

Dr. Theod. Kind.

Language and the study of language. Twelve lectures on the principles of linguistic science by W. Whitney. London 1867. 489 pp. 8.

Das beispiel M. Müller's, das verständnifs und das interesse eines gröfseren publicums für die sprachwissenschaft durch eine populär-wissenschaftliche darstellung ihres ziels und ihrer methode zu wecken, hat nicht nur, wie die wiederholten auflagen des originals und die übersetzungen beweisen, vielen beifall, sondern im vorliegenden werk nunmehr auch nachahmung gefunden. Herr prof. Whitney in New-Haven hat es unternommen, die principien der sprachwissenschaft in einer reihe von zwölf vorlesungen zu erörtern, welche die überarbeitung und erweiterung mehrerer in den jahren 1864, 65 zu Washington und Boston gehaltenen vorträge bilden. Es ist in der that eine erfreuliche erscheinung, dafs jetzt auch in America den studien eine weitere anerkennung verschafft werden soll, welche schon lange mit immer wachsenden eifer und erfolg auf unserem continent gepflegt werden. Dafs hr. Wh. demgemäfs sein buch speciell für sein americanisches publicum berechnet und, wo es irgend thunlich, die engl. sprache zum ausgangspunkt der untersuchungen gemacht hat, dürfen wir ihm, wenn schon dadurch einer übersetzung erhebliche schwierigkeiten in den weg treten, nicht verargen, sondern müssen es im gegentheil nur billigen, wenn er es ausdrücklich für seine methode erklärt, von bekannten dingen auszugehen und durch induction zur erkenntnifs höherer wahrheit aufzusteigen.

Näher verbreitet sich der vf. über seinen zweck und plan in der ersten vorlesung, worin er, ausgehend von dem unterschied zwischen erlernung einer sprache zu practischem gebrauch und deren wissenschaftlicher erforschung, zunächst auseinandersetzt, was man unter sprachwissenschaft zu verstehen habe, und deren werth für die entwicklung des menschen selbst und für seine geschichte kurz berührt. Den hauptinhalt seiner untersuchungen formulirt er in die frage: warum sprechen wir, wie wir sprechen? und antwortet darauf: weil wir es von denen, die uns von kindheit auf umgeben, nicht anders gelernt haben. Race und

blut haben nichts mit der sprache zu thun, die erlernung der muttersprache verdanken wir bloſs unserer erziehung. Jede sprache steht nur unter dem einflusse der persönlichkeit des redenden, denn weder versteht einer unter denselben wort genau dasselbe, wie der andere, noch beherrscht einer in gleicher weise den sprachschatz wie der andere, ja nicht zwei individuen sprechen dasselbe englisch. An dem beispiel dieser sprache werden dann auch die hauptbedingungen für die veränderungen einer sprache erörtert, sowohl nach inhalt (namentlich durch vermehrung des wortvorraths mit fortschreitender erweiterung der kenntnisse) als nach der form, hier namentlich durch erleichterung der aussprache für unser organ und durch das streben nach vermeidung von unregelmäſsigkeiten. Da nun die sprache das werk der überlieferung ist, so ergiebt sich schon hieraus, wie in der zweiten vorlesung auseinandergesetzt wird, daſs ihr nur in bildlichem sinn selbständige, objective existenz zugeschrieben werden kann, thatsächlich existirt die sprache nur im geiste und im munde des sprechenden. Mit recht wendet sich hr. Wh. gegen M. Müller's entgegenstehende ansicht: allerdings ist die sprache nicht abhängig von dem individuum, aber der grund liegt nicht darin, daſs die menschen keine macht über die sprache haben, sondern im gegentheil darin, daſs sie alle macht darüber haben, daſs eben der gebrauch die sprache macht, usus norma loquendi. Nur die übereinstimmung der gemeinschaft derjenigen, welche eine sprache sprechen, kann dem individuum einfluſs auf dieselbe gestatten. Ein grund, weshalb man die sprache einen naturorganismus genannt und die sprachwissenschaft den naturwissenschaften beigezählt hat, liegt in der analogie theils des inhalts, theils der methode, aber dies ist auch nur eine mehr oder minder instructive analogie, weiter nichts. Die sprachwissenschaft, eine historische disciplin, bedarf zwar auch der hülfe der naturwissenschaft, z. b. der physiologie, doch ihr mittelpunkt bleibt immer der menschliche geist. Andrerseits benimmt die abwesenheit aller reflexion und bewuſster absicht der sprache den charakter der subjectivität, den sie

sonst als erzeugnifs einer freien willensthätigkeit an sich tragen würde. Ein weiterer minder gewichtiger grund, weshalb man die sprachwissenschaft zu einer naturwissenschaft hat machen wollen, ist der, dafs man den namen wissenschaft nur denjenigen menschlichen kenntnissen zuschrieb, welche sich auf die unwandelbaren naturgesetze stützen. Allein das liegt, wie hr. Wh. zeigt, nicht im begriff der wissenschaft, sondern ist eine einseitige und falsche auffassung. Aufgabe des sprachstudiums ist es, die historische entwicklung der sprache bis zu ihrem ursprung zu verfolgen, und hierbei handelt es sich zunächst um die etymologische erklärung der wörter und deren zurückführung auf die ursprüngliche form. — Eingehend bespricht die dritte vorlesung die hauptbedingungen, welche für das leben der sprache, ihr wachsthum und ihren verfall in betracht kommen. Viele lautlichen vorgänge lassen sich nach des vf.'s ansicht zwar begreifen, aber nicht erklären. Dahin rechnet er auch die lautverschiebung, ohne jedoch die vorhandenen erklärungsversuche als ungenügend nachzuweisen. Neben ihrer äufseren gestalt aber verändert die sprache auch ihren inneren gehalt, ja der wechsel der bedeutung ist fast noch wichtiger, als der der äufseren laute. Dieses moment, auf welches übrigens auch schon Steinthal hingewiesen hat, besonders hervorgehoben zu haben, ist ein wesentliches verdienst unseres buches. Der grund für den wechsel der bedeutung ist nach hrn. Wh. derselbe, wie der für die phonetische veränderung: kein inneres band verknüpft laut und bedeutung, der veränderung dieser beiden factoren steht nur eine schranke entgegen, die allgemeine verständlichkeit. Der procefs der namengebung wird von verschiedenen seiten beleuchtet und geleugnet, dafs der mangel an sog. „sprachsinn“ ein zeichen des verfalls sei, weil der gebrauch der wörter von der etymologie unabhängig ist. Diese betrachtungen werden in der vierten vorlesung fortgesetzt und namentlich die äufseren umstände, die zeitlichen und örtlichen verhältnisse, welche auf das wachsthum der sprache einwirken, erörtert. Rücksichtlich der entstehung der dialecte kommt in erster

linie die verschiedenheit der individuen in betracht, welche aber wieder bestimmt ist durch die gemeinschaft derjenigen, mit welchen man zusammen lebt und verkehrt. Dialecte sind nicht unterschiede der art, sondern des grades. Alles, was die gemeinschaft beschränkt und isolirung bewirkt, begünstigt die entstehung der dialecte, während umgekehrt alles, was die gemeinschaft bewirkt und den verkehr und die berührung der einzelnen volksclassen oder volksstämme fördert, zu einem aufgehen der dialecte in eine allgemeine sprache hinführt. Im anschlufs hieran bekämpft die fünfte vorlesung die abweichende ansicht Renan's und M. Müller's, wonach die natürliche anlage der sprache sie von der vielheit zur einheit hintreibt und die dialecte vor der sprache vorhanden sind. Nach hrn. Wh. ist aber der vorgang ein umgekehrter, die worte verändern im laufe der zeit ihre aussprache, form, bedeutung und differenziren sich so, z. b. das lat. verita[t]-s lautet in den neueren sprachen ganz verschieden vérité, verity, verdad, verità. Sodann wird der englischen sprache ihr platz in dem grofsen kreise der sprachen angewiesen, durch ihre doppelte verwandtschaft mit den germanischen und den romanischen sprachen gelangt der vf. zu der indo-germanischen familie oder, wie er lieber will, der indo-europäischen. Wir gehen auf diesen genugsam erörterten und doch ziemlich unwesentlichen punkt nicht weiter ein, sondern bemerken nur, dafs der vorwurf, der name „indo-germanisch“ schmecke nach nationaler voreingenommenheit, bereits von Fr. Spiegel in den heidelb. jbb. LXI, s. 21 zurückgewiesen worden ist. Die frage nach dem ursitz des indogermanischen volkes erklärt hr. Wh. für unlösbar, wenn er auch — und gewifs mit recht — zugiebt, die allgemeine wahrscheinlichkeit spreche für Asien. (S. dagegen Benfey's vorrede zu Fick's indogerm. wörterbuch s. XI). Nicht minder ungelöst scheint dem vf. die frage nach der allmählichen abtrennung der einzelnen stämme, gegen Schleicher's annahmen wird s. 204 die stellung des keltischen geltend gemacht. Was dann weiter über die civilisation und lebensweise des indogermanischen volks vor der sprachtrennung, insofern die

sprachvergleichung darüber aufschlufs geben kann, mitgetheilt wird, dürfen wir als bekannt übergehen, ebenso das, was in der sechsten vorlesung über die einzelnen stämme und über die bedeutung der indogerman. sprachforschung für die gesammte sprachwissenschaft gesagt wird, treffend sind hier namentlich die bemerkungen über etymologie, ihre methode und leider noch allzu gewöhnlichen fehler. Können wir nun, so fragt der vf. in der siebenten vorlesung weiter, bestimmte züge eines sprachzustandes nachweisen, der im vergleich zu dem unsrigen ein primitiver war? Indem er diese frage selbstverständlich bejaht, gelangt er auf dem wege historischer analyse zu den einsilbigen wurzeln als den letzten bestandtheilen der ursprache. Den ersten schritt aus dem monosyllabismus heraus that die sprache durch zusammensetzung der beiden gattungen von wurzeln, der verbalen und pronominalen, es entstanden die verschiedenen verbal- und nominalformen. Gegen die hier vorgebrachten erörterungen liefse sich nun freilich manches einwenden, dessen ausführung wir jedoch unterlassen müssen, auffallend ist z. b., dafs hr. Wh. das perfect noch für ein tempus der vergangenheit hält und sich dasselbe nach dem imperfect oder vielmehr dem augmentpräteritum entstanden denkt. Schade, dafs ihm die schrift von G. Curtius, zur chronologie der indogerm. sprachforschung (s. diese zeitschr. XVII, 292 ff.) noch nicht vorliegen konnte. Gelungener ist, was s. 283 über die gründe gesagt wird, weshalb in den alten sprachen die synthesis vorwiegt, während in den neueren die analysis das sprachbildende princip ist.

Eine übersicht über die nicht zur indog. familie gehörenden sprachen giebt die achte und neunte vorlesung, worin sich der vf. entschieden gegen das monstrum einer sog. turanischen familie erklärt, wie es von einigen sprachforschern angenommen worden ist. Mit gleichem rechte spricht er sich dann in der zehnten vorlesung über den vorzug der genealogischen classification vor der morphologischen aus: jene, welche allerdings durch diese ergänzt werden mufs, ist das eigentliche ziel der historischen sprachforschung, indem sie mit deren resultaten für ethnologie

und geschichte der menschheit eng zusammenhängt. Das verhältnifs der sprachwissenschaft und naturwissenschaft zur ethnologie wird hierauf näher auseinandergesetzt, wobei hr. Wh. die frage, was denn die erstere hinsichtlich der einheitlichen abstammung des menschengeschlechts lehre, als unlösbar und — unfruchtbar abweist. Die elfte vorlesung wendet sich zum problem vom ursprung der sprache und untersucht zuerst das verhältnifs von denken und sprechen, zwischen beiden herrscht keine nothwendige verbindung, wie zwischen leib und seele, das erstere geht dem letzteren voraus. Es folgt dann eine kritik der neueren haupttheorien über den ursprung der sprache, unter denen M. Müllers kling-klangtheorie als gänzlich unhaltbar bezeichnet wird. Hr. Wh. selbst gesteht dem interjectionalen, besonders aber dem onomatopoetischen *) princip eine grofse berechtigung zu, wenn man nur festhalten wolle, dafs die worte nicht treue abbilder der gedanken sind, sondern nur das mittel, diese andern mitzutheilen. Die zwölfte vorlesung endlich kehrt noch einmal zu der im anfange aufgeworfenen frage zurück: warum sprechen wir wie wir sprechen? und prüft diese von neuen gesichtspunkten aus. Hier wird dann auch der rückwirkung der sprache auf die gedanken und die gesammte geistige entwicklung des menschen gedacht und dabei auf die hülfe der schreibkunst hingewiesen, deren geschichte in einer skizze gegeben wird. Ob die engliche sprache, deren alphabet und orthographie der vf. schliefslich bespricht, wirklich dereinst zu einer weltsprache berufen scheint, ist ein punkt, über den sich auch unter zugeständnifs aller ihr vindicirten vorzüge streiten liefse.

Doch wir dürfen uns auf das einzelne hier nicht einlassen, so ungern wir uns auch die mittheilung mancher treffenden und fruchtbaren gedanken, welche das reichhaltige und durchaus von besonnenem urtheile zeugende buch enthält, versagen; vorstehendes möge genügen, es dem studium aller sprachforscher — auch derjenigen,

*) Zu dieser ansicht bekennt der verf. vorrede s. 1 und 2 erst durch neuere studien angeregt worden zu sein.

welche dem vf. in manchen stücken nicht beistimmen werden — zu empfehlen. —

Giefsen. W. Clemm.

La langue Latine étudiée dans l'unité Indo-Européenne. Histoire-Grammaire-Lexique, par Amédée de Caix de Saint-Aymour. Paris 1868 (452 s. 8.).

Das ist ein viel versprechender titel, und ein buch, das auch nur einigermafsen erfüllt, was derselbe verheifst, müfste der sprachwissenschaft willkommen sein. Aber schon der erste abschnitt des buches, der sich „geschichte der indo-europäischen familie“ nennt und der folgende „geschichtlicher blick auf das lateinische und seine dialekte“ sind ganz dazu geeignet, die erwartungen jedes sachkundigen von diesem buche herabzustimmen. Das brauchbare an diesen abschnitten verdankt der verfasser anderen, und was er selbst hinzuthut, ist unbedeutend oder vom übel. Mit grofser sicherheit läfst er zur erklärung des ursprunges der griechischen und der italischen sprachen Ario-Pelasger auftreten, die sich dann in Helleno-Pelasger und Italo-Pelasger trennen, und stellt den letzteren in Italien semitische Etrusker zur seite nach dem „beweise“ M. Stickels, dafs die etruskische sprache im wesentlichen semitisch sei, ein satz, den M. Chavée „enthüllt und vergröfsert haben soll“. Von den widerlegungen der grundlosen Stickelschen hypothese weifs derselbe nichts. M. de Caix würde wohl thun, sich über dieselbe bei Ascoli belehrung zu holen (Intorno ai recenti studj diretti a dimostrare il Semitismo della lingua Etrusca. Estr. dall' Archivo Storico Italiano. Nuov. ser. Tom. XI, p. 1 f.). Was er über das verhältnifs der lateinischen sprache zu den verwandten italischen dialekten vorbringt, hat er in Mommsens römischer geschichte gelesen oder gelegentlich aus Bopps vergleichender grammatik entnommen. Er geht denn auch bald von diesem gegenstande ab und erzählt einiges über die romanischen sprachen. Hiermit ist der erste grofse haupt-

abschnitt seines werkes: Histoire beendet, und es beginnt p. 41 der zweite: Grammaire. Hier zeigt sich nun gleich in dem ersten abschnitte, überschrieben „les sons et les letteres“, wefs geistes kind M. A. de Caix de Saint-Aymour ist, an dem dürftigen und armseligen gerede, das er über das lateinische alphabet und die aussprache so wie die wandelungen der lateinischen laute zu markte bringt. Von dem heutigen standpunkte der forschung auf diesem gebiete in Deutschland ist keine kunde zu den ohren des M. de C. gedrungen, und er weifs von der sache, über die er schreibt, nicht mehr als M. A. Rispal in seiner Étude sur la prononciation de la langue Latine (d. zeitschr. XIV, 279). Mit jener von keinen zweifeln getrübten sicherheit, welche die unkenntnifs gewährt, bringt er die gröbsten irrthümer vor in einem tone, als gäbe er sichere und kostbare aufschlüsse. So z. b. behauptet er, jedesmal, wenn ein laut einer kurzen silbe im lateinischen schwinde, werde die kurze silbe gelängt (p. 76). Nun hätte er wohl dafür, dafs diese ersatzdehnung in hochbetonten silben mehrfach eintritt, belege anführen können. Aber von den beispielen, die er vorbringt, hat in den meisten keine ersatzdehnung stattgefunden. Im acc. plur. *novōns aus dem novōs entstand, in *meliōnsis meliōsis, meliōris (a. o.), in dem suffix -ōnso, -ōso (s. 148) war das o vor -ns schon lang vor ausfall des n. Als beispiel der ersatzdehnung werden ferner die ablativformen wie rosā, populō angeführt, die ihr a und o zum ersatz für abgefallenes d gedehnt haben sollen. Später kommt er zwar selber zu einer anderen erklärung dieser vokallängen (s. 165) aber ohne seinen früheren irrthum zu widerrufen. Von den messungen Gnaivōd, mēd, tēd, sēd- u. a. verräth M. de C. auf p. 76 kein bewufstsein. Aber das stärkste ist doch, dafs er unter den beispielen für ersatzdehnung auch „milēs“ anführt. Wenn er auf der schule die quantität der endsilbe von nominativformen auf -ĕs, gen. -ĭtis, -ĕtis nicht kennen gelernt hat, dann hätte er sich doch über dieselben aus seiner grammatik des M. Dutrey, die er so sehr schätzt, aufschlufs holen sollen, um den leser nicht in die leidige

nothwendigkeit zu versetzen, schliefsen zu müssen, dafs M. de Caix de Saint-Aymour zu der lateinischen prosodie nur in dem verhältnifs einer entfernteren bekanntschaft stand, als er sein werk über die lateinische sprache schrieb. Die lautwechsel der lateinischen sprache gestaltet oder verunstaltet derselbe mit grofser sicherheit und freiheit so, wie sie ihm für seine etymologischen einfälle in den kram passen. Nach diesen ist z. b. lubido aus *glubido entstanden, lepus aus *vepos (p. 148); das suffix -vant wird nicht blofs zu -lento, sondern auch zu -met, -ment, -mento, -men; iste ist eine superlativform vom pronominalstamm i-; aus derselben ward durch die mittelstufe *ispe auch ipse, das also gleichfalls ein superlativ ist (p. 120); occa entstand aus *ṛcca, octo aus *ṛcto, indem ṛ sich in u verwandelte, und das u dann zu av gesteigert wurde (so! p. 450). In dem abschnitte über die redetheile ist nun insbesondere hervorzuheben die eintheilung der indogermanischen verba nach ihren ursprünglichen grundbedeutungen in drei hauptklassen: 1) bruire ou retentir. 2) presser. 3) tendre, die jede wieder in drei unterabtheilungen zerfallen, nämlich kl. 1 in a) crier. b) souffler. c) détruire, kl. 2 in a) presser sur.. ou poser-établir. b) serrer-condenser. c) fléchir-courber, kl. 3 in a) tendre vers. b) étendre. 3) répandre (p. 106 f. 212 f.). Mit dieser eintheilung ist M. de C., wie er versichert, auf dem „höchsten gipfel seiner linguistischen studien“ angelangt (p. 108). Indem er Chavée als den eigentlichen urheber dieser eintheilungsmethode preist, sagt er von denselben, p. 109: C'est donc lui, qui appliquant au langage une rigoureuse méthode naturelle, a contribué le plus à élever cette étude à la hauteur d'une science positive digne des préoccupations de notre époque et des succès de l'avenir. Was ist denn die sprachwissenschaft vor Chavée gewesen? War Bopps methode etwa eine unnatürliche? Stand Bopps lehre nicht auf der höhe einer positiven wissenschaft? War sie nicht wissenschaftlich und nur negativ? Ist etwa das werk des grofsen sprachforschers nicht würdig, dafs zeitgenossen und nachkommen

es studieren? Es ist hier nicht der ort und nicht mehr die zeit, um über das vor fast zwei jahrzehnten erschienene buch von Chavée: Lexiologie Indo-Européenne, Paris 1849 eingehend zu sprechen; aber dafs dasselbe mit den forschungen eines Bopp, Grimm und Diez nicht auf einer stufe des wissenschaftlichen werthes steht, das wird wohl auch der mildeste beurtheiler jenes buches, wenn er es mit der wahrheit ernst nimmt, zugeben. Der obige satz des M. de C. ist weiter nichts als eine hohle und unklare rhetorische phrase, eine lobhudelei auf kosten der wahrheit, die dazu dienen soll, die haltlose und willkürliche lehre von der entwickelung der bedeutung der wurzeln, die Chavée zuerst vorgebracht (Lexiolog. p. 63—79. 169—172 f. 183 f. 313 f. 381 f. 395 f. 405 f., vergl. Revue linguistique I, 138 f.), M. de C. wieder aus der vergessenheit hervorgeholt und neu aufgestutzt hat, eine theorie, die weder der mannigfaltigkeit der sprachlichen thatsachen gerecht wird, noch auf einem philosophischen, der natur der menschlichen seele und ihrer sinneswahrnehmungen entnommenen eintheilungsgrunde beruht, im lichte einer grofsen entdeckung erscheinen zu lassen. In welcher weise überhaupt die rhetorische phrase in dem vorliegenden buche des M. de C. in blüthe steht, dafür mag hier noch ein beispiel platz finden. Vom femininum erfahren wir, es sei „le plus gracieux des genres“ (p. 156). Glaubt denn M. de C. wirklich, dafs z. b. die femininen suffixvokale ā, ī durch anmuth hervorragen? dafs die femininen suffixformen skr. -trī, gr. -τριδ, lat. -tric zierlicher oder lieblicher sind als die masculinen skr. -tar, gr. -τορ, lat. -tor? Ihm schwebten wohl anmuthige frauenbilder vor, deren reize er auf jene sprachlichen suffixe übertrug. Rosa soll entstanden sein aus rosa+a, indem das erste a zum stamme gehöre, das zweite das zeichen des femininums sei; man wisse ja, dafs Manu befohlen habe, den frauen namen zu geben mit langem vokal im auslaut. Wie kam es nun, dafs das a in rosa kurz ist? Er antwortet, p. 158: Hélas! il y a là une raison de clarté d'expression, qui, tout en étant louable dans sons but, est dé-

plorable, quant à ses effets. L'ablatif rosā, long par soi et par la chute du d, a forcé les Romains à faire leur nominatif bref, bien qu'il dût rester long pour des raisons positives et péremptoires. Die vorstehende sentimentale phrase mit dem hélas! louable und déplorable macht schon deshalb einen komischen eindruck, weil die lateinische sprache hier eine zurechtweisung von M. de C. erhält, wie ein geliebter schulknabe, der in guter absicht einen dummen streich ausgeführt hat und dabei zu schaden gekommen ist, von seinem hofmeister. Hätte der verf. gewufst, dafs das ā des nominativs von a-stämmen in der altlateinischen metrik noch lang gemessen wurde, hätte er bedacht, dafs die lateinische sprache fünf casus von cornū völlig gleich gestaltet, dafs die spätlateinische volkssprache nach abfall des auslautenden s und m fast alle casusformen des singulars von a-stämmen und o-stämmen völlig gleich gestaltet, dafs die lateinische sprache in zahlreichen fällen die tieftonigen auslautenden silben gekürzt hat, dann würde er die obigen redeblumen schwerlich vorgebracht haben.

Die lehre von der wortbildung und wortbiegung meint der verf. zu bereichern, indem er alle möglichen suffixe in pronominalstämme auflöst ohne gewahr zu werden, dafs er dabei für die entstehung der bedeutung der einzelnen stammbildenden oder casusbildenden suffixe so gut wie nichts erklärt. Auch hier übertreibt er übrigens lediglich, was er bei Chavée gelesen hat (Lexiol. p. 39 f.) Um die lateinische lautlehre und die wohlbegründeten erklärungen anderer kümmert er sich auch hier nicht, weil er von beiden in der regel keine kenntnifs hat. So behauptet er, das suffix -ta, der demonstrative pronominalstamm, nehme bisweilen den zitterlaut r als zeichen der bewegung und der thätigkeit eines wesens an sich, und so entständen die suffixformen -tar, lat. -ter, -tor, -sor, -trix (p. 113 f.). Das c von hi-c vermengt er mit dem -que von quando-que (p. 116). Er redet mit ästhetischer entrüstung von abscheulichen pleonasmen wie *hic-ce, entstanden aus hi+ce +ce, indem er trotz buchdruckerkunst und telegraphenwesens noch keine nachricht erhalten hat von

Ritschls schon vor anderthalb jahrzehnten geführtem beweise, dafs eine form *hi-c-ce in der lateinischen sprache niemals vorhanden gewesen ist. Tantus ist nach M. de C. nichts anderes als eine art superlativ durch reduplication ta+ta (p. 118), und diesen nichtigen einfall bringt er zu papier, ohne dafs die erklärung von Bopp auch nur erwähnt wird. Quantus ist hingegen „der bruder des skr. kati" (a. o.). Aus dem angeblichen casussuff. -na des objects ist novus entstanden, und das zahlwort novem ebenso, denn dieses bedeute die „neue" zahl nach der zahl acht, die herauskomme, wenn man alle zehn finger ausstrecke und beiden däume abrechne (s. 123). Und das nennt M. de C. „die zahl neun studieren". Quattuor stammt von wz. kat- abschneiden, octo von wz. ak- theilen (klasse détruire), decem von wz. dak- zeigen (klasse presser). So meint der verf. auf dem raume einer halben seite das geheimnifs der zahlwörter zu enträthseln, ohne dafs er von den forschungen von Lepsius, Pott und anderen auf diesem gebiete irgend etwas vernommen hätte. Was er über steigerungssuffixe (s. 125 f.) und über die bildung der pronomina (s. 127 f.) vorbringt, ist ungefähr von demselben werthe wie seine einfälle über die zahlwörter überall, wo er seine weisheit nicht aus Bopp geschöpft hat. In dem abschnitt über die bildung von verbalstämmen und nominalstämmen enthüllt M. de C. „das grofse gesetz, das den vorsitz führt bei der schöpfung von stämmen dieser klasse", nämlich „dasjenige der entgegensetzung und des beziehungsweisen vorherrschens der vorstellungen des stoffes (pronomen) und der handlung (verbum)" (s. 142). Wenn die idee der handlung vorherrscht, dann büfst der pronominalstamm ta- die hälfte ein, z. b. in da-t; das t kann dann auch ganz schwinden z. b. in leonis (p. 143); es kann auch zu s werden wie in genus u. a. (p. 144). Wenn aber die vorstellung des stoffes überwiegt, dann bleibt der pronominalstamm -ta unversehrt, so in den participien auf -tu-s, -ta, -tu-m (p. 146). Bei der enthüllung jenes „den vorsitz führenden gesetzes", das lediglich ein erzeugnifs der lebhaften einbildungskraft ist, die bei den schö-

pfungen des M. de C. den vorsitz führt, erfahren wir unter andern, dafs in dem suffix der lateinischen supina auf -tu-m, -tu die wurzel tu- anfüllen, erfüllen steckt, und dafs comitare, flagitare u. a. durch „verdoppelung“ entstandene frequentative sind. Bei der betrachtung der lateinischen flexion folgt der verf. M. Eichhoff (Parallèle des langues etc.) und M. Dutrey (Grammaire Latine), während ihm auch hier die neueren eingehenden untersuchungen deutscher sprachforscher fremd geblieben sind. Es genügt ein beispiel aus diesem abschnitte hervorzuheben, aus dem der standpunkt der kenntnisse und der methode des M. de C. erhellt. Für seine paradigmen der deklination von is und qui citiert er in den anmerkungen inschriften; er ist aber noch bei Muratori, Egger und Orelli stehen geblieben, wenn er diese wirklich selber nachgesehen hat. Dieser mann, der über die lateinische sprache ein buch schreibt, das nach seiner einbildung an der spitze der sprachforschung marschiert, weifs noch ganz und gar nichts von den epigraphischen forschungen von Fr. Ritschl und Th. Mommsen und deren bedeutung für die geschichte der lateinischen sprache. Für den nom. plur. iei bringt er in einer anmerkung das citat: „Dans toutes les inscriptions“ (s. 185). Das ist in der that ein ebenso umfassendes als kurzes und für den citierenden bequemes citat, und wenn dasselbe richtig wäre, so wäre an der sache gar nichts auszusetzen. Aber leider ist von dem vorhandensein der formen des nom. pl. ieis, ei, eis in inschriften wieder keine kunde zu den ohren des verf. gedrungen. Nachdem M. de C. dann aus Bopp einiges über die lateinischen conjugationen mitgetheilt hat, gelangt er endlich zu dem dritten, dem lexikalischen theile seines buches, den er schon vorher als den „höchsten gipfel seiner linguistischen studien“ angekündigt hat, der „den marsch der ideen in den indoeuropäischen idiomen“ verfolgen soll (p. 213f.). Diese läfst er nämlich sammt und sonders ausmarschieren von den schon oben angeführten drei klassen von grundbedeutungen, nach denen er eine art von wurzellexikon der lateinischen sprache herzustellen versucht. Wer sich davon

überzeugen will, was für wilde, lose und windige einfälle der verfasser auf diesem ideenmarsche ohne kenntnifs der gesetze lateinischer wortbildung und lautlehre und längst erwiesener etymologien vorzubringen wagt, der lese zum beispiel, was er schreibt über picus (p. 227), tussis (p. 231), cincinnus (p. 240), sternuere (p. 244), cor (p. 256), clamor (p. 262), ludere (p. 264), veru (p. 284), sentire (p. 316), avere (p. 527), queri (p. 335), cupere (p. 359), fingere (p. 424), fenestra (p. 434), oblivisci (p. 441), perdere (p. 448), occa, octo (p. 450), vulnus (p. 452) u. a. Es ist zwecklos und überflüssig, sich auf widerlegungen einzulassen gegen jemand, der statt sachkenntnifs dreiste behauptungen, statt beweisführungen rhetorische phrasen zum besten giebt. M. de C. huldigt vielleicht dem grundsatze: docendo discimus; aber er hätte doch einigermafsen den gegenwärtigen standpunkt der forschung kennen lernen sollen, ehe er das wagestück unternahm, andre über die lateinische sprache belehren zu wollen. Die blöfsen, die er sich auf schritt und tritt bei diesem vergeblichen versuche giebt, werden durch hochtrabende redensarten von der strengen natürlichen methode der sprachforschung, von der höhe einer positiven sprachwissenschaft, von grofsen gesetzen, die bei der wortbildung den vorsitz führen, von dem marsch der ideen in dem indo-europäischen idiom und ähnliches wortgepränge keineswegs verdeckt; sie stechen gegen diesen flitterstaat nur noch häfslicher ab.

Berlin. W. Corssen.

Étude sur le dialecte tzaconien, thèse pour le doctorat présentée à la faculté de lettres de Paris, par Gustave Deville, ancien membre de l'École française d'Athènes. Paris 1866.

Eine der sonderbarsten anomalien in der heutigen wissenschaft ist die geringe aufmerksamkeit, die man, bei allem eifer für philologische studien, dem neugriechischen und seinen dialekten zu widmen pflegt. Man studirt die

altgriechische sprache mit unermüdlichem fleifse, selbst in den epochen ihrer abnehmenden blüthe und in ihren weniger classischen formen; man schreibt gelehrte abhandlungen über die werthlose inschrift eines ostrakon, über einen Abraxas, über einen zauberpapyrus; man liest, publicirt und commentirt die albernheiten eines byzantinischen scholiasten; man füllt ganze bände mit unbedeutenden anekdota; man müht sich ab mit jedem altgriechischen wort, gleichviel woher es komme, und wie es beschaffen sei, — aber dasselbe wort im munde eines Neugriechen findet keine beachtung und bleibt ausgeschlossen aus dem kreise ernsthafter und wissenschaftlicher untersuchungen. Das Hesychische glossarium gilt für einen schatz, weil es uns eine menge von wörtern und dialektischen formen bewahrt hat, die sich in den auf uns gekommenen antiken schriftstellern nicht finden, und wenn morgen ein neues glossarium gefunden würde, welches uns andere antike neuigkeiten dieser art offenbarte, so würde eine solche entdeckung, und gewifs mit recht, in der ganzen philologischen welt wie ein fest gefeiert werden. Findet man dagegen in den heutigen griech. dialekten viele jener ungewöhnlichen wörter die Hesychius aufführt, oder andere, die uns zwar von keinem der alten schriftsteller überliefert wurden, die aber dennoch sicherlich von alter herkunft sind; findet man lebendige dialektische formen, deren existenz in der classischen zeit uns kaum von einem grammatiker angedeutet ist, so erscheint das als ein völlig gleichgültiges factum, mit dem es nicht der mühe lohnt sich zu beschäftigen. Ohne zweifel, die neugriechische sprache hat schwere sünden in den augen mancher philologen. „Wie soll man sich“, sagte mir eines tages ein junger doctor aus Bonn, „mit einer sprache abgeben, die so tief gesunken ist, dafs sie *ἀπό* mit dem accusativ construirt?“ Es hat sich wohl dieser und jener von den gelehrten, die Griechenland besuchen, herabgelassen, uns einige proben von der sprache der lebendigen bewohner des landes mitzutheilen, aber meistens geschah es in der ungenügenden, ungenauen und nachlässigen art eines, der sich bewufst ist *ἔξω τοῦ πράγματος* zu schreiben über dinge, auf die es im

grunde wenig ankommt. Eine umfassende, tiefe und wahrhaft wissenschaftliche erforschung jener sprache ist bisher noch nicht unternommen worden, und obwohl man nicht sagen kann, dafs es ganz an neugriechischen studien fehle, so darf man doch behaupten, dafs dieselben noch nicht über die grenzen jenes dilettantismus hinausgekommen sind, mit welchem sie unter dem einflufs der durch die erste griechische revolution hervorgerufenen sympathien begannen. Das werk von Mullach ist, wie bekannt, nicht das resultat von unmittelbar im griechischen volk angestellten untersuchungen, sondern nach den höchst dürftigen und unvollständigen proben der griechischen vulgärsprache verfafst, die wir gedruckt besitzen. Und dafs dieses buch dennoch das beste ist, was bisher über den gegenstand geschrieben wurde, zeigt uns das maafs einer lücke an, welche die wissenschaft, schon um ihrer ehre willen, nicht länger unausgefüllt lassen darf.

Um so erfreulicher ist inmitten dieser vernachlässigung, an der zum grofsen theil die pedanterie und einseitigkeit einer gewissen klasse übrigens höchst achtbarer gelehrten schuld hat, das beispiel eines jungen philologen der französischen schule von Athen, welcher sich dem studium der neugriechischen dialekte gewidmet hat, beginnend mit dem tzakonischen, ohne frage dem bemerkenswerthesten von allen, sei es um seiner seltsamen formen willen, sei es wegen der fremdartigen eigenthümlichkeiten seines wortschatzes.

In der einleitung, die seiner arbeit vorhergeht, giebt herr Deville (mit beifügung einer karte) einige topographische notizen über Tzakonien, welches land er zweimal, in den jahren 1863 und 1864, besuchte. Dann folgen historische nachrichten, soviel deren der vf., oder andere vor ihm, über die alten und neuen bewohner Tzakoniens auffinden konnten. Die arbeit selbst zerfällt in drei theile. Der erste enthält eine liste von 374 tzakonischen wörtern mit etymologischen anmerkungen; der zweite handelt von der phonologie; der dritte von der grammatik des dialekts.

In den wenigen worten, mit denen hr. D. am anfange

seiner schrift derer gedenkt, welche vor ihm dasselbe thema behandelt haben, ist er weder so genau, noch so vollständig, noch so gerecht, wie man es hätte erwarten dürfen. Nach seiner meinung hätte Leake nur das wesentliche aus Thiersch's abhandlung in seinen Peloponnesiaca wiederholt; wobei hr. D. vergifst, dafs Leake schon vor Thiersch in seinen Travels in the Morea und in seinen Researches into Greece einzelheiten über den tzak. dialekt mitgetheilt hatte, die auch Thiersch gewissenhaft citirt. Allerdings brachten die umstände, unter welchen Leake Tzakonien besuchte, es mit sich, dafs er in einige irrthümer verfiel, die Thiersch dann verbesserte. Was ferner Thiersch's abhandlung betrifft, die hr. D. in seinem ganzen buch nur zwei- oder dreimal nennt und auch dann nur um sie zu tadeln, so ist es zwar wahr, dafs sie in dem grammatischen theil mancherlei fehler und ungenauigkeiten enthält; im historischen jedoch hat sie hr. D. in ausgedehntem maafse benutzt, ohne sich weiter die mühe geben, sie zu citiren. Am meisten aber befremdete uns das absolute stillschweigen, mit welchem er die schrift eines Tzakoniers übergeht, die wohl anderswo unbekannt geblieben sein mag, aber sicherlich nicht in Griechenland. Sie führt den titel: *Πραγματεία περὶ τῆς Λακωνικῆς (Τζακωνικῆς) γλώσσης συνταχθεῖσα ὑπὸ τοῦ ἐκ Λεωνιδίου Θ. Μ. Οἰκονόμου. Ἀθήνησιν* 1846. Da wir in einem bericht des hrn. Déhèque *) aus dem jahre 1864, in welchem von der damals noch nicht veröffentlichtem arbeit des hrn. D. die rede ist, gelesen hatten, dafs hr. D. in Tzakonien die gastfreundschaft eines Protopapas Oikonomos genossen, so hatten wir, in dem glauben, dafs dieser der verfasser jener schrift sein möge, um so bestimmter erwartet dieselbe von hrn. D. erwähnt zu sehen; jedoch war der verfasser vielleicht ein anderer. Wir erwähnen dies, weil jene schrift, wenn auch sehr kurz und lakonisch bis zur unvollständigkeit und voller orthographischer fehler, dennoch als von einem Tzakonier geschrieben, soweit es sich um thatsachen han-

*) Rapport fait au nom de la commission de l'École française d'Athènes sur les travaux etc. Paris 1864, s. 5.

delt, von grofsem gewicht und interesse ist. Aufser den grammatischen notizen, enthält sie als probe des dialekts einen dialog in 360 versen, von einem kleinen wörterbuch begleitet.

Hr. D., der direct aus der quelle schöpfte, hat sich wenig um das bekümmert, was andere vor ihm geleistet. Nicht mit unrecht nennt er die angaben seiner vorgänger „unbestimmt, unvollständig und sich widersprechend“. Obwohl auch seine arbeit mancherlei ergänzungen zuläfst und in einigen punkten einer verbesserung bedarf, und obwohl auch er sich in bezug auf thatsachen mit anderen im widerspruch befindet, so stehn wir doch nicht an es auszusprechen, dafs er seine vorgänger, zumal in der methode, übertroffen hat. Jedenfalls hat sein buch über jenen merkwürdigen dialekt, über den Ahrens (II, s. 1) etwas zu schnell den stab gebrochen, mehr licht verbreitet.

Die liste der tzak. wörter, die den ersten theil der schrift des hrn. D. ausmacht, bietet wegen der alten wörter, die sie als noch lebend aufweist, ein solches interesse dar, dafs man nicht umhin kann zu bedauern, dafs hr. D. ihrer nicht noch viel mehr gesammelt hat. Als beispiel führen wir die folgenden an, die Hesychius, manchmal mit geringen abweichungen, als lakonische oder von lakonischer form aufführt.

ἀκκό, schlauch; *ἀκκόρ*, *ἀσκός*, *Λάκωνες*. Das *ρ* am ende des wortes, im lakonischen dem *σ* der allgemeinen sprache entsprechend, ist abgefallen. Vor einem vocal erscheint es jedoch mitunter wieder, z. b. *τᾶρ ἀμερῆ* (*τῆς ἡμέρας*).

βεργάδι, zicklein, steht, wie hr. D. richtig bemerkt, ohne zweifel in verbindung mit *βέρκιος*, *ἔλαφος ὑπὸ Λακώνων*.

δαβελέ, feuerbrand; *δαβελός*, *δαλός*, *Λάκωνες*,

κουβάνε, schwarz; *κουανᾶ*, *μέλαινα*, *Λάκωνες*. Hiermit rechtfertigt sich Ruhnken's verbesserung, die man angegriffen hatte, um dem *κόυαμα* des MS. den vorzug zu geben.

μουνταλία, myrte; *μυρταλίς*, *ἡ ὀξυμυῤῥίνη*, *ὡς Λάκωνες*.

Bei anderen wörtern, die sich im tzak. dialekt finden, giebt Hesychius nicht die heimath an, wie z. b., bei folgenden:

ἄδερε dünn (von geweben); *ἄτριον, ὕφος λεπτόν.*

ἄλητα, mehl, ist das *ἄλητον, ἄλευρον* des Hesychius, das auch Hippokrates gebraucht.

βάννε, lamm; *βάννεια, ἄρνεια.* Sehr bemerkenswerth, weil es beweist, mit welchem unrecht einige die Hesychische glosse haben ändern wollen.

κυύλλικα, kuh; *κίλλιξ, βοῦς τὸ ἓν κέρας ἔχων διεστραμμένον.*

ὄρκο (*ὄρκο μι*, meine augen, *μάτια μου*) bestätigt vortrefflich die interessante glosse *ὄρκη, ὄψις.* Vgl. Curtius, gr. et. 587.

ἔγκατε, hecke; *ἔρκατος, φραγμός.*

φούκκα, bauch; *φύσκη, κοιλία* auch durch den gebrauch einiger alter schriftsteller bekannt, wenn auch mit gewissen abweichungen in der bedeutung. Vergl. auch ngr. *φοῦσκα*, blase.

Nicht immer hat hr. D. den Hesychius zutreffend citirt. Für *ἀδρέ* (sprich adsché), grofs, die Hesychische glosse *ἀδρός, ἀδρωμένον* anzuführen, ist überflüssig. Die bedeutungen von *ἀδρός* sind auch ohne Hesychius bekannt. Für das wort *σόμασι* (sprich schomasi), citirt D. die glosse *σαρμοί, θερμοί, Καρύστιοι* und zieht daraus den schlufs, dafs wir es hier mit einer verwandlung des *α* in *ο* zu thun haben. Aber eine andere glosse zeigt *σερμοί, θερμοί, Λάκωνες.* Bei dem wort *ψιουχαροῦδα*, schmetterling, citirt er die Hesychische glosse *ψυχή, ζωΰφιον πτηνόν*; man hat aber den Hesychius nicht nöthig um beweisen, dafs *ψυχή* auch in der bedeutung von schmetterling von den alten gebraucht worden. Im gemeinen griechisch sagt man ferner nicht nur (wie hr. D. meint) *πεταλοῦδα*, sondern auch *ψυχαροῦδα* ebenso wie *ψυχάρι*, und übrigens hätte hr. D. niemals aus dem vergleich von *ψιουχαροῦδα* und *πεταλοῦδα* auf eine verwandlung von *λ* in *ρ* schliefsen sollen. So wie *ψυχαροῦδα* gehören noch einige andere von D. als tzakonische angeführte wörter der gemeinen sprache an. So,

z. b., *μουνοῦχος* für *εὐνοῦχος*, so auch *χαμηλός* niedrig (tzakon. *χαμελέ*) nicht *χαμπηλός*. *Κορδούκκου* ist das gemeine *κορδίζω* mit tzakonischer endung. *Σκουτέλα* teller, ist ein wort der gemeinen sprache, und nicht das antike *κοτύλη* (das tzakonische hat *κούτουλε*, hölzernes gefäſs), sondern das latein. scutella, ital. scodella. Allerdings sagt man statt des antiken *πρῖνος* (tzakon. *πρῖνε*), wie hr. D. bemerkt, gewöhnlich *πουρνάρι*, jedoch sagt man auch *πρινάρι*; die alte form ist erhalten in zusammensetzungen wie *πρινοκόκκια*, *λειόπρινος* (vergl. Heldreich, die nutzpflanzen Griechenlands s. 18, 56). Andere von hrn. D. als dem tzakon. dialekt angehörig citirte wörter finden sich auch in anderen dialekten, vornehmlich im kretischen und kyprischen. Hr. D. hat das wenige, was über diese dialekte gedruckt ist, zu vergleichungen benutzt, aber nicht überall mit gleichmäſsiger sorgfalt. So verstehen wir, z. b., nicht, warum er, während er offenbar das im *Φιλίστωρ* veröffentlichte verzeichniſs kyprischer wörter kennt, nicht bemerkt, daſs *ἀδρός* (tzak. *ὀδρέ*), groſs, sich ebenfalls im kyprischen findet; daſs *γαβό*, schielend, mit dem kyprischen und wohl auch gemeinen *ζαβός*, quer, verkehrt, eins ist; daſs *λάμνω* für *ἐλαύνω*, mit etwas abweichender bedeutung (rudern, gehn, reizen) im kyprischen, so wie in der gemeinen sprache vorkommt, und ebenso *λίμα*, *λιμάζω*, hunger, hungrig sein. *Μιτζέ*, klein, findet man im kypr. *μιτζῆς* wieder. Das alte *κράμβη*, das im tzak. *κραμβούνι* erhalten ist, findet sich auch im kretischen *κραμπουτσάνα* (brassica cretica) und im albanesischen grabiá (vgl. Heldreich s. 80). Da ich das albanesische genannt habe, so will ich noch bemerken, daſs hr. D. das wörterbuch dieser sprache für viele tzakonische wörter mit nutzen hätte zu rathe ziehn können. So z. b.:

κκιάουλα, tropfen; vgl. alb. stjegula, regentraufe.
βοῦλε, hahn; alb. ġuli (geg.).
μούζα, fliege, steht dem alb. miza näher als dem gemeinen *μῦγα*, oder dem altlakon. *μούϊα* (Hesych.).
μουνδοῦ, saugen, erkennt man leicht im alb. me̱nt.
μπορτικέ, fichte, findet sich im alb. borige̱.

Von *μιτσέ*, klein, haben wir schon gesagt, dafs es auch im kyprischen vorkommt (*μιτζῆς*); wir fügen hinzu, dafs es sich auch in den griechischen dialekten Süditaliens findet (*μιτζέδδι*), so wie im albanesischen (mitsi).

καμιτσί, kind, kommt ebenfalls in den griechischen dialekten Süditaliens vor (kecci), und ist verwandt mit dem alb. ketši (geg.), katsi, ketsi (tosk.), zicklein (ngr. *κατζίκι*).

μεληγκώνι, ameise; albanes. melingore̱, melingone̱ (geg.).

μπουσί, *μπσί*, ferkel, von dem hr. D. fragt, ob es das lat. pusus sei, ist vielmehr das alb. bitsi.

ζάου fut. von *ἔγκου*, ich gehe (perf. *ἐζάκα*), *ζα-ἐκκου*, ich führe, scheinen verwandt mit dem alb. etseig, ich gehe *).

Diese zusammenstellungen sollen natürlich nicht beweisen, dafs mehrere der hier angeführten wörter nicht griechischen ursprungs seien, wie hr. D. mit recht meint, und wie es bei einigen derselben auf der hand liegt; aber sie scheinen uns wegen der fast völligen identität der form bemerkenswerth, welche zwischen den Tzakoniern und Albanesen beziehungen offenbart, die bisher von niemand beachtet worden sind.

In bezug auf die etymologie einiger wörter sind wir mit hrn. D. nicht ganz einverstanden. Z. b. glauben wir nicht, dafs *ἀθή*, bruder, sich, wie er meint, aus dem copulat. *ἀ* und der wz. *θη* (Curtius, gr. et. 227) erklären lasse, und dafs es mithin „nourri au même sein" bedeute. Die Hesychische glosse *ἀπφία*, *ἀδελφῆς ἢ ἀδελφοῦ ὑποκόρισμα*, welche hr. D. an einer andern stelle, zur erklärung des pl. *φουτσιά* (no. 351) citirt, läfst sich auch auf den sing. *ἀθή*, bruder, *ἀθυιά* (nach Thiersch), schwester, anwenden. Nachdem sich das *π* dem *φ* assimilirt, hat sich das *φ*, wie

---

*) Ich hatte diese meine bemerkungen dem hrn. Camarda mitgetheilt, worauf er freundlichst folgende zusammenstellungen hinzufügte: *κατσίνου*, beifsen, alb. kapšoig; *τσί*, was?, alb. tše, tši; *νοίου*, hören, alb. njo verstehen, vernehmen: *βαῦνδου*, schreien, stöhnen, alb. wajtoig.

es häufig im tzakonischen geschieht (*θίλε*, *φίλος*; *οὖθι*, *ὄφις* etc.), in *θ* verwandelt; daher *ἀθί* und *ἀθιά*. Das ursprüngliche *φ* ist dagegen erhalten in dem plur. der diminutivform, *φουτσιά*, d. h. *ἀφουτσιά*, *ἀθουτσιά*.

ἀναγανία „chemin montant en zigzags". Hr. D. bemerkt, dafs im makedonischen dialekt (*Φιλίστωρ*, III, 118) *γανία* ohrring bedeutet, und schliefst daraus, die eigentliche bedeutung des tzakonischen worts sei kurve, kreis. Aber unseres wissens versteht man unter zigzag eine linie, die ecken bildet, und keine kurve; und im alt- wie im neugriechischen existirt das wort *γωνία*.

ἀπόκκαλε, schwanger, leitet hr. D. von *ἀπό* und einer form *ἔγκαλος* (für *ἔγκυος*) her, die ihm durch die Hesychische glosse *καλάζει*, *ὀγκοῦται*, *Ἀχαιοί* gerechtfertigt scheint. Wir glauben vielmehr, dafs hier *οκκ* aus *ογκ* (von *ὄγκος*) und nicht aus *εγκ* entstanden sei. Das suffix -*λε* (= -*λος*) vertritt die stelle von -da in gravida (vgl. *ὀγκηρός*, *ὄγκυλος*, und Pott in Kuhn und Schleicher's beiträgen II,40). Da sich ferner das *ε* am anfang der wörter im tzakonischen mitunter in *α* verwandelt (Deville s. 91), so glauben wir, dafs *ἀπόκκαλε* für *ἐπόγκαλε*, *ἐπόγκηλος* steht. *Ἔπογκος* in der bedeutung „schwanger" findet sich bei den alten.

τὰν ἄλλα σκρία (Kastanitza), *τὰν ἅ συκρία* (Lenidhi), übermorgen. Dieser seltsame ausdruck setzt hrn. D. in verlegenheit, und er fragt, ob *σκρία* vielleicht das altgr. *συγκυρία* sein könnte. Wir glauben das nicht, mindestens was die bedeutung betrifft. Das einzige griechische wort, welches sich dem sinne wie dem klange nach mit *σκρία* in verbindung setzen liefse, ist *ὑστεραία* (in bezug auf die verwandlung des e (*αι*) in i vergleiche man das tzak. *κρίε* für *κρέας*). Doch hat diese etymologie manches gegen sich, und die verwandtschaft mit dem lat. cras scheint uns näherliegend (vgl. in einigen ital. mundarten crai, morgen, und pescrai, pescherai, übermorgen).

μπλέγγου, verjagen, hält hr. D. für das altgr. *ἀναπλήσσω*, wz. *πλαγ*. Aber *ἀναπλήσσω* kann nicht die bedeutung von *ἐκπλήσσω* haben, und überdies weifs hr. D. wohl, dafs im tzakonischen wie im gemeinen romaischen das *μ* vor einer labialis am anfang der wörter nicht noth-

wendig die praeposition *ἀνά* repräsentirt. Er selbst theilt uns ferner mit, dafs *-εγγου* in den tzak. verben eine häufig vorkommende endung ist, die dem alten und neuen *-ευω* entspricht. Uns scheint *μπλέγγου* von der gleichen wurzel abgeleitet wie das lat. pello, wenn es nicht gar von jenem lateinischen verbum selbst herkommt, das die griechische form angenommen hat. Gerade mit dieser endung *-ευω* pflegen die italienischen verben in die griechischen dialekte Süditaliens überzugehen (z. b. suspirevo, ich seufze). Ferner ist zu beachten, dafs der tzakonische dialekt mehrere wörter von sicherer lateinischer abstammung aufweist. Hervorzuheben ist besonders das verbum

μουρίκκου, tödten. Hr. D. citirt das bekannte *μορτός*, *θνητός* des Hesychius, und fügt desselben *μόρσιμοι*, *οἱ ἕτοιμοι εἰς θάνατον* hinzu, welches keinesfalls hierher gehört, vergifst dagegen das *ἔμορτεν*, *ἀπέθανεν*, über welches freilich Lobeck zweifel geäufsert hat. Nach unserer meinung haben jedoch diese Hesychischen glossen mit jenem tzak. wort nichts zu zu schaffen; dasselbe stammt vielmehr aus dem lateinischen, so wie ohne zweifel das alb. morti lateinischen ursprungs ist. Die transitive bedeutung ist der endung *-ικκου* zuzuschreiben, welche diese bedeutung vielen tzak. verben beilegt (z. b. *περοῖ* durchgehn, *περαίκκου* durchgehn lassen). Man bemerke, dafs sowohl morti im albanesischen als *μουρίκκου* im tzakonischen unter den übrigen wörtern, die sich auf denselben begriff beziehen, ganz vereinzelt bleiben. In intransitiver bedeutung scheint die wz. *μορ* im tzakonischen nicht vorzukommen. Wir finden nur *παινάκκου*, sterben. Fut. *παιθάνου*, perf. *ἐπαινάκα*.

γοῦλα, kohl, welches hr. D. für das altgr. *γογγυλίς* hält, ohne die reduplication, ist das lat. caulis (eher als das gr. *καυλός*), in dem sich au in *ου* verwandelt hat, wie im franz. chou (vgl. Diez, gramm. I, 229). Dieses wort ist ferner nicht ausschliefslich tzakonisch; es findet sich bei Ptochoprodromos, I, 214, und im gemeinen romaischen bedeutet *γουλί* kohlstrunk (auch *λαχανόγουλον* genannt), oder auch eine kohlart, die

man in Constantinopel nach Skarlatos φραγκολάχανον nennt.

Andere wörter lat. ursprungs sind:

λαφρία, lorbeer, lat. laurea.

βινιάρικα (β = b) zwillinge; welches wort in Kastanitza gebräuchlich ist, während man in Lenidhi ζεμμάρικα sagt. Im albanesischen finden wir binjáku, der zwilling.

κέλλα, haus, ist unzweifelhaft lateinischer und nicht italienischer herkunft, so wie das gemeine σπίτι. So auch

ἐράτρε, aratrum, in dem das a am anfang sich in e verwandelt hat, wie im albanesischen aus argentum ergjent geworden ist.

Ein wort, das zwar nicht lateinischen ursprungs ist, das aber die Griechen den Lateinern verdanken, ist σάγο, welches in Tzakonien vorkommt, ebenso wie das kleid, welches es in der alten zeit bezeichnete. Hr. D. führt es nicht auf, wir finden es aber bei Oikonomos s. 31: σάγο, ἐπανοφόριον τῶν ποιμένων ἄνευ μανικίων ἐκ τριχῶν κατασκευασμένον, μεταχειριζόμενον ἐν καιρῷ χειμῶνος. Dieses wort, welches sich auch noch bei den byzantinischen schriftstellern findet, hat im heutigen griechisch eine dem ital. sajo ähnlichen form (σάγιον, σαγιάκι) angenommen. Vgl. Diefenbach, Origines Europ. s. 414 flg.

Zum schlufs bemerken wir noch das wort νοννάκα, wiege, das gleichzeitig das ital. nannare, wiegen (ngr. νανουρίζω), und nacare in sich vereinigt, welches letztere im sicil. und calabr. dialekt ebenfalls diese bedeutung hat.

Was die vorliegende arbeit von der Thiersch's am wesentlichsten und zwar zu ihrem vortheile unterscheidet, ist der abschnitt über phonologie, deren eingehendes studium dem hrn. D. weit tiefer in die etymologie der wörter und der formen einzudringen gestattet hat, als es Thiersch gethan. Was dem leser in diesem theil der schrift zunächst auffällt, ist ein gewisser mangel an ordnung in der darlegung der phonetischen thatsachen. Der vf. spricht zuerst von denjenigen unter denselben, die er archaismen nennt, und dann von den neueren

veränderungen; von beiden jedoch in ziemlich bunter folge. Die unterscheidung, welche er zwischen den phonetischen erscheinungen älteren und neueren datums macht, mag, unter einem gewissen gesichtspunkt betrachtet, sehr richtig sein, und für einige thatsachen als unzweifelhaft gelten; aber die unvollständige kenntnifs, die wir von den gesprochenen dialekten des altgriechischen und den verschiedenen mehr oder weniger alten phasen derselben besitzen, macht es uns unmöglich, die phonetischen erscheinungen eines neugriech. dialekts mit genauigkeit in jene beiden kategorien zu vertheilen. Diese schwierigkeit zeigt sich, z. b., wenn hr. D. aus wenig triftigen gründen die verwandlung des λ und des ν in ϱ unter die archaismen, die metathesis des ϱ unter die modernen veränderungen setzt, und in anderen ähnlichen fällen. Wir glauben, er würde besser gethan haben, wenn er die phonetischen gesetze des tzakonischen in der weise angegeben hätte, dafs er sie nach den organischen kategorien der laute vertheilte und dabei gelegentlich die analogien dieser gesetze mit dem, was wir von den alten dialekten wissen, bemerkte. Eine klasse von archaismen konnte er immerhin ausscheiden; doch hätte er in dieselbe nur diejenigen phonetischen thatsachen setzen müssen, die heute nicht als durchgehende gesetze im dialekt herrschen, sondern nur in einigen, in ihrer alten dialektischen form erhaltenen wörtern wahrgenommen werden.

Bemerkenswerth ist im tzakonischen das häufige vorkommen des lautes sch, welcher sich im albanesischen und in den griechischen dialekten von Epirus und Makedonien so verbreitet findet*). Obwohl hr. D. demselben im tzakonischen einen modernen ursprung beimifst, so scheint es uns doch, was diesen dialekt betrifft, nicht überflüssig daran zu erinnern, dafs das nichtvorhandensein jenes lauts im alten gesprochenen dorisch oder in seinen varietäten keineswegs bewiesen ist**).

In dem theil, welcher die tzak. grammatik betrifft, ist

*) Vgl. Maurophrydes in dieser zeitschrift VII, 140.

**) Christ's auslegung (gr. lautl. 180) des pindarischen, das San betreffenden fragments ist unhaltbar.

es D. besser als Thiersch gelungen, den wenigen grammaticalischen formen dieses dialekts eine richtigere orthographie in rücksicht auf ihre ableitung und eine glücklichere anordnung zu geben. Einige irrthümer Thiersch's finden sich bei ihm verbessert, ohne dafs er übrigens jenen nennt oder den unterschied hervorhebt. Einen grofsen fehler begeht jedoch hr. D., wenn er sich in allgemeine fragen einläfst, die er um so mehr bei seite lassen sollte, als er sie meist in einer weise beantwortet, die die sehr geringe reife seiner linguistischen studien an den tag legt. So führt ihn, z. b., die wahrnehmung, dafs die tzakonische declination den genit. plur. verloren hat, auf reflexionen über den fortfall der casus im allgemeinen und veranlafst ihn zu folgender erklärung dieser thatsache: „On ne doit pas hésiter à dire que la conservation ou la perte des flexions casuelles est en raison directe du plus ou moins de nécessité des cas. En d'autres termes, les cas qui ont disparu sont précisément ceux qui, sauf certaines nuances dont la langue usuelle tient généralement assez peu de compte, pouvaient se remplacer par une forme analytique, comme, par ex., le datif dont les fonctions pouvaient être remplies par un accusatif et une préposition“ (s. 98).

Der artikel allein ist es, der im tzakonischen den acc. plur. vom nom. unterscheidet bei den masculinis und femininis. Hr. D. ist der erste, der uns lehrt, dafs der acc. plur. des artikels masc. und fem. zu Kastanitza *τή* ist (*τήϱ* vor einem vocal), während er, wie man bereits wufste, in Lenidhi *τού* (*τούϱ*) lautet. Hr. D. bemerkt, dafs das *τή* oder *τήϱ* von Kastanitza nicht für eine contraction von *ταίς* und mithin nicht für einen acc. fem. genommen werden darf. Er citirt stellen aus volksliedern zum beweise, dafs man auf Kreta *τσή* statt *τούς* und *ταίς* sagt; aber es war ohnedies schon bekannt, dafs man nicht nur im kretischen dialekt, sondern auch in der gemeinen sprache *τζή* statt *τούς*, *ταίς* und *τῆς* sagt, was auch schon Mullach bemerkte (s. 190). Hr. D. fügt ferner hinzu, dafs sich im alten dialekt von Athen *τής* für *τούς* und *ταίς* gebraucht findet. Aber aus all diesem vermögen wir nicht recht einzusehen, wie er zu dem schlufs

gelangt, dafs τή oder τήρ „une forme expéditive et abrégée“ von τούς sei. Wir geben zu, dafs der artikel τήρ ursprünglich männlich war, bevor er communis wurde, glauben jedoch, dafs er sich zum regelmäfsigen τούς wie der gemeine acc. fem. ταίς zum alten τάς verhält, und würden daher nicht τήρ sondern τοίρ schreiben. Das von Mullach (s. 152) in bezug auf das gemeine ταίς citirte beispiel des alten aeolischen dialekts, der ebenfalls ταίς statt τάς gebraucht, läfst sich auch für diese dialektische masculine form anführen, da, wie bekannt, das alte aeolisch auch τοίς für τούς setzte. Man könnte glauben, dafs in diesem τήρ von Kastanitza eine verwandlung des lauts u in i stattgefunden habe, hervorgerufen durch die ähnliche verwandlung, die mit dem υ geschieht, das in vielen tzak. wörtern seinen alten laut bewahrt, während es in andern den heutigen laut i annimmt. Aus demselben grunde finden sich auch im tzakonischen in mehreren fällen ι und η in ου verwandelt, und auf ähnliche weise im gemeinen romaischen der laut e des artikels pl. nom. fem. αί in i (ή), der veränderung der aussprache des η folgend. Doch ist zu bemerken, dafs auch in Kastanitza das τοῦ der gen. masc. und neutr. unverändert geblieben ist.

Bisher hatten wir auf die autorität Thiersch's hin geglaubt, dafs die dativform, die im gemeinen romaisch bekanntlich bis auf einige äufserst seltene überreste ganz verschwunden ist, im tzakonischen noch existire. Thiersch geht sogar so weit, dafs er nicht nur behauptet, jenes factum sei „wenigstens im singular nachweisbar“, sondern auch in den paradigmen der declinationen die dat. sing. τῷ νόμῳ, τᾷ γουναῖζι, τῷ μηνί, und für die pronomina personalia μί, νί, νί aufführt. Ueber diese so positive behauptung Thiersch's, die Mullach sorgfältig registrirt (s. 97), sagt hr. D. kein wort, indem er sich auf die bemerkung beschränkt, dafs der dativ im tzakon. „est remplacé comme en grec moderne par la forme analytique: εἰς et l'article à l'accusatif“. Diese seine aussage wird von Oikonomos bestätigt, der nur vier casus, nämlich den nom. gen. acc. und voc. anführt. Thiersch hat sich arg versehen. Was er τῷ

νόμῳ schreibt, wird vielmehr *ττὸ νόμο*, d. h. *'ς τὸν νόμον* geschrieben. Der genitiv ferner der fem. in *α* impur. endigt bei einigen substantiven in *ε*, bei andern in *η* (*τᾶ γρουσσέ*, *τᾶρ ἀμερῆ*). *Τᾶ γουναιζῆ* (nicht *γουναῖζι*; Thiersch irrt sich auch im accent, der in diesen tzak. genitiven immer auf die letzte silbe fällt) ist kein dativ, sondern ein genitiv, und was Thiersch für den genitiv von *γουναῖκα* ausgiebt, *τᾶ γουναῖζε* (vielmehr *γουναιζέ*) exisirt nicht für dieses substantivum, sondern ist eine nach dem beispiel anderer substantiva von ihm gebildete genitivform. Von der form *τῷ μηνί* finden wir bei D. keine spur. Beim personalpronomen der ersten person ist *μί* (man sagt auch *ἐμίου*; vgl. das altdorische *ἐμίω*) genitiv und nicht dativ; der von Thiersch citirte ausdruck *δί μι* entspricht dem gemeinen *δός μου*. *Νί* ist der acc., und nicht der dat., des pron. der dritten person. Ein *νί* der zweiten person existirt nicht. — Alles dies bestätigt Oikonomos.

Wir schliefsen unsere kritik mit einigen bemerkungen über das tzak. verbum. Dasselbe hat keine eigenthümliche form für das praesens und imperfectum, mit ausnahme des substantivverbums, dessen praesens und imperfectum verbunden mit den participien der übrigen verba für letztere jene beiden zeiten ersetzen. Das imperfectum des substantivverbums ist, nach D., folgendes *ἔμα*, *ἔσα*, *ἔκη*, *ἔμαϊ*, *ἔταϊ*, *ἤγκη* oder *ἤγκιαϊ*. Um die formen des pluralis zu erklären, weist hr. D. darauf hin, dafs in den dialekten Nordgriechenlands die erste und zweite pers. plur. aor. act. die endungen *-αμαν*, *-αταν* (*-εταν*) statt der gemeinen *-αμεν*, *-ατεν* (*-ετεν*) haben. Demgemäfs erklärt er die endung *-αϊ* als aus *-ανι* entstanden, indem, sagt er, das *ι* finale paragogisch ist und das *ν* ausgestofsen wurde. Da ferner der tzak. dialekt das *σ* in den aoristen ausstöfst, ist nach seiner ansicht die vollständige form der dritten person *ἠγκήσανι* oder *ἠντήσανι*. — Wir bemerken zunächst, dafs man, um das wesen jener endung richtig zu verstehen, sich gewisse endungen der 3. pers. pl., die dieser dialekt aufweist, vergegenwärtigen mufs, nämlich die 3. pl. fut. act. *θὰ ὁρᾶνι*, 3. pl. fut. pass. *θὰ ὁραθοῦνι*, 3. pl. fut. act. *θὰ γιουρίσοϊ*,

3. pl. aor. act. ἐωράκαϊ, 3. pl. aor. pass. ἐωρατϑαϊ. Wir begreifen nicht, wie hr. D., der im phonologischen theil seiner arbeit so richtig die ausstoſsung des σ, wenn es zwischen zwei vocalen in einer endung steht, bei anderen formen des tzak. verbums bemerkt hat, dieselbe ausstoſsung in den endungen -αϊ, -οϊ übersehen konnte. Auch in den griech. dialekten Süditaliens findet sich ein solcher ausfall des σ, und man sagt, z. b., ηὗραϊ statt ηὗρασι und letzteres statt des gemeinen ηὗραν, ηὗρανε, welches übrigens ebenfalls in jenen dialekten vorkommt, denn die endungen -ανε, -ασι, -αϊ, und -ουνε, -ουσι (-οϊ haben wir bis jetzt nicht gefunden) werden in denselben vermischt gebraucht. Und dieses ist nicht nur den griech. dialekten Süditaliens eigenthümlich, sondern findet sich auch sehr gewöhnlich in anderen dialekten, z. b. im kyprischen, sowie bei den ältesten romaischen schriftstellern. In manchen fällen ist auch die endung -ανε oder -ασι nur angefügt, und verlängert nur eine bereits vollständige form, wie, z. b., wenn aus ἐγράφοντο ἐγραφούντανε und ἐγραφούντασι wird, wie man, u. a., häufig beim Demetrius Zenus findet. Kehren wir nun zum tzakonischen zurück, so ist es hiernach klar, daſs die endungen der 3. pl. -αϊ, -οϊ den erwähnten endungen -ασι, -ουσι und die endungen -ανι, -ουνι den gemeinen -ανε, -ουνε entsprechen. Im imperfectum des substantivverbums ist die eigentliche form der 3. pl. ἤγκι (so würden wir schreiben nicht ἤγκη); die andere, ἤγκιαϊ, ist nichts als das nämliche ἤγκι mit der additionalendung -αϊ (-ασι). Dieselbe additionalendung wird auch an die erste und zweite person angehängt, ἔμ-αϊ, ἔττ-αϊ, in derselben weise wie beim gemeinen imperfectum des substantivverbums und der passivform der verba überhaupt jenen beiden personen die additionalendung -αστε (ἤμ-αστε, ἦσ-αστε, ἐγραφούμ-αστε, ἐγραφούσ-αστε) angefügt wird.

Wir haben im tzakonischen eine spur des imperf. pass. im aorist erhalten. Der aor. pass. lautet: ὡράμα (auch ἐωράμα), ὡράτϑερε, ὡράτϑε, ὡράμαϊ, ὡράτϑατε, ὡράτϑαϊ. Offenbar hat die 1. pers. sing. und plur. nicht die form des aor., sondern des imperf. (ὡράμα, ὡράμαϊ wie ἔμα, ἔμαϊ).

In einem anhange giebt hr. D. als proben des dialekts sechs kurze tzak. lieder mit übersetzung und erklärungen, die mehrzahl im dialekt von Kastanitza. Diese proben sind zwar etwas bedeutender als die von Thiersch mitgetheilten, aber immer noch sehr ungenügend. — Wir verstehen nicht, zu welchem zwecke hr. D. in diesen anhang noch drei inschriften aufgenommen hat, die weder im dialekt geschrieben, noch überhaupt älteren datums als 1678 sind, und eine vierte inschrift, die zwar alt ist, aber nur die gewöhnlichsten dorismen enthält. (Die letztere ist ein proxeniedecret der stadt Gerouthrae, welches sich der no. 1334 des C. I. G. zur seite stellen läfst). — Es scheint uns eine tadelnswerthe sitte — die übrigens nicht hrn. D. allein vorzuwerfen ist —, alte inschriften in büchern zu publiciren, in denen es niemandem einfallen wird sie zu suchen.

Der schlufs, zu dem sich hr. D. durch seine arbeit geführt sieht, ist der, dafs der tzak. dialekt der erbe jenes lakonischen sei, der ehemals in derselben gegend gesprochen wurde *). Bis auf einige einschränkungen ist dies richtig, und hätte sich hr. D. hiermit begnügt, so würden seine behauptungen in den thatsachen ihre begründung finden. Aber gelockt durch das beispiel Thiersch's, dem er überhaupt im historischen theil seiner schrift stillschweigend gefolgt ist, hat er noch weiter gehen wollen. Das von den Tzakoniern bewohnte land bewohnten nach Herodot ehemals die Kynurier, die zwar jonischen ursprungs waren, unter den Dorern aber, wie sich der grofse geschichtsschreiber ausdrückt, *ἐκδεδωρίευνται*. Der lakon. dialekt ferner ist, nach Ahrens, ebenfalls praedorischen ursprungs; mithin mufs sich im tzakonischen unter den dorismen ein uraltes jonisches element erkennen lassen. — Dies ist im grunde nichts anderes, als was auch Thiersch schon behauptete. Wenn man aber fragt, welches denn eigentlich diese mysteriösen und vor-

---

*) Den namen *Τζακωνία* erklärt hr. D. aus dem adjectiv *τραχόνιν*, welcher in der „chronik von Morea" in der bedeutung von steil vorkommt; ein beiwort, das sehr wohl auf Tzakonien pafst. Im tzakonischen verwandelt sich das *ρ* nach den zahnlauten in sch, daher *Τζακωνία*, *Τζάκωνες*. — Wir glauben kaum, dafs diese etymologie jemanden befriedigen wird.

sündfluthlichen jonismen, die das tzakonische enthalten soll, seien, so antwortet Thiersch unbedenklich: man erkenne sie in „der weichheit und milderung der formen, im abstofs und ausfall der consonanten, in der anschwellung der vocale, in dem offenhalten der diphthonge und, in mehreren fällen, in der entfernung der contraction u. s. w.“. Hr. D., der wohl bemerkt haben mag, dafs diese behauptung Thiersch's etwas kühn sei, beschränkt sich darauf zu sagen, dafs der ursprüngliche jonismus des tzakonischen sich in den „particularités laconiennes du dialecte“ offenbare, von denen die dorismen durchaus zu sondern seien. Thiersch bleibt übrigens bei obigem noch nicht stehn, sondern verirrt sich, auf dem abschüssigen wege der conjecturen, bis zu den Pelasgern, die hr. D., vielleicht weil sie heute nicht mehr in der mode sind, weislich zu hause läfst.

Offenbar enthält dieser tzak. dialekt untermischt mit vielen elementen andern ursprungs, romaischen, albanesischen, lateinischen und auch türkischen, deutliche spuren des altdorischen und speziell des lakonischen, sowohl im wortschatz als auch in der grammatik *). Hr. D.'s arbeit läfst hierüber keinen zweifel. Aber obwohl sie die beste ist, die wir bis heute über den gegenstand besitzen, so kann sie doch keineswegs für erschöpfend gelten und läfst noch viele wünsche unerfüllt. Wir hoffen, dafs hr. D. dieses feld hiermit noch nicht verlassen und demselben in zukunft noch gründlichere und der wissenschaftlichen methode noch treuere studien widmen werde. Ein möglichst vollständiges lexicon und eine reichhaltige sammlung von proben des tzak. dialekts wären vorzüglich zu wünschen.

---

*) Für ein curiosum kann es gelten, dafs Hopf, in seiner geschichte Griechenlands vom beginn des mittelalters bis auf unsere zeit noch heute die Tzakonier für überreste der slavischen eindringlinge Griechenlands hält, und dafs sein recensent im liter. centralblatt im juni 1868 die phantasien Fallmerayers wiederaufzufrischen und zu vertheidigen sucht.

Pisa. D. Comparetti.

Das grammatische geschlecht und seine sprachliche bedeutung. Eine akademische gelegenheitsschrift von J. H. Oswald. Paderborn 1866.

Die vorliegende abhandlung könnte unbeschadet ihres inhaltes zwei drittel ihres umfanges entbehren. Der verfasser, nicht sprachforscher von fach (kath. theologe), trägt seine, nicht immer genügende grammatische durchbildung verrathenden ansichten mit wenig rücksicht auf die zeit des lesers vor. Mancherlei, oft weit abführende, excurse unterbrechen die darstellung. Wenn man eine sprachliche erscheinung untersucht, so handelt es sich vor allem darum festzustellen, worin sie besteht, in unserem falle ist also die schwierige frage zu beantworten: wie, d. h. durch welche lautlichen mittel, bezeichnet die sprache das genus. Der verf. indefs „rechnet dies nicht zu seiner aufgabe“ (s. 71 und 58 anm.), sondern setzt die thatsache, dafs die indogermanische sprache das genus bezeichnet, einfach voraus. Dafs die untersuchung dadurch an klarheit nicht gewinnt, ist natürlich. Eröffnet wird die abhandlung mit der thatsächlich unrichtigen behauptung, „dafs nur die sprachen auf der höchsten stufe der organisation den unterschied des grammatischen geschlechtes aufzeigen“. Die congocaffrischen sprachen, welche gewifs nicht zu den höchstorganisierten sprachen zählen, unterscheiden sogar mehr als drei unseren genera entsprechende categorien. Von den sprachen, welche das genus nicht bezeichnen, wird das magyarische als beispiel herangezogen und sehr ausführlich erörtert. Ganz unberechtigt ist aber folgender schlufs: „Da nun die anderen constitutivelemente der declination, die abwandlung durch casus und numerus, mit der motion des genus auf gleichem fufse stehen, so fallen auch casus und numeri als wahrhaft grammatische formen aus, und jede wahre, d. i. flexivische declination ist unmöglich“ (s. 15). Wäre dies richtig, gäbe es keine „wahre“ declination ohne geschlechtsunterscheidung, so wäre die declination unserer indogermanischen personalpronomina auch nicht „wahr“, und da sie von der declination der geschlechtigen pronomina und der nominalen declination zwar ab-

weicht, aber doch nicht principiell verschieden ist, so folgte, dafs auch die nominaldeclination, trotzdem dafs in ihr der genusunterschied hervortritt, nicht „wahr" wäre, d. h. dafs es im indogermanischen überhaupt keine „wahre" declination gäbe. Der verf. erklärt dann auch (s. 17), dafs die magyar. casussuffixe -nak, -at u. s. w. „nicht entfernt unseren flexivischen casibus entsprechen, sondern nur in realistischer nachahmung die casuellen beziehungen auszudrücken suchen". „Am beweisendsten für die unflexivische natur dieser casus ist der umstand, dafs lediglich das substantiv, nicht die voraufgehenden attribute das casuszeichen bekommen: a' jó ember = der gute mann, a' jó embernek dem guten manne. Wäre das flexion, so müfste es heifsen aznak jónak embernek wie τῷ ἀγαθῷ ἀνθρώπῳ". Dies ist nicht richtig. Das magyarische fafst offenbar a' jó ember u. a. als *ein* ganzes und setzt daher die ihm zukommenden beziehungselemente auch nur *einmal* an den schlufs des ganzen. Freilich bekundet dies ein im vergleiche zum indogermanischen unausgebildetes gefühl für worteinheit, welches man aber nicht auf den mangelnden genusunterschied zurückführen darf*). Die magyarischen suffixe sollen nur „realistische bedeutungslaute" und damit toto coelo von den suffixen des indogermanischen verschieden sein, welchen man doch auch weder realismus noch bedeutung absprechen darf. „Mit einem worte, es fehlt überall das formbildende princip und damit der höhere sprachgeist. Es verhält sich die ungrische sprache zu einer indogermanischen wie ein überaus künstlich angefertigter automat zum belebten organismus des menschlichen leibes". Wer hat denn den automaten gemacht? Es folgt dann noch eine lange verherrlichung des indogermanischen, verbunden mit ungerechtfertigter herabsetzung des magyarischen, welche um so unbegreiflicher sind, als der verf. den allein wesentlichen unterschied zwischen den flectierenden und agglutinierenden sprachen, nämlich die veränderlichkeit der wur-

*) Auch unsere sprachen bewahren noch eine den obigen magyarischen bildungen entsprechende form im gen. sg. der a-stämme, wie ich an einem anderen orte zeigen werde.

selvocale zum zwecke des beziehungsausdruckes in ersteren als „äufserliche phonetische erscheinungen“ fafst (s. den den excurs s. 32), der nach des verfassers meinung ungeheure abstand zwischen beiden also gar keinen thatsächlichen anhalt (NB. nur für den verf.) haben kann.

Der folgende abschnitt bespricht die verschiedene behandlung des grammatischen geschlechtes im indogermanischen und semitischen. Das im indogermanischen neben den beiden natürlichen geschlechtern auftretende neutrum wird erklärt als das kindliche noch nach keiner von beiden seiten hin entwickelte, woraus sich dann die vorstellungen des kleinen, zarten, niedlichen und in ungünstiger beziehung des unreif rohen, ungeheuerlichen entfalten. Da das neutrum beide geschlechter implicite in sich enthält, so bezeichnet es ferner das beiden geschlechtern gemeinsame, allgemeine, abstracte (s. 36 f.). In wirklichkeit ist ja aber das femininum wenigstens ebenso oft zur bezeichnung des abstracten gebraucht wie das neutrum, ich erinnere an abstracta auf skr. -ti, lat. -tia, -tion-, gr. -σύνη, deutsch -ung, -nifs u. a. Ueberhaupt kann man sich nicht verhehlen, dafs es um eine scharfe begriffliche scheidung der drei grammatischen genera sehr mifslich steht. Entsprächen der bezeichnung der geschlechter wirklich so stark verschiedene vorstellungen wie die des männlichen, weiblichen und noch ungeschlechtigen in der natur, so wären die zahllosen übertritte von worten aus einem genus in das andere ohne merkbare modification des begriffes sowie der umstand, dafs manche worte zwei geschlechtern angehören, ganz unerklärlich. Recht gut entwickelt der verf. die inneren gründe, weshalb Indogermanen und Semiten am pron. 1. p. sg. das geschlecht nicht bezeichnen (s. 48 ff.). Der redende als solcher ist nur geistige person, also über den geschlechtsunterschied erhaben. Lesenswerth ist auch die besprechung der pronomina der beiden anderen personen, ganz verunglückt aber der versuch (s. 51 ff.) die declination der indog. geschlechtslosen pronomina als derivation zu erweisen, welcher, abgesehen von vielen einzelnen unrichtigkeiten, zeigt,

dafs dem verf. der unterschied zwischen wortbildung und stammbildung nicht klar geworden ist.

Aus der ausdehnung des genus auf das verbum im semitischen schliefst der verf., dafs in dieser sprache überhaupt die unterscheidung zwischen nomen und verbum noch nicht so scharf und vollständig vollzogen ist wie in der sprachlichen schwesterfamilie. Der schlufssatz ist richtig, folgt aber nicht aus den prämissen des verfassers. (Vgl. Schleicher die unterscheidung von nomen und verbum in der lautlichen form).

Ich schliefse hiermit das referat, welches sich auf die wiedergabe des gedankenganges im ganzen und grofsen beschränkt, eine menge einzelner unrichtigkeiten aber, welche der fachgenosse sofort als solche erkennen wird, ganz unerwähnt gelassen hat. Mehr eingehen auf das thatsächlich gegebene und weniger philosopheme wären zu wünschen gewesen. Im ganzen mifst der verf. der bezeichnung des grammatischen geschlechtes (wie sie geschieht, wird leider gar nicht untersucht) eine viel zu hohe wichtigkeit für die morphologie der sprache und des denkens bei. Eine störende zugabe sind die druckfehler, welche die ganze arbeit durchziehen.

Johannes Schmidt.

Zur kenntnifs der ältesten runen.

In zwei artikeln der kopenhagner zeitschr. für philol. und pädagog., bd. VII, s. 211—252 und 312—363, die auch besonders gedruckt sind, hat Sophus Bugge in Christiania eine anzahl (12) der „ältesten“ runeninschriften behandelt. Die resultate seiner entzifferung sind für das verständnifs dieser inschriften wie die kenntnifs der in ihnen angewandten sprache und schrift wichtig genug, als dafs wir den leser der zeitschrift nicht durch eine besondre hinweisung sowohl auf diese selbst, als auch die mit ihnen

in naher verbindung stehenden arbeiten von Ludv. Wimmer und E. Jessen in Kopenhagen aufmerksam machen sollten; es handelt sich uns hier weder um eine erschöpfende mittheilung, noch eine kritik, die wir unsern runologen überlassen.

Unter „ältesten runen“ aber oder „runen der längern reihe“ verstehen B., W. und J. diejenigen, die man bei uns die „deutschen“ nennt (W. Grimm), im norden aber — seitdem man dort ihre sprache als nordische erkannt zu haben glaubt — auch die „altnordischen“ im gegensatz zu den gewöhnlichen, den „skandinavischen“, der kürzern reihe. (Wenn freilich Geo. Stephens sein Runenwerk [Part I, Lond. and Cheapinghaven 1866, fol.], was sich nicht nur auf jene „ältesten“, sondern auch auf die angelsächsischen runen erstreckt, betitelt: The oldnorthern runic monuments of Scandinavia and England“, so thut er dies auf grund seiner eigenthümlichen überzeugung, daſs die sprache, die er in beiderlei runen findet und auch zur erklärung der erstern anwendet, nämlich die angelsächsische, nicht — wie wir andern alle bisher vermeinten — eine deutsche sei, sondern, was man dem eifrigen skandinavisten zu gute halten möge, eine nordische; der werth und die zuverlässigkeit seiner sehr sorgfältigen runenbilder wird übrigens dadurch in keiner weise geschmälert).

Die von Bugge behandelten inschriften sind einmal das goldne horn und die steine zu Tune und zu Varnum nebst einigen kleinern inschriften, andrerseits die blekinger steine zu Istaby und Björketorp; die Stentofte-, Gommor- und Sölvesborg-inschrift nur in einzelnen worten.

Sie werden, meist unter zugrundelegung der abbildungen bei Geo. Stephens, von S. B. gelesen und erklärt wie folgt:

I. (horn, Nordschlesw.): ek Hlewagastir Holtingar horna tawido: *ich, Hlewagast Holts nachkomme* d. i.: *sohn, fertigte das horn.*

II. (Tune, Norw.), 1: ek Wiwar after Woduride witadahalaiban worahto runor: *ich, Viv, würkte nach (zum andenken an) Vodurid, den genossen, die runen.*

III. (Tune, Norw.), 2: arbinga singoster arbingan Oþlingor dohtrir dalidun [afte]r Woduride staina: *der* (d. i.: *von den*) *erben die ältesten erben, die töchter der Odlinga, fertigten* (?) *nach W. den stein.*

IV. (Varnum, Schwed.): ubar Hite Harabanar [wi]t jah ek Erilar runor waritu: *über dem Hit schrieben wir beide, ich Hrafn und Jarl, runen.*

V. (Berga, Schwed.), 1: Fino: *Finna* (name).

VI. („ „), 2: Saligastir: *S.* (name).

VII. (Etelhelm, Schw.): m(i)c M(e)r(i)la w(o)rta: *mich* (d. i.: *die inschrift*) *würkte Merila.*

VIII. (Tanum, Schw.): þrawingan haitinar was: (*der stein*) *war* (*der*) *des Thravingi geheifsen.*

IX. (Himlinghöie, Dänem.): Hariso: *Harisa* (name).

X. (Istaby, Schw.): afatr Hariwulafa Haþuwulafr Haeruwulafi(ng)r warait runar þaiar: *nach* (*z. and. an*) *Hariwulfr* (d. i.: *Herjulfr*) *schrieb Hathuwulfr Haeruwulfs* (d. i.: *Höðulfr Hjörulfs*) *sohn diese runen.*

XI. (Björketorp, Schw.): uþaraba-spa. sar þat barutr uti ar wela daude. haera malausr ginarunar arageu falah ak Hadr oag haidrru(nar) noronu (*altn.*: uþarfaspá. sár þat brýtr, úti er vel dauði. hér mállauss ginnrúnar ergju fal ek Haddr, óak heiðrrúnar norrœnu): *verfluchung. der welcher dies abbricht,* (*für den*) *ist draufsen jedenfalls der tod*; *hier barg ich, Haddr, sprachlos der hexerei kraftrunen, bange* (d. i.: *mit scheu erfüllt*) *bin ich vor den nordischen ehrenrunen.*

Die sprache, offenbar eine germanische, sehr antiken gepräges, am nächsten der gothischen, obwohl bald mehr bald minder alterthümlich als diese, zeigt doch vorwiegend nordischen (nordgerman.) charakter im gegensatze zum deutschen (südgerman.).

Das hohe alter wird bezeugt (aufser dem mangel des umlautes, dem e = i, o = u, dem d = ð u. a.) vorzugsweise durch das hervortreten der thematischen vocale, das

nordische namentlich durch das an die stelle des goth. flexions-s getretne *r*.

Jene thematischen vocc. a, i, u, vor allem das *a*, zeigen sich in: Hlew*a*- (I.), witad*a*- (II.), Har*i*- (XI.), Haþ*u*- (X.), Haer*u*- (X.), in: -gast*i*r (I.), Holting*a*r (I.), Wiw*a*r (II.), Haraban*a*r (IV.), *E*ril*a*r (IV.), haitin*a*r (VIII.), in: horn*a* (I.), stain*a* (III.), -wulaf*a* (X.). [Aufser dem thematischen a, findet sich dieser vocal aber noch in zweifacher weise, epenthetisch und paragogisch; epenthet. in: h*a*laiban (II.), wor*a*hto (II.), H*a*raban*a*r (IV.), w*a*ritu (IV.) und w*a*rait (X.), af*a*tr (X), -wul*a*fa und -wul*a*fr und -wul*a*fi(ng)r (X.), in: uþar*a*ba- (XI.), b*a*rutr (XI.), ar*a*geu (XI.), fal*a*h (XI.); paragogisch in: wel*a* (XI.), haer*a* (XI.), gin*a*- (XI.) —].

Der nordische (d. i.: nicht-deutsche) charakter beruht auf der deutung derjenigen rune, die in den spätern, skandinavischen runen *m* bezeichnet, der aber Bugge in diesen ältesten durchgehend den werth des r (goth. s) vindiciert; die Istaby-inschrift (X.), wo es nicht anders gelesen werden kann (Haþuwulaf*r*, Haeruwulafi*r*, runa*r*, þaia*r*, neben afat*r*, wo eben r nicht = s, sondern = r) dient ihm als basis. Sonach: -gasti*r* (I.), Holtinga*r* (I.), Wiwa*r* (II.), uba*r* (IV., vgl. afat*r* X.), Harabana*r* (IV.), Erila*r* (IV.), runo*r* (IV.), haitina*r* (VIII.), barut*r* (XI.), a*r* (XI.), malaus*r* (XI.), Had*r* (XI.).

Deutung und erklärung obiger inschriften, wie die principien derselben und die ansicht von ihrer sprache gehören, wenn auch vorwiegend, doch nicht — wie allerdings die Björketorp-inschrift — ausschliefslich Bugge; neben Bredsdorf und Munch, Dietrich und Hofmann u. a. ist es vorzugsweise Ludv. Wimmer, der theils ganz unabhängig von Bugge, theils zustimmend und im anschlufs an ihn wesentlich dieselben resultate ausgesprochen. Dies gilt namentlich von der erklärung der spätern m-rune als eines r (= goth. s) in diesen ältesten inschriften und in folge dessen von der deutung der betreffenden sprache als einer nordischen; ebenso hat er sich den nachweis der thematischen vocale in diesen inschriften besonders angelegen sein

lassen. Letzteres in seiner schrift über die altdänische declination (Navneordenes Böjning i ældre Dansk. Köbh. 1868), die zugleich s. 41—45 die horn- und Tune-inschrift eingehender bespricht; ersteres in zwei (auch separat gedruckten) artikeln der jahrbücher (Aarböger) der kgl. nord. alterthumsgesellsch. 1867, 1—64 und 1868, 53—75, von denen der erstere eine kritik von Geo. Stephens' runenwerk I. enthält, der letztere die durch sie hervorgerufne antikritik von G. Stephens (Aarb. 1867, 177—231) beantwortet. — Zweifel und anfechtung haben dagegen die Buggischen erklärungen, zunächst der sieben ersten inschriften, von E. Jessen erfahren, in Aarb. 1867, 173—176 und 274—282; namentlich ist es jener angelpunkt des r, insonderheit dessen ausnahmslose anwendung, wogegen J. mehrere nicht ungewichtige bedenken erhebt. Auf diese wiederum hat Bugge in einem besondern anhange zum zweiten jener oben angeführten artikel, s. 353—363, geantwortet.

Eigenthümlich ist Bugge, wie bereits bemerkt, die oben gegebne deutung des blekinger Björketorpsteins. B. selbst bezeichnet sie als eine sehr fragliche und stellt als princip seiner erklärung die jedenfalls sehr sinnreiche vermuthung auf, dafs sie, in unzweifelhaft „ältesten" runen geschrieben, doch nicht deren sonstige sprache, sondern die altnordische mindestens des 11. jahrh. darbiete (formen wie ar = er und arageu = ergju weisen auf die mitte desselben), sonach einer zeit, wo jene runen bereits längst durch die jüngeren, skandinavischen verdrängt waren. Wenn jene gleichwohl hier zur anwendung gekommen, habe der schreiber seinem fluche (úþarfaspá) einen gewissen mysteriösen charakter verleihen wollen. Er nennt sie selbst: ginnrúnar ergju, weil sie zu seiner zeit nur noch zum zauber (aber nicht zur schrift) angewendet wurden, im gegensatz zu den damals üblichen, jedem verständlichen skandinavischen runen: heiðrrúnar norrœnu. Rücksichtlich der Stentofte-, Gommor- und Sölvesborg-inschrift verweisen wir den leser auf Bugges eigne auseinandersetzung.

Th. Möbius.

1) Schlittschuh oder schrittschuh?

Als Klopstock, wie in „wahrheit und dichtung" (buch 15) erzählt wird, Göthen und seine freunde „zurechtwies", dafs nicht „schlittschuh" sondern „schrittschuh" zu sprechen sei, „das wort komme keineswegs von schlitten, als wenn man auf kleinen kufen dahin führe, indem man, den homerischen göttern gleich, auf diesen geflügelten sohlen über das zum boden gewordene meer hinschreite": da traf er völlig das richtige, ohne sich indes, wie zu vermuthen steht, der entscheidenden formverhältnisse hinreichend bewust zu sein. Trotz jener einleuchtenden erklärung, die der hauptsache nach schon von Richey im hamburg. idiot. gegeben worden war*), und obgleich zu keiner älteren zeit von „schlittschuhen" je die rede gewesen ist, scheint doch diese form, mit ausnahme etwa von Norddeutschland im engeren sinne, allenthalben das übergewicht zu behaupten. Im mittelhochdeutschen begegnet schriteschuoch, schrittelschuoch, im althochdeutschen demgemäfs wohl nicht scrîte- sondern scritescuoh (Grimm gr. II, 681), mit dem substantiv zusammengesetzt. Der niederd. dialekt sagt stridscho, stridschau (vergl. Schambach 214b), aus striden, engl. stride**). Offenbar soll nun „schlittschuh" für „bezeichnender" gelten (Förstemann in d. zeitschr. I, 10); dies leuchtet jedoch keineswegs ein, am wenigsten dem geschickten, selbstthätigen und selbstbewufsten läufer, der vielmehr von der Klopstockschen erklärung erbaut ist. Ursprung und bedeutung zeugen gleich mächtig für „schrittschuh", gegen „schlittschuh", dessen gänzliche verwerfung mindestens aus der schriftsprache angemessen erscheinen und vielleicht erreichbar sein dürfte.

---

*) „womit man auf dem eise wacker fortschreitet".

**) auch im hochdeutschen vorhanden; s. Grimm gr. I², 861. 987. 1027; mhd. wörterb. II, 2, 690. In der Wetterau kommt noch heute „schtraiten" in diesem sinne vor (d. zeitschr. IV, 82).

2) Eisenmenger.

Die erklärung Grimms im wörterbuch: „Eisenmenger, eisenmischer" trifft schwerlich das rechte, wird auch durch das, was unter „fischmenger" bemerkt steht, stillschweigends wieder aufgehoben. Eisenmenger gehört ohne zweifel zu menger, mengære, mangære (lat. mango, engl. monger) und bedeutet eisenhändler, eisenkrämer, welches letztere ebenfalls als familienname vorkommt. Ueberdies sind die engl. wörter ironmonger, ironmongery bekannt. Aufser Fischmenger begegnet auch Stromenger*) als geschlechtsname, desgleichen Menger und Manger selbst. Die älteren zusammensetzungen vlas- (flachs-), vleisch-, wât- (tuch-), witemanger (engl. woodmonger) zeigt das mhd. wörterb. II, 60 und Schmeller bair. wtb. II, 599; unter diesen hat sich fleischmenger noch viel später erhalten **).

Bonn. K. G. Andresen.

Lateinische wortdeutungen.

1) prope.

Der von Ebel zeitschr. XIV, 37. 78 zur vermittelung von prope mit dem superlativus proximus angenommene übergang des labials in den guttural läfst sich, wie Corssen nachtr. 72 zeigt, durch kein sicheres beispiel dieses lautwandels im lateinischen stützen. Corssens eigene erklärung ist auf eine dreifache voraussetzung gestellt, nämlich dafs es ein von prope abgeleitetes *propicus gegeben, dieses den superlativus *propic-simus für propicissimus gebildet und dieser wiederum durch die mittelstufe *prop-c-simus sich in das historische proximus umgewandelt habe. Alles das läfst sich doch nicht genügend sichern. Ich mache daher die einfachere annahme, dafs in prope der übergang von c in p stattgefunden habe, der für lupus popina

*) Die form Strommenger ist vielleicht blofse entstellung.
**) Vgl. eine Fleischmengergasse in Köln.

Epona nachgewiesen und für unser wort durch proximus ebenso angezeigt ist, wie z. b. der ausfall des r in tostum durch torreo, der dentale ursprung des b in jubeo (w. ju-dh) durch jussi u. a. Als wurzel bietet sich skr. park verbinden, in berührung bringen, die in verschiedenen formen durch die sprachen geht. Mit erhaltenem r findet sie Kuhn zeitschr. VIII, 67 in comperco, Walter XII, 378 in Parca; dafs sie auch in porcere erscheine, habe ich beitr. z. lat. etym. p. 9 zu zeigen gesucht. Die bedeutungen von prope ergeben sich aus dieser wurzel ohne schwierigkeit; analogien bieten juxta von jungere, apud von apere, goth. nehva, wenn die herausgeber der umbrischen sprachdenkmäler (II, 72) recht haben, dasselbe nebst umbr. nesimo zu lat. necto w. nec zu stellen. Wie von necto necessitudo verwandtschaft, necessarius verwandt ausgehen, so von prope propinquus.

2) fovea. favissa.

fov-ea grube, loch, eine bildung wie cav-ea, ist nach form und bedeutung dem griechischen χέ-ϝια (ep. für χειά) loch, höhle für χεϝ-ια gleich, indem ursprüngliches av im griechischen ε(ϝ), im lateinischen ov wurde wie in novus, νέος. Die wurzel fav gr. χαϝ (χά(ϝ)-ος), weiterbildung von χα, findet sich auch im slawischen und deutschen (Diefenbach vergl. wörterb. II, 338). Der ursprüngliche vocal hat sich erhalten in fav-issae unterirdische räume, höhlungen (Gellius II, 10). In beiden bildungen ist χ durch f vertreten, wie in dem wurzelverwandten fatisco.

Liegnitz. F. Froehde.

A. W. Schade's Buchdruckerei (L. Schade) in Berlin, Stallschreiberstr. 47.

May 4

ZEITSCHRIFT

FÜR

VERGLEICHENDE SPRACHFORSCHUNG

AUF DEM GEBIETE DES

DEUTSCHEN, GRIECHISCHEN UND LATEINISCHEN

HERAUSGEGEBEN

VON

Dr. ADALBERT KUHN,

PROFESSOR AM CÖLNISCHEN GYMNASIUM ZU BERLIN.

BAND XVIII.

DRITTES HEFT.

BERLIN,

FERD. DÜMMLER'S VERLAGSBUCHHANDLUNG

(HARRWITZ UND GOSSMANN)

1869.

Inhalt.

Alt-, mittel-, neuurdeutsch.

Die vorstellung, nach welcher man sich einen sprachstamm als einen baum mit immer weiter ins feine sich theilenden ästen und zweigen, auch mit säften, laub, blüthen und früchten denkt, hat in der that eine gewisse berechtigung. Nur darf man dabei das omne simile claudicat nicht vergessen; ein familienstammbaum ist für einen sprachstamm schon in mancher hinsicht ein besseres bild; abgestorbene stammeltern, spätere verbindungen zwischen früher getrennten linien, auswanderung einzelner glieder giebt schon mehr analogien her zu der sprachgeschichte. Doch bleiben wir vorläufig bei dem bilde eines rein vegetabilischen baumes stehn; offenbar haben wir da in irgend einem beliebigen sprachstamme nicht einen frei vor uns von unten bis oben sichtbaren baum, sondern einen solchen, dessen stamm und dessen meiste äste und zweige uns durch irgend einen undurchsichtigen gegenstand, z. b. ein haus, verdeckt sind; nur seitwärts und nach oben hin ragen einige zweige hervor; das sind diejenigen sprachen, die es bis zu literaturen oder wenigstens bis zu literaturansätzen gebracht haben.

Die gegenwärtige periode unserer sprachforschung geht nun offenbar darauf aus, es bis zu wirklichen sprachgeschichten der einzelnen sprachstämme zu bringen; das heiſst also, wir sollen jenen uns groſsentheils unsichtbaren baum zeichnen. Das wird ein guter zeichner in dem oben angeführten ungünstigen falle allerdings können, wenn er weiſs, in welcher weise eine gewisse baumart sich zu entwickeln pflegt. Dazu gehört nun für uns linguistische zeichner, daſs wir uns über den verlauf der unsichtbaren äste und des stammes ein möglichst sicheres urtheil bilden. Wollten wir uns aus den literarisch erscheinenden sprachen eines sprachstammes die geschichte dieses sprachstammes bilden, so wären wir in demselben falle wie ein genealog, der nur die schriftsteller einer familie berücksichtigen wollte. Solch ein genealog könnte nie einen stamm-

baum, geschweige denn eine familiengeschichte schaffen, und der entsprechende sprachforscher könnte zwar sein werk eine sprachgeschichte nennen, aber es würde darum niemals eine sein.

Wir wenden das alles nun auf unsern deutschen sprachstamm an. Hoch über dem dache des den vollen anblick versperrenden hauses ragen die ausläufer von drei ästen, jeder mit mehreren zweigen, jeder zweig mit zahlreichen blüthen und früchten hervor, der nordische, hochdeutsche und niederdeutsche ast; zur seite des hauses aber erscheint tiefer unten ein vierter ast, kräftiger als die andern, herrlich im wachsthum, aber im absterben begriffen, der gothische; seine einzelnen zweige sind theils abgefallen, theils unsichtbar.

Versuchen wir nun uns ein bild von dem baume zunächst ganz leicht zu skizziren; wir dürfen dies nur mit dem vollen bewufstsein, dafs die aufgabe schwer und die kraft für jetzt noch gering ist.

In welchem näheren oder entfernteren verhältnisse stehn jene vier allein sichtbaren äste der deutschen sprache zu einander? wo haben sie sich getrennt? wie mögen sie verlaufen sein, ehe sie uns sichtbar werden? ist nicht noch irgend wo eine spur eines fünften astes (des altfränkischen) zu entdecken, der uns helfe, die vier andern in ihrem verlauf zu zeichnen? Ueber den fünften hinaus dürfen wir ja wohl keine hoffnung mehr hegen.

Die roheste anschauung setzt das hochdeutsche den drei andern entgegen; wer das thut, nimmt allein die zweite lautverschiebung zum wegweiser, ohne die doch schon wahrscheinlich ein halbes jahrtausend lang das hochdeutsche bestanden hat, macht also die tochter zur mutter. In der dreizehnten nummer des diesjährigen literarischen centralblatts wird ein werk besprochen, dessen verfasser das nordische dem gothisch-germanischen, das heifst den drei andern ästen gegenüberstellt. Der recensent dieses werkes rechnet dagegen das gothische einfach zum nordischen und scheidet beides von dem hoch- und niederdeutschen. Es sollte mich nicht wundern, wenn irgendwo auf englischem

oder niederländischem boden die ansicht aufträte, als sei das niederdeutsche den drei andern entgegenzusetzen; ist ja doch stets das liebe ich dem ausgesetzt, seine nächste umgebung für etwas ganz besonderes zu halten. Das gothische kann einen derartigen einheimischen fürsprecher nicht mehr haben, denn die sind seit lange stumm; aber Jacob Grimm hat die stelle eines solchen genügend vertreten, und das ist keins seiner geringsten verdienste. Nun fehlt noch eine einzige einigermafsen vernünftige anschauung, diejenige, nach welcher ein historisch zusammengehöriges gothisch-hochdeutsch einem nordisch-niederdeutsch gegenüberträte; und eine solche anschauung hat, obwohl ich sie nicht theile, eine menge der überraschendsten thatsachen für sich.

Was hier unsern blick trübt und die frage überhaupt zu einer streitfrage macht, ist eine erscheinung, die ich die ancipität der sprachen nennen möchte. So schliefst sich ja das griechische in gewisser hinsicht dem arischen, in anderer dem italischen unverkennbar eng an, so das keltische dem italischen und andrerseits dem deutschen, so das slavische dem deutschen und doch wieder in merkwürdigen fällen geradezu dem eranischen. Auf welchen grundlagen diese ancipität beruht, kann hier nicht einmal andeutend erörtert werden; eine art physiologie der sprachtrennungen mufs sich einst damit eingehender beschäftigen; für völkerpsychologie ist das eine aufserordentlich lohnende aufgabe.

Nun aber wird es zeit diejenige ansicht zu entwickeln, durch die sich die drei in der überschrift zum ersten male genannten sprachen rechtfertigen und näher bestimmen sollen. Es ist das nur eine ansicht, ein vorschlag oder versuch, keineswegs eine behauptung; wer jenen bescheidenen versuch als eine verfehlte behauptung ansehen und mich von solchem standpunkte aus angreifen will, trifft mich nicht.

Versuchen wir es also einmal folgende ansicht vorzuschlagen zu weiterer prüfung: die älteste einige deutsche sprache, die sich von dem lituslavischen gesondert hatte

und die wir urdeutsch oder wegen des gegensatzes gegen die beiden andern alturdeutsch nennen wollen, lebte eine geraume zeit, bis sich von ihr, vorbereitet durch dialektische verschiedenheiten, eine sprache sonderte, deren jüngsten ausläufer wir kennen und als das gothische bezeichnen. Nach jener sonderung bestand der übrig bleibende theil als mittelurdeutsch jahrhunderte lang in gemeinsamkeit, wenn auch in dialekte geschieden, weiter fort, bis die vorfahren der nordischen völker durch ihre wanderung über das meer ihren besondern weg einschlugen. Was nicht an der wanderung theil nahm, redete das neuurdeutsche (d. h. die neuurdeutschen mundarten), bis hier eine spaltung in hochdeutsch und niederdeutsch eintrat.

Aber von welchen zeiten ist da eigentlich die rede? Eine antwort auf diese frage zu verlangen heifst viel verlangen. Vielleicht ist indessen wenigstens die jüngste sonderung, das ende des neuurdeutschen, uns noch einigermafsen greifbar. Ich denke mir, dafs im zweiten und dritten jahrhundert, als einzelne, und zwar wesentlich ostdeutsche stämme nach süden und westen zogen, dort keltisches land besetzten und die römischen grenzen einschränkten, diese gewaltige erschütterung sie eben zu Hochdeutschen, zu einem besondern volke gemacht hat. Mag man ihnen im allgemeinen auch schon vor diesem ereignisse im wesentlichen den namen der Herminonen beilegen, ich glaube doch, dafs Hochdeutsche erst seit dieser zeit anzunehmen sind und lehne es ab unter den völkerstämmen bei Tacitus Hochdeutsche von Niederdeutschen sondern zu wollen.

Wann aber begann das neuurdeutsche, wann also lösten sich die nordischen völker aus der deutschen heimath ab? Das müssen wunderbar gewaltige ereignisse gewesen sein, die eine nicht ganz kleine volksmasse auf einem oder zwei wegen über das nordische meer hinaustrieben; vielleicht war es der andrang nachrückender Slaven. Solche grofsen ereignisse pflegen weithin ihren wogenschlag zu senden; vielleicht ist in diesem falle der Cimbernzug die letzte spur solchen wogenschlages; dann (aber wir behaupten nichts) wären im zweiten jahrhundert vor

unserer zeitrechnung die wanderungen nach norden und das ende des mittelurdeutschen erfolgt.

Und wiederum, wann begann das mittelurdeutsche und wann fingen die stammväter der uns bekannten Gothen ihre gesonderte sprachexistenz an? Vielleicht (aber wir behaupten wiederum nichts) damals, als die übrigen Deutschen hineinrückten nach Deutschland, dort die keltische völkerwelt in unruhe und zum theil auf die wanderung brachten und die südlichsten solcher Kelten, von ihren eigenen brüdern gedrängt, im anfange des vierten jahrhunderts vor unserer zeitrechnung Rom in schutt und asche legten.

Bestätigte sich das alles, so hätte das alturdeutsche, in unbestimmbarer zeit vom lituslavischen gesondert, im vierten jahrhundert v. Chr. ausgelebt, das mittelurdeutsche hätte sein ende im zweiten jahrhundert v. Chr. gefunden, das neuurdeutsche etwa im zweiten jahrhundert nach unserer zeitrechnung.

Man rede nicht davon, dafs die Gothen noch zu Tacitus zeiten an der Weichselmündung gefunden werden, sich also noch nicht von den andern Deutschen gesondert hätten und erst später nach süden gewandert seien. Von alle dem weifs ich nichts, wenn man den ton auf die Gothen legt; ich weifs nur, dafs bei deutschen stämmen, am schwarzen meer wie an der Weichsel und in Scandinavien, das wort Gothen als volksname üblich gewesen ist; vielleicht war es einst der echte eigenname der noch völlig ungetheilten Germanen.

Erheblicher wiegt schon der einwand, dafs ich die erste lautverschiebung, die doch Grimm ins zweite jahrhundert unserer zeitrechnung zu setzen geneigt ist, wenn er auch für die westlichen stämme eine frühere zeit zugiebt, dann in ganz graue fernen rücke. Dieser wunderbare gang der laute, so viel ansätze dazu sich auch in andern sprachen finden, mufs doch im deutschen nothwendig zu einer zeit erfolgt sein, als noch alle deutschen stämme eine geschlossene einheit bildeten, vielleicht also schon mehr als vierhundert jahre vor unserer zeitrechnung. Dann

müssen alle die deutschen namen, die uns seit den zeiten des Cimbernkrieges überliefert sind, schon längst verschoben sein, von unverschobenen uns jede spur mangeln. Von den neun formeln der lautverschiebung lasse ich aber drei überhaupt beim deutschen unberücksichtigt, das sind die drei, in welchen wir die alten aspiratae untergehn und durch mediae ersetzt sehn. An diesem wechsel nimmt ja das ganze lituslavische, das ganze keltische und ziemlich häufig auch das älteste italische theil, und zwar in so durchgreifender weise, dafs wir hier nothwendig einen einzigen geschichtlichen vorgang aus den zeiten vor der trennung dieser sprachen annehmen müssen; es ist also ungenau zu sagen, dafs im deutschen aspirata zur media geworden sei; der vorgang traf nicht die deutsche, sondern viel eher die westindogermanische aspirata. Prüfen wir dagegen die sechs andern formeln:

1) g : k. Die Marcomanni haben das k (wodurch sie z. b. dem lat. margo gegenüberstehn) schon bei Caesar, Asciburgium schon sec. 1; Thumelicus sec. 1 ist gleichfalls schon verschoben, mag in der letzten silbe goth. leik corpus oder -leiks similis liegen. Ebenso hat *Σεσίθακος* bei Strabo schon das k des goth. thagkjan, nicht mehr das g des altlateinischen tongere. Wenn Strabo einen Sigambrernamen im genetiv *Βαιτόριγος*, nicht *-κος* schreibt, so folgt er damit gallischen analogien wie *Ἀδιατόριγος*; dem deutschen namen kam gewifs schon der k-laut des goth. reiks zu. Die silva Bacenis bei Caesar setzt Grimm zu hochdeutschem Buchonia, zu lateinischem fagus u. s. w., nimmt also selbst hier schon lautverschiebung an, während Glück darin das alts. und altn. bak tergum, ags. bäc sucht. Dafs im dritten jahrhundert die Gothen Cniva und Gundericus schon die tenuis haben, ist nach alledem selbstverständlich.

2) d : t. Die Tubantes, *Τούβαντοι* haben sec. 1 schon das t von dem späteren Twente, Northtuianti, nicht mehr das d vom lat. duo u. s. w., zu dem Grimm den namen stellt. Ebenso zeigen die Chatti, Chattuarii schon dasselbe

t, das wir noch im sächsischen gau Hatterun bewahrt finden.

3) b : p, bekanntlich der mifslichste fall der lautverschiebung. Erwähnt werden mag, dafs der *Λουπίας* (die Lippe) schon bei Strabo den sächsischen consonanten hat.

Nicht das geringste widerspricht also der annahme, dafs media bereits lange vor Caesars zeiten in deutschen namen sich zu tenuis erhoben habe. Schon das verstärkt unsere vermuthung, dafs auch die verschiebung der tenuis zur spirans resp. aspirata (wenn goth. th wirklich als momentaner laut anzusehn ist) zu einer sehr frühen zeit vor sich gegangen sei. Doch werden wir es den Römern, durch deren vermittelung wir allein diese namen kennen, nicht verargen, wenn sie uns zwar das p : f deutlich wiedergeben, das k : ch und das t : th aber uns oft nicht erkennen lassen, indem sie die unrömischen ch und th meiden.

4) k : ch, h. Schon im ersten jahrhundert vor unserer zeitrechnung erschallt der name Cherusci, der auf jeden fall schon verschoben ist, mag er sich an gothisch hairus anlehnen oder sonst einen ursprung haben. Auch die Harudes führt uns schon Caesar an, und Grimm, der sie zu hart silva stellt, mufs hier gleichfalls schon frühe lautverschiebung annehmen. Im ersten jahrhundert unserer zeitrechnung sehen wir reines h in Bojohaemum (*Βουΐαιμον*), wo doch die urverwandten sprachen klares k haben. Aus demselben jahrhundert überliefern uns die Römer die schreibungen Chamavi, Chatti, Chasuarii, Chauci, Chariovalda trotz ihrer abneigung gegen das ch. Die Chamavi stimmen schon zum späteren Hamaland, die Chauci zu Hugmerchi und zu den ags. Hugas. Der inselnamen *Βύρχανις* Burchania aus sec. 1 kann nicht mehr die altindogermanische aspirata haben, da diese längst nicht mehr existirte, sondern es mufs hier schon die junge aus tenuis verschobene spirans vorliegen, was auch die etymologie des namens sei. Diesen thatsachen gegenüber wird man doch nicht etwa das späte und entlegene Caucalandensis bei Ammian in anschlag bringen. Auch das inlautende c von

Chauci verschlägt nichts; dafs auch hier eine spirans gegolten hat, zeigt die griechische schreibung Καῦχοι (der Vellejus mit seinem Cauchi folgt); hier ersetzten die Griechen die anlautende spirans ihrem lautgesetze gemäfs durch tenuis, während die Römer, denen es zu viel zumuthen hiefse, wenn sie echtes Chauchi hätten schreiben sollen, meistens die tenuis im inlaute schrieben. Catualda und Catumerus halte ich für ungenaue schreibungen. Die silva Caesia bei Tacitus wäre noch unverschoben, wenn wir sie in dem altsächsischen Heissi wiederfinden müfsten; das ist aber keineswegs der fall; Coesfeld, bei dem noch im mittelalter ein mons Coisium liegen soll, hat mindestens eben so grofse ansprüche auf zusammenstellung mit Caesia. Auch die Caninefates des ersten jahrhunderts wollen wir doch nicht mit Grimm zu unverschobenem centum u. s. w. stellen; er stutzt freilich mit vollem rechte schon selbst, wenn er an Kenemare, Kenmerland, Kinnin, Kinhem dabei denkt; wahrscheinlich liegt der name eines kleinen flüfschens darin.

5) t : th. Das oben angeführte Σεσίθακος bei Strabo zeigt schon den gehauchten laut. Selbst Δευδόριξ bei Strabo spricht mehr (sowohl im anlaute als inlaute) für th als für t; die schreibung ist wohl erst durch keltische vermittelung ungenau geworden. Die Römer aber bringen uns in ihrem Teutoni, Teutonoari, Teutobod, Teutoburg, Canninefates, Catualda, Catumerus lauter t, wo ich doch, selbst für die zeit des Cimbernkriegs, schon verschobene th annehme. Gerade diese t hat man wohl ohne grund besonders schwer wiegen lassen, wenn man einen späteren eintritt der lautverschiebung darthun wollte (übrigens ist in der that wenigstens die schreibung Theutoni in den handschriften nicht selten). Nerthus aber hat ganz richtig sein th, wie das altn. Niörðr es verlangt.

6) p : f. Die beiden von Ptolemaeus überlieferten ortsnamen Λούπφουρδον und Τουλίφουρδον zeigen uns das gemeindeutsche f des bekannten ortsnamenelements, nicht mehr das unverschobene p der verwandten sprachen; eben so stehen die hier abermals zu erwähnenden Caninefates

dem skr. patis u. s. w. entgegen. Und wenn die Frisii sich wirklich mit einem aus der asiatischen heimat mitgebrachten namen benannt haben, der dem der Perser gleich oder nahe steht, so darf doch das vorhandensein der lautverschiebung uns nicht stutzig machen. Die Usipetes darf man aber durchaus nicht als unverschoben den Caninefates entgegenstellen, denn jetzt ist es wohl als sicher anzusehn, dafs in diesem -etes nur eine keltische pluralendung liegt (Zeuss gramm. Celt. I, 297 f.). Das verderbte Pranci für Franci auf der tab. Peuting. wird man vollends nicht in anschlag bringen.

So steht also nichts dem entgegen, dafs man die erste lautverschiebung und damit die alturdeutsche sprache bis in sehr ferne jahrhunderte zurückversetzt. Im übrigen beschränke ich mich darauf, aus meinen vorhandenen schon ziemlich reichen sammlungen über das alturdeutsche, dessen existenz ja niemand bezweifeln kann, nur wenige andeutungen zu geben; das mittel- und neuurdeutsche sind es ja nur, deren berechtigung ich darzuthun habe.

Dem alturdeutschen ist mit seinen schwestersprachen der kampf gegen das vorherrschen des alten a gemeinsam, doch mit grofsen eigenthümlichkeiten, und ohne dem a so viel von seiner sphaere zu entziehn, wie es z. b. das lateinische und griechische thut. Fünf oft wiederkehrende lautübergänge müssen dieser periode schon zugeschrieben werden, nämlich a : i, a : u, â : ô, ai : ei, au : iu, sämmtlich auf einschränkung des a-lautes berechnet und mit ausnahme des dritten entschiedene schwächungen. Hiedurch gewinnt aber der begriff der schwächung bei deren regelmäfsiger wiederkehr eine gewisse bedeutung und diese schwächung neben der altindogermanischen steigerung vollendet erst das wunderbare deutsche ablautssystem.

Was die auslautenden vocale angeht, so sind die meisten erscheinungen des Westphalschen auslautsgesetzes nicht dem leben der gothischen, sondern der alturdeutschen sprache zuzuschreiben. Manche fälle von synkope, so wie auch gewisse spuren von umlaut (jedenfalls einige epenthesen) werden dem alturdeutschen nicht abgesprochen

werden können, ebenso wenig wie hie und da ein vocaleinschub. Im consonantismus gehört dieser periode, wie gesagt, die ganze lautverschiebung mit vielen fällen ihrer unterlassung und wenigen ihrer beschleunigung an. Auslautende consonanten (d. h. solche, die keinen vocal hinter sich gehabt haben) werden zwar nicht in dem maſse getilgt wie im urslavischen, doch fallen wenigstens die dentale t, th, d stets ab (deshalb muſs auch der ablat. sing. untergehn). Das s des nom. sing. schwindet bei stämmen auf -ra, wenn vor dem r ein vocal vorhergeht, wie im latein, nachdem synkope des a eingetreten ist. Die endung -am des acc. sing. masc. und fem. fällt ab, im gen. plur. ebenso das m der endung -âm. Das alte m in den zahlen 7, 9, 10, das noch einige der lituslavischen sprachen haben, ist im alturdeutschen schon zu -n geworden. Assimilationen von consonanten finden nur wenige statt, die sichersten fälle sind nv : nn, sm : mm und ln : ll. Anlautende consonantengruppen werden öfters verstümmelt, wenn der zweite consonant ein v ist; so wird mehrmals sv : s, thv : th, kv : v, gv : v. Wie schon jenseits des urdeutschen dentale ten., med. und aspir. vor t zu s werden, so dehnt das deutsche in seiner ältesten periode diese erscheinung dahin aus, daſs es auch gutturale und labiale ten. und med. (von aspiraten ist nicht mehr die rede) vor t in die entsprechenden spiranten verwandelt, also kt und gt wird ht, ebenso wird pt und bt zu ft; im umbrischen, oskischen und altirischen finden sich schon ansätze zu diesem wandel, ihn zu einem gesetze zu erheben ist speciell deutsche eigenthümlichkeit. Mannigfache verstümmelungen von consonantenverbindungen kennt auch schon das alturdeutsche; die durchgreifendste ist die, daſs statt eines nicht mehr erlaubten nh entweder h oder ng eintritt.

Der alturdeutsche sprachschatz besteht aus vier schichten: 1) altindogermanisches sprachgut, 2) speciell germanoslavische wörter, 3) eigenthümlich deutsche stammwörter, 4) eigenthümlich deutsche, aber gewiſs schon urdeutsche ableitungen und zusammensetzungen. Die erste dieser schich-

ten erkennen wir schon jetzt als eine ziemlich grofse, die zweite dagegen scheint noch dünn zu sein und läfst auf eine nicht lange dauer der germanoslavischen periode schliefsen. Die dritte ist auffallend grofs, sie mufs aber bei fortschreitender wissenschaft nothwendig kleiner werden; es mufs auch einmal die vielfache berührung zwischen germanischem und lappisch-finnischem besonders behandelt werden, und sollte es sich zeigen, dafs diese berührung namentlich solche ausdrücke betrifft, die nicht dem urindogermanischen sprachschatze angehört haben, so eröffnet sich der sprachwissenschaft eine ganz neue perspective. Die vierte schicht endlich dehnt sich mächtig aus, am mächtigsten auf dem gebiete der schwachen verba; sie giebt zeugnifs von einem langen bestande des alturdeutschen. Diesen vier schichten gegenüber steht ein nicht geringer kreis von wörtern des älteren indogermanischen sprachschatzes, welche erst während der alturdeutschen, zum theil wohl schon während der germanoslavischen periode verloren sind. Diese einbufse ist aber durch neuschöpfungen überreich ersetzt oder vielmehr erst in folge dieser neuschöpfungen eingetreten.

In der flexion ist das alturdeutsche kaum mehr schöpferisch gewesen, es hat aufser den lautlichen veränderungen fast nur einbufsen erlitten. Die stammerweiterung durch -n (schwache decl.) erstreckt sich im sanskrit nur auf einzelne casus, ergreift aber im deutschen häufig das ganze wort, doch wohl zunächst nur bei masculinen. Eine stammverkürzung tritt bei den neutris auf -is (altes -as) schon früh im singularis ein, wo dieses suffix meistens verloren geht, so dafs später die endung (z. b. ahd. -ir) als eine blos plurale erscheint. Drei casus, locativ, ablativ und instrumentalis, und ein numerus, der dualis, sind schon im urdeutschen fast ganz verkümmert, ja schon vor den letzten vorhergehenden völkertrennungen sind diese formen sehr in den hintergrund getreten gewesen. In der pronominalen declination giebt es eine speciell deutsche erscheinung, den acc. sing. masc. auf -na, über deren erklärung man sich bisher noch nicht hat einigen können. Bei den

adjectiven ist es dem deutschen eigenthümlich, dafs ein jedes derselben bald nach der pronominaldeclination, bald als substantivischer stamm auf -n behandelt wird. Das adjectivsuffix -eina (z. b. goth. gultheina) wird im germanischen auch für die possessivpronomina und dann auch für den gen. sing. des personalpronomens (meina, theina, seina) verwandt.

Bei der conjugation bethätigte sich das sprachleben des alturdeutschen unter anderm in folgenden vorgängen: Wie das augment schon früher aufser gebrauch gekommen war, so begann auch das eigentliche zeichen des perfectums, die reduplication, zu schwinden, und die früher beim perfectum nur eine secundäre bedeutung habenden vocalveränderungen in der wurzelsilbe wurden nunmehr das eigentliche zeichen der tempusunterschiede; zu der urindogermanischen steigerung im perfectum tritt eine speciell deutsche schwächung im praesens und part. pass. hinzu. Von den fünf ursprünglichen indogermanischen tempusformen ist das imperfectum schon jenseits des slavogermanischen untergegangen, erst das alturdeutsche verliert auch das futurum und den aorist, die im slavogermanischen beide noch vorhanden waren; so bleibt auf deutschem gebiete nur praesens und perfectum übrig. Bei den modis geht in dieser periode keine veränderung vor sich, denn der conjunctiv ist schon jenseits des slavogermanischen aufgegeben, der indicativ, optativ und imperativ ragen noch bis in die deutsche zeit hinein. Während die tempusbildungen mit wz. as dem untergange geweiht sind, schafft dagegen das alturdeutsche in der wz. dhā ein neues determinatives element für tempusbildungen, welches dem slavogermanischen noch unbekannt war. Das passivum beginnt wohl schon jetzt zu verkümmern. Zahlreicher als bei andern sprachen entwickeln sich die praeteritopraesentia bei besonders häufigen geistigen begriffen.

Nicht gering ist die anzahl derjenigen wörter, deren bedeutung sich schon im alturdeutschen verschoben hat; es finden sich darunter anziehende beispiele von einer selbständig deutschen auffassung der begriffe.

Von syntax kann bei einer nicht zur literatur gekommenen sprache kaum die rede sein.

So viel in schnellem fluge über die älteste periode unserer sprache. Sie endete damit, daſs die Gothen auf der wanderung hinter den andern stämmen zurückblieben und daſs das gothische seinen besondern weg einschlug, auf dem es uns aber, erst spät, vielleicht nach obiger hypothese erst mehr als siebenhundert jahre nach jenem ereignisse, verhältniſsmäſsig kurze zeit vor seinem fast völligen untergange bekannt wird.

Die andern deutschen mundarten scheinen sich nach der trennung des gothischen noch ein paar jahrhunderte lang gemeinsam weiter entwickelt zu haben; diese periode gemeinsamer entwickelung wage ich hier zum ersten male mit dem namen der mittelurdeutschen zu bezeichnen. Ist etwas an dieser sache, so werden folgende vorgänge des sprachlebens, die nicht einer zufällig gleichen entartung der einzelnen getrennten sprachzweige anzugehören scheinen, in diese periode fallen:

Der vocalismus bereichert sich um mehrere laute; das î und û, welche im alturdeutschen wohl nur in ansätzen vorhanden waren, gelangen zu voller entfaltung und das ältere ei geht häufig in dies jüngere î über. Auch ein kurzes o tritt auf und zwar an stelle von manchem älteren u; man vergleiche goth. fula (pullus) zu altn. foli, ahd. folo, ags. fola; goth. hulths (carus) zu altn. hollr, ahd. holt, ags. hold; goth. auhsa (bos) zu altn. oxi, ahd. ohso, ags. oxa; goth. dauhtar (filia) zu altn. dôttir, ahd. tohtar, ags. dohtor; goth. haurn (cornu) zu altn., ahd., ags. horn u. s. w. In die stelle der dadurch gewissermaſsen vacant werdenden u rücken manche vom a her ein, denn der während der alturdeutschen periode bemerkte kampf gegen das übergewicht des a hat hier seinen weiteren fortgang. So wird z. b. die plurale dativendung -am zu -um und nur in einem speciellen dialekt, dessen spätere spuren uns in den schleswigschen runeninschriften bewahrt sind, scheint das alte -am unangetastet geblieben oder wiederhergestellt zu sein. Eine verwandlung des u

zu i, die wir im dat. sing. des persönlichen pronomens der zweiten person finden (goth. thus, thuk tibi, te gegen das i der andern sprachen) ist nicht blos rein lautlich, sondern entsteht wohl zugleich aus dem streben, die zweite person mit den stämmen mi und si der beiden andern in übereinstimmung zu bringen.

Die wichtigste verwandlung auf dem gebiete der consonanten ist die massenhafte vertretung von altem s durch r; schon im alturdeutschen mag etwas an dem bestande des alten s gerüttelt sein, wie das gothische tönende z zu bekunden scheint. Beispiele für diesen allbekannten lautwechsel zu geben unterlasse ich; sie begegnen ja in stammsilben sowohl als endungen unendlich oft; vor andern consonanten ist diese entartung nur auf einzelne fälle, namentlich sj und sd beschränkt (man vergleiche goth. laisjan, nasjan, huzd, gazds, mizdo, razda mit ihren verwandten in den andern deutschen sprachen). Ein sv scheint noch unentstellt geblieben zu sein; vgl. den suevischen namen Nasua bei Caesar mit altn. Narvi. Auch für das alte nominativzeichen -s nehme ich sowohl bei substantiven als pronominen mittelurdeutsches -r an, das später im nordischen blieb, im hoch- und niederdeutschen aber bei substantiven abfiel. Dafs auch aufserhalb der eigentlich nordischen gegenden in substantiven einst ein -r gegolten habe und nicht etwa das -s unmittelbar abgefallen sei, davon liefert z. b. der wohl auf alter überlieferung beruhende Mennor bei Frauenlob für den taciteischen Mannus ein anziehendes zeugnis; und ist wirklich auf dem tondernschen horne Hlevagastir Holtingar zu lesen (vgl. liter. centralblatt 1868, no. 10), so braucht darum noch nicht nordischer dialekt angenommen zu werden. Der ganze vorgang ist gewifs zuerst im inlaute zwischen zwei vocalen eingetreten, dann von da auch in die nominative geschlichen, ganz wie im lateinischen. Und wenn jene hypothese, dafs das mittelurdeutsche etwa das vierte, dritte und zweite jahrhundert v. Chr. erfüllt hat, in der that begründet ist, so steht auch darin germanisches und lateinisches sich nahe, dafs etwa um dieselbe zeit in beiden getrennten

sprachen derselbe übergang eingetreten ist. Ist das ganz zufall? Ich glaube in der that daran, dafs selbst getrennte sprachen, ohne dafs an zufall zu denken ist, von gemeinsamen lautübergängen ergriffen werden können (noch in weit späterer zeit wird t zum z-laute, ô zu uo gleichzeitig im hochdeutschen und romanischen).

Verstümmelungen von consonantengruppen werden sich bei weiterer forschung noch manche dem mittelurdeutschen zuweisen lassen. Wenn von dem dv des goth. fidvor (quatuor) im altn. fior, ahd. fior, alts. fiwar, ags. feover das d eingebüfst wird, dagegen von dem tv des goth. gatvo im altn. gata, ahd. gaza, ags. gate das v dem härteren laute unterliegt, so wäre das ein wunderbarer vorgang, wenn er in allen übrigen sprachzweigen gleichmäfsig und nicht vielmehr vor deren trennung geschehen wäre. Die 3. pers. sing. ist (est) scheint in dieser periode ihr t verloren zu haben; dafür spricht das altn. er, ags. is, alts. is, woneben freilich im Heliand schon ist eintritt. Dafs im althochdeutschen und zuweilen im altsächsischen das t noch erscheint, ist wohl nur der analogie der andern verba zu verdanken; das ist wohl nicht ein bewahren, sondern ein wiedereinführen des alten.

Ueber die erscheinung, dafs viele gothischen aspiraten (resp. spiranten) in den andern deutschen sprachen, also wahrscheinlich in der mittelurdeutschen periode, zu medien herabsinken, hat Lottner in d. zeitschr. XI, 188 ff. gehandelt, woselbst die beispiele nachzusehen sind.

Bemerkenswerth ist noch, dafs sich in der dentalen reihe im altnordischen, angelsächsischen, altsächsischen zwei aspiraten, eine harte und eine weiche, entwickeln, von denen die letztere nur in- und auslautend, nie anlautend auftritt. Im hochdeutschen ist dieser unterschied wieder zu grunde gegangen, da beide in die media übergingen. Aber die spaltung dieser aspiraten mufs dem mittelurdeutschen angehören.

Der sprachschatz mufs in dieser periode mannigfache einbufse erlitten haben; substantiva wie goth. ahaks (columba), milith (mel), adjectiva wie kaurs (gravis), bauths

(surdus), manvus (paratus), partikeln wie ei (ut), uf (sub), and (per) gehn den andern deutschen sprachen ab. Das pron. interrog. verliert seinen plural (goth. noch acc. plur. hvans), ebenso sein fem. sing. (goth. noch hvô). Auch die spuren der alten part. perf. act. (goth. beruseis, jukuseis) verschwinden völlig, und die substantiva auf -ubni, die instrumentalen adverbia auf -ba (nebst -bai in ibai und jabai), die den andern deutschen sprachen mangeln, werden keine gothischen neuschöpfungen gewesen sein.

Welchen ersatz sich die sprache um diese zeit für mannigfaltigen abgang durch neue ableitung oder zusammensetzung gebildet habe, das zu entscheiden fällt schwer, da der gothische sprachschatz uns so lückenhaft überliefert ist; das unbelegtsein eines wortes im gothischen darf nicht als beweis für dessen fehlen gelten. Aber wenn dem altn. konûngr, kôngr, ahd. kuning, ags. cyning nur ein goth. reiks gegenübersteht, dem altn. verold, ahd. weralt, alts. worold, ags. veruld nur ein goth. manaseths oder fairhvus, dem altn. flesk, ahd. fleisc, alts. flêsc, ags. flæsc nur ein goth. mammo oder mims, dem altn. heilagr, hâligr, ahd. heilag, ags. hâleg nur ein goth. veihs, dem altn. vinstri, ahd. und alts. winistra, fries. winistere, ags. vinstra nur ein goth. hleiduma, dem altn. hundrað, ahd. hundert, altfries. honderd, ags. hundred nur ein goth. hunda entspricht, so werden wir, wenn auch im einzelnen ein wort im gothischen verloren sein könnte, doch in vielen fällen die entstehung der ableitung oder zusammensetzung der zeit des mittelurdeutschen zuschreiben müssen. Gewifs ist, dafs die zusammensetzung der pronominalstämme ta + sja (nhd. dieser) der periode des mittelurdeutschen angehört.

In der flexion geht die alte durchsichtigkeit der formen mit starken schritten unter. Die spuren der i- und u-declination beim adjectivum verschwinden völlig. Es beginnt die neigung starke verba in die schwache conjugation umzusetzen zuerst bei denjenigen verbis, die nicht durch eine grofse anzahl von analogien geschützt sind. So gerathen z. b. die im gothischen noch klaren verba

vaian und saian in verwirrung und schwanken in den einzelnen mundarten zwischen starker und schwacher bildung; nur das angelsächsische scheint sich doch zuletzt blos wieder für die starke zu entscheiden.

Die perfectreduplication beginnt sich zu verwischen, doch behält diese periode (und auch noch die neuurdeutsche) noch immer beide consonanten, den der stamm- und den der reduplicationssilbe. Der dual beim verbum geht immer mehr unter, verschwindet jedoch in einzelnen mundarten noch immer nicht völlig. Vollständig aber verschwindet das nach art des griechischen, indischen und eranischen gebildete urdeutsche mediopassiv, welches die Letten und Slaven ebenso verloren haben wie alle ungothischen stämme der Germanen.

Von bedeutungsveränderungen werden sich bei weiterem forschen manche beispiele finden lassen; ich erwähne z. b. das eben gebrauchte wort finden, das im gothischen cognoscere, im altn., ahd., ags. fast nur invenire bezeichnet. Zum bedeutungswechsel gehört eigentlich auch der genuswechsel; das goth. neutrum sigis (victoria) scheint z. b. im mittelurdeutschen zum masculinum geworden zu sein, vielleicht durch mifsverstand des in dieser periode zu r gewordenen s.

Mittelurdeutsche sind es gewesen, die über das meer hin wahrscheinlich auf verschiedenen wegen, zumeist wohl von der südöstlichen ecke der ostsee her, nach Skandinavien auswanderten. Diese auswanderer waren aber zu den verschiedensten stämmen des volkes gehörig, und so kommt es, dafs eine nicht geringe anzahl deutscher völkernamen mit über das meer in die neue nördliche heimath übergeführt werden. Zwei solcher völkernamen knüpfen sich an die beiden gröfseren auf dem seewege liegenden inseln, Gothland und Bornholm (Burgundarholm); auf dem skandinavischen festlande erscheinen aufser den Gothen auch Heruler und Rugier; die skandinavischen *Φιραῖσοι* des Ptolemaeus erinnern an die Friesen, die *Αἰλουαίωνες* dagegen an die skandischen Hilleviones, und dafs auch die Suiones des Tacitus ihren namen von süden her schon mitgebracht

haben, wird durch die nördlich vom schwarzen meere erwähnte Svîthioð der Ynglingasaga wahrscheinlich.

Die stammväter der Gothen und die der Skandinaven haben also zuerst ihre besonderen wege eingeschlagen; beide stämme waren im anfange die östlichsten Germanen und hatten als solche den stofs nachdringender völker auszuhalten, wurden also auch am ersten von der seite ihrer blutsverwandten abgesprengt. Worin das gothische zum altnordischen tritt, beruht zum theil (und solche punkte habe ich eben eine anzahl erwähnt) auf dieser reihenfolge der sprachtrennungen, zum theil aber (und das geht uns hier nichts an) gewifs auch darauf, dafs beide mundarten als die der östlichsten Germanen vor der trennung schon in engerer beziehung zu einander standen als zu den übrigen germanischen dialekten; denn die sprachtrennungen gehn schwerlich plötzlich, sondern mehr allmählich vor sich; es giebt einen übergang zwischen voller sprachidentität und voller geschiedenheit.

Was nach allen jenen völkerzügen, die sich noch in weit spätere zeit fortsetzten, südlich von der ostsee übrig blieb, bildete die völker der neuurdeutschen zeit; was ihnen sprachlich gemeinsam ist, nenne ich die neuurdeutsche sprache, die gewifs wieder ihre mannigfachen mundarten gehabt hat. Ihre zeit wird etwa dem letzten vorchristlichen und den beiden ersten jahrhunderten unserer zeitrechnung angehören.

In bezug auf die vocale des neuurdeutschen hebe ich heraus, dafs, wenn auch gewifs in dieser periode das alte a an umfang verliert, dennoch dasselbe sicher in manchen fällen bewahrt blieb, wo wir es in dem zu literatursprachen gewordenen gothischen und althochdeutschen schon entartet finden. So ein fall liegt z. b. im gen. und dat. sing. der substantive auf -an vor (goth. hanins, hanin, ahd. hanin, aber ags. hanan, altn. hana, altfries. hona, alts. hanon).

Zwischen u und i scheint mannichfacher wechsel stattzufinden; so z. b. goth. trudan, altn. troða, aber ahd. tretan, alts. tredan, ags. tredan, altfries. treda u.s.w.;

dagegen goth. leitils, altn. lîtill, aber ahd. luzil, liuzil, luzich, alts. luttil, luttic, ags. lytel neben litel.

iu ist wohl schon neuurdeutsch in einigen fällen zu û geworden: ahd. sûfu bibo, lûchu claudo, sûgu sugo, ags. sûpe, lûce, sûce.

Im consonantismus ist die wichtigste erscheinung das abfallen des aus s entstandenen schliefsenden r. Wir finden es erstens bei allen nominativen der masculinen substantiva, wo dem goth. fisks, hairdeis, sunus, balgs, dem altn. fiskr, hirdir, sonr, belgr in den andern sprachen nur formen ohne diesen schlufsconsonanten entgegenstehn. Dasselbe wird auch wohl der vorgang im nom. der fem. von i-stämmen gewesen sein, wo im altnordischen (z. b. âst gegen goth. ansts) wohl erst nach der sonderung dieser sprache das r abgefallen ist, um eine übereinstimmung mit den andern femininen hervorzubringen. Ferner im gen. sing. fem. von i-stämmen (goth. anstais, altn. âstar, ahd., alts., ags. und altfries. ohne auslautenden consonanten); endlich im nom. plur. der n-stämme (goth. hanans, tuggons, altn. hanar, tungur, in den übrigen sprachen ohne den letzten laut).

Grofse veränderungen scheint der sprachschatz im neuurdeutschen erlitten zu haben. Eine nicht geringe anzahl von wörtern, die uns im gothischen und altnordischen begegnen, mangeln mit merkwürdiger übereinstimmung in den übrigen sprachen. Ich hebe als beispiele folgende substantiva hervor: goth. niuklahs, altn. nŷklakinn neugebornes kind, goth. fraiv, altn. frio same, goth. hallus, altn. hallr der fels (wogegen das fem. altn. höll, ahd. halla auch in den andern sprachen lebt); auch das goth. sauil, altn. sôl sonne verkümmert wenigstens in den andern sprachen, die es nur noch in spuren haben. Im pronomen ist auffallend das untergehn des goth. sis, altn. sér (sibi), desgleichen der des goth. hvarjis, altn. hverr (quis). Im verbum tritt neben das goth. im, is, altn. em, ert (sum, es) im ahd. bim, bist, im ags. beóm, bist u. s. w., woneben indessen das alte wort noch zum theil

fortbesteht. Die erst im alturdeutschen entstandenen (den verwandten sprachen fremden) an das part. perf. pass. der starken verba angelehnten verba auf -nan, welche einen ursprünglich stets passiven sinn haben, sterben im neuurdeutschen wieder aus (goth. auknan, batnan, bignan, bruknan, altn. batna, blikna, brotna, dafna und viele andere).

Nicht verschwiegen werden darf, dafs viele wörter im gothischen und altnordischen fehlen, in den andern sprachen aber vorhanden sind; auf diese erscheinung darf bei der lückenhaftigkeit des uns überlieferten goth. sprachschatzes nur wenig gegeben werden. Doch mögen namentlich manche zusammensetzungen, in denen althochdeutsch, altsächsisch und angelsächsisch zu einander stimmen, wirklich erst im neuurdeutschen gebildet sein, wenn das auch niemals von einem einzelnen bestimmten falle behauptet werden darf.

Dagegen scheinen dem neuurdeutschen mit ziemlicher gewifsheit manche neue ableitungen anzugehören; man vgl. ags. väter, alts. watar, ahd. wazar mit goth. vato (gen. vatins) und altn. vatn; ahd. apant, alts. aƀand, ags. æfen mit altn. aptan, aftan; alts. himil, ahd. himil, altfries. himul mit goth. himins, altn. himinn; ahd. tugund, ags. duguð mit altn. dygð. Das ahd. geist, ags. gâst, alts. gêst begegnet im gothischen und altnordischen noch nicht; das altn. jastr fermentum ist zwar verwandt, gehört aber nicht unmittelbar dazu. Man halte ferner alts. dunkal, ahd. tunchal obscurus zu altn. dökkr. Auffallend ist auch, dafs ahd. grôz, ags. greát im gothischen und altnordischen fehlen; dadurch wird es wahrscheinlich, dafs hier eine neuurdeutsche ableitung vorliegt, dann aber wird die zusammenstellung mit lat. grandis hinfällig. Die ahd., ags., alts. gerundia fehlen ebenfalls dem gothischen und altnordischen; sind sie deshalb wirklich als neuurdeutsche ableitungen anzusehn, so dürfen sie nicht, wie bisher mehrfach geschehen, an sanskritbildungen angeschlossen werden.

Nun zur flexion, deren leben von jetzt ab nur noch

eine reihe von grenzverrückungen darstellt; es gilt hier das recht des stärkeren (sprachlich ausgedrückt die analogie). Die schwache declination dringt in das gebiet der starken und reifst hier den gen. plur. an sich (ahd. taganô dierum, mhd. tagen, mnl. daghen, ags. dagena, altfries. degana). Das masc. und neutr. überwältigen das fem.; denn die feminina der comparative haben im gothischen und altnordischen einen i-vocal gegen a im masc. und neutr. (goth. fem. maizei, blindozei, altn. blindari), während in den übrigen sprachen dieser feine unterschied verwischt ist. Der acc. sing. des reflexivpronomens nimmt die stelle mit in besitz, die früher ein eigener dativ (goth. sis, altn. sér) ausfüllte. Der acc. sing. des personalpronomens (mich, dich) wirft sein k und h in den acc. plur. hinüber; er lautet ahd. unsih, iwih, ags. ûsic, eóvic, und so wird er auch wohl eine zeit lang im altsächsischen gelautet haben; dem gothischen und altnordischen (uns, oss, izvis, yðr) ist diese erscheinung noch unbekannt. Der nom. plur. reifst den acc. in allen den fällen an sich, in denen sich beide casus bis dahin noch unterschieden hatten; es scheiden sich noch gothisch fiskos -fiskans, harjos-harjans, sunjus-sununs, balgeis-balgins, ansteis-anstins, blindai-blindans; auch altnordisch fiskar-fiska, hirdar-hirda, synir-sonu, belgir-belgi, blindir-blinda, aber althochdeutsch gilt für beide casus visca, hirta, suni, belgi, ensti, blinde, alts. fiscôs, hirdjôs, blindâ, ags. fiscas, hirdas, blinde u. s. w. Eine abgeleitete form gesellt sich zu der primitiven, um diese zu verdrängen, im gen. plur. des zweiten zahlworts; er heifst goth. tvaddje (duorum), altn. tveggja, ahd. zueio, ags. tvêga; daneben aber tritt ein ahd. zueiero und ags. tvêgra ein, welches sich im neuurdeutschen gebildet zu haben scheint; eben so verhält es sich mit goth. baddje und ags. bêgra.

In der conjugation ist die wichtigste erscheinung des neuurdeutschen, dafs der optativ sich in der 2. pers. sing. des perf. in den indicativ einnistet, und zwar bei allen starken verben; so heifst es goth. vast eras, altn. vart,

aber ahd. wâri, ags. være, altfries. wêre. Ein eindringen des perf. in das praes. beobachten wir in den ahd., alts. und ags. nebenformen sindun, sindon für sind. In bezug auf die reduplicirten perfecta werden wir annehmen müssen, dafs im neuurdeutschen die wiederholung des consonanten noch nicht aufgegeben, der vocal der wurzelsilbe aber schon synkopirt ist; darauf führt uns die erwägung des ags. heht, leolc, reord, leort für haihait, lailaik, rairoth, lailot.

Auch bedeutungs- und genusverschiebungen scheint das neuurdeutsche manche erlebt zu haben; ich hebe heraus unser wort fleisch, das im altn., schwed. und dän. (flesk, fläsk, flesk) übereinstimmend speck bedeutet, dagegen ahd. fleisc, alts. flêsc, ags. flæsc, engl. flesh nnl. vlêsch, fries. flâsc die bedeutung von caro angenommen hat. Das ahd. ôstra, ags. eástran scheint erst neuurdeutsch auf eine bestimmte zeit (fest der Ostara) bezogen zu sein, daher im hochdeutschen, sächsischen und angelsächsischen die anlehnung an das christliche fest, für welches das gothische und altnordische noch das hebr. pascha gebrauchen. Goth. namo und altn. nafn sind noch neutra wie das lat. nomen, hochd., ags. und altfries. gilt das männliche geschlecht. Goth. kinnus und altn. kinn sind fem., dagegen ahd. kinni und ags. cinne masc., goth. lithus, altn. liðr sind masc., ags. und ahd. tritt daneben auch neutraler gebrauch ein. Dergleichen wird sich noch viel mehr finden lassen.

Hat das neuurdeutsche bis ans ende unseres zweiten jahrhunderts gelebt, so gehören die alten uns von den Römern überlieferten namen sämmtlich dieser periode an. Den Römern aber erschollen diese namen, mochten sie sich auch auf ferne stämme wie Gothen und Marcomannen beziehn, zumeist am Niederrhein. Dort aus ubischem oder sigambrischem munde gelangten gewifs die nachrichten über die Cherusker und deren bündnisse nach dem standlager zu Colonia Agrippina. Diese völker am Niederrhein sind aber die stammväter der späteren Franken, ich nenne sie weder Hochdeutsche noch Niederdeutsche, da ich diesen unter-

schied für jene zeit noch nicht kenne. Wir haben nun jene namen darauf hin anzusehn, ob ihre lautfärbung dem bilde entspricht, welches wir uns vom neuurdeutschen, das heifst von der gemeinsamen quelle des hochdeutschen, altsächsischen, angelsächsischen und altfriesischen machen müssen, oder ob sie sich näher an das altfränkische anschliefsen, wie wir es z. b. uns zur zeit des Gregor von Tours in Gallien gesprochen denken müssen. Letzteres, nicht ersteres ist in der that der fall.

So müssen wir annehmen, dafs das neuurdeutsche ein langes â noch nicht durch ê ersetzt hat und dafs dieser wandel erst im gothischen nach seiner trennung vor sich gegangen ist. Und doch spricht Caesar und alle andern Römer schon von den Suêvi, Tacitus von Inguiomêrus, Segimêrus, Actumêrus, Chariomêrus, glêsum, gerade wie wir diese vertretung am fränkischen des 5. und 6. jahrhunderts kennen; bei Jornandes ist Audoflêda eine fränkische königstochter und bei Gregor sind uns manche namen auf -mêres, -flêdis überliefert u. s. w. Ebenso begegnen uns bei den römischen schriftstellern zahlreiche aus i entartete e; man erwäge die ersten silben von Hermunduri, Cherusci, Nerthus, Segimerus, Segimundus, Segestes. Es ist ganz undenkbar, dafs die verschiedenen deutschen völker, denen jene namen angehören, in so alter zeit an diesen stellen wirklich das e gehabt haben; ebenso undenkbar, dafs die Römer, die gerade dem i-vocal besonders zugethan sind, ihn hier überall ausgemerzt haben sollten. Sehn wir aber die zahlreichen fränkischen namen auf -fred an, ebenso die im polyptychon Irminonis neben Sig- aufserordentlich oft vorkommenden Seg-, so wird es uns klar, dafs auch jene alten namen uns nur in fränkischer gestalt überliefert sind. Strabo's handschriften geben Σιγιμῆρος neben Σεγίμηρος; hier scheint mir das ι den wirklich cheruskischen, das ε den fränkischen laut wiederzugeben. — Wir wissen, dafs die Gothen sich selbst mit einem u in der stammsilbe schrieben, und so hat auch Pytheas nach Plinius an der ostseeküste Guttones gefunden. Warum geben nun die römischen schriftsteller der ersten jahrhun-

derte hier ein o? wohl wiederum, weil sie auch die kenntnis dieses entlegenen volkes wesentlich am Rheine erlangten; dort aber wird schon damals dasselbe o gegolten haben, das ein anderes deutsches volk, die Thoringi, noch bei Gregor aufweist. Auch das o der mittelsten silbe von Maroboduus wird kaum marcomannisch, weit eher niederrheinisch gewesen sein. — Das alte ai, das im gothischen und selbst im althochdeutschen so lange treu bewahrt bleibt, erscheint dennoch im Taciteischen Boiohêmum schon zu ê entartet; so wird den Römern am Niederrhein der name erklungen sein, genau so, wie den Franken der lex Salica ein Salohêm, chrênecruda, chrêo und neben laisus ein lêsus galt. — Das eu in Teutones und Teutoburgum für altes iu finden wir wieder in dem beudus (mensa) der lex Salica, in leudis, in den namen auf -deus und -teus; Gregor schreibt auch in gothischen namen ein eu für iu. Wie weit dieses altfränkische dem übrigen neuurdeutschen gegenüber selbständig gewesen ist, das können wir natürlich für jetzt nicht mehr entscheiden.

Hiemit schliefse ich für jetzt meine darstellung. Es war für mich ein bedürfnis mit diesen ansichten hervorzutreten, um eine gröfsere sprachgeschichtliche arbeit, mit welcher ich mich schon lange beschäftige und wohl noch länger beschäftigen werde, nicht etwa auf falschen grundlagen aufzubauen; sind aber meine ansichten falsch, so wird schon diese kurze mittheilung genügen, um sie zu widerlegen und mich eines besseren zu belehren, und darum bitte ich in diesem falle herzlich. Wer mir aber z. b. ein näheres übereinstimmen des altnordischen und angelsächsischen entgegenhalten will, der möge erst bedenken, dafs nicht jeder fall von übereinstimmung auf eine längere geschichtliche gemeinschaft zweier völker hinweist, sondern auch noch aus manchen andern gründen hervorgehn kann.

Ist dagegen die hier entwickelte ansicht richtig, so wird eine künftige geschichte unseres deutschen sprachstammes in folgender weise zu ordnen sein:

Den ersten theil nimmt die betrachtung derjenigen bis ins gebiet des germanischen hineinragenden bildungen und

thatsachen ein, welche schon aus einer jenseits des germanoslavischen liegenden periode stammen; im zweiten theile ist zu untersuchen, in wie weit sich die spuren dieser germanoslavischen zeit noch bis in unsern sprachstamm verfolgen lassen. Der dritte abschnitt ist dem alturdeutschen gewidmet und giebt an, welche lautverhältnisse, wortbildungen, flexionen u. s. w. dieser epoche zuzuschreiben sind. Hierauf folgt die betrachtung des speciell gothischen sprachlebens, dann die des mittelurdeutschen, hierauf die des altnordischen sowie der daraus hervorgegangenen neueren sprachen. Die nächste stelle nimmt das neuurdeutsche ein, die dann folgende das althochdeutsche, mittel- und neuhochdeutsche und die neueren hochdeutschen dialekte. Was nun noch nach ausscheidung dieses zweiges als überrest des alten stammes anzusehn ist, bildet die niederdeutsche gruppe, deren charakteristik am besten mit ihrer zu reconstruirenden grundsprache, der ursächsischen, zu beginnen ist. Darauf ist das altsächsische mit seinen töchtern, das mittel- und neuniederländische, sowie das friesische zu betrachten. Nun erst folgen wir unserer sprache und unserem volke auf seiner weiteren wanderung über das meer, behandeln das angelsächsische und mittelenglische und schliefsen das ganze naturgemäfs mit dem englischen. Diese vom alturdeutschen räumlich wie sprachlich am weitesten abstehende sprache, die am meisten das specifisch germanische kleid abgestreift hat, wurde eben dadurch fähig sich durch romanische elemente so vollkommen durchdringen zu lassen, dafs sie demjenigen bilde, welches wir uns von einer weltsprache der zukunft machen, unter allen lebenden sprachen am nächsten kommt; auch ist sie schon jetzt die am meisten verbreitete unter allen. Die schicksale des englischen und des deutschen in America mögen einen anhang des ganzen bilden, eines werkes, für dessen harmonische durchführung freilich für den augenblick noch viele bedingungen fehlen, das aber immerhin schon versucht werden mag.

Bezeichnen wir schliefslich den gothischen sprachzweig mit 1, den nordischen mit 2, den hochdeutschen mit 3,

den niederdeutschen mit 4 und versuchen wir die hauptveranlassungen anzugeben für die verschiedenen combinationen, in denen wir diese vier zweige zu einander stimmend oder von einander abweichend sehen, so ergiebt sich folgendes:

1 gegen 2, 3, 4: hohes alter der trennung, zurückbleibendes gegen vordringendes.

1, 2 gegen 3, 4: reihenfolge der trennung, ostgermanisch gegen westgermanisch.

1, 2, 3 gegen 4: getrennte zweige gegen fortentwickelung des grundstocks (darf ich sagen männliches gegen weibliches deutsch?).

1, 3 gegen 2, 4: Südgermanen gegen Nordgermanen, continentale gegen maritime mundarten, unter letzteren vielfache spätere berührungen.

2 gegen 1, 3, 4: dort nähere beziehungen zum finnischen sprachstamm, hier verhältnifsmäfsiger mangel derselben.

3 gegen 1, 2, 4: dort nähere berührung mit romanischem, hier geringere.

Nach den gesetzen der combinationslehre ist nur noch ein siebenter fall möglich: 2, 3 gegen 1, 4, für diesen fall aber läfst sich kein historischer grund angeben; wo solche näheren berührungen eintreten, ist das walten des zufalls anzunehmen.

Schleicher hat es (deutsche sprache s. 94) unternommen, den im anfange dieses aufsatzes erwähnten deutschen sprachbaum wirklich graphisch darzustellen. Ich würde von ihm darin abweichen, dafs ich den zweig 2 nicht mit 1 von demselben punkte des stammes ausgehn liefse, sondern zu unterst 1, weiter hinauf 2, noch höher 3 ansetzte; überdies würde ich 1 und 3 (wie es die geographischen verhältnisse mit sich bringen) nach links, 2 dagegen nach rechts hin vom stamme abzweigen.

Dresden. E. Förstemann.

Altoskische sprachdenkmäler in griechischer schrift.

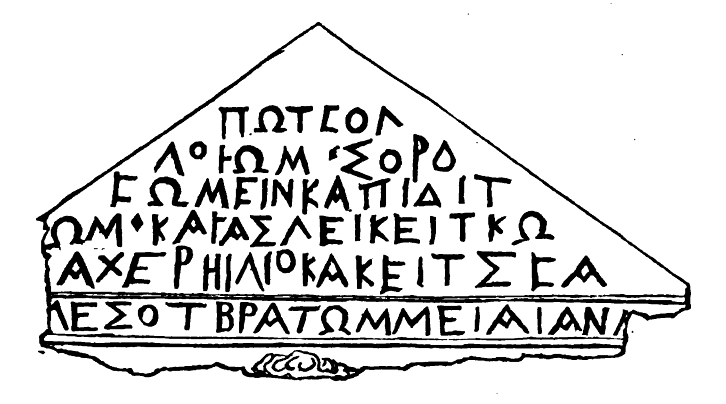
1. Grabschrift von Sorrento.

ϹΙΡΙΝΕΙΣ

Die vorstehende inschrift eines zu Sorrento in Campanien gefundenen grabsteines ist die genitivform Virineis eines namens, der im nominativ oskisch Virins lautete vom stamme Virino- und der name eines verstorbenen war (Mommsen, unterit. dialekte s. 190, XXXIV. Fabretti, Corp. Inscr. Italicar. 2827). Das hohe alter dieser grabschrift folgt erstens aus der verwendung griechischer schrift für ein oskisches sprachdenkmal, welche auf eine zeit hinweist, ehe in Campanien, Lucanien, Bruttium und Unteritalien überhaupt die macht und der einfluſs der griechischen städte durch die eroberungen der Samniten gebrochen wurde, zweitens aus der einnamigkeit des verstorbenen Virins, während die inschriften späterer zeit in jenen oskischen sprachgebieten mindestens zwei namen von einer person aufweisen, den vornamen und den familiennamen, wie z. b. in der benennung des samnitischen censors von Bovianum in der altoskischen inschrift von Pietrabbondante: Aiieís Maraieís (Verf. Z. XI, 403 f. Fabr. a. o. 2873) oder drei namen, und zwar nach der einheimischen samn.-osk. sitte den vornamen, den familiennamen und dazu den vatersnamen, wie schon in der griechisch geschriebenen alten Mamertinerinschrift: *Στενις Καλινις Σταττιηις, Μαρας Πομπτιες Νιυμσδιηις* (Mo. s. 193, XXXIX. Fabr. 3963), seltener sogar vier namen, nämlich vornamen, familiennamen, vatersnamen im genitiv und zunamen wie in der altosk. tempelinschrift von Bovianum Gn. Staiís Mh. Tafidins = Gneius Staius Magii filius Tafidinus (Verf. Z. XI, 363 f. Fabr. 2872). Mommsen setzt daher die abfassung der grabschrift von Sorrento in oskischer sprache mit griech. schrift nach griechischer sitte und mit einnamiger bezeichnung des verstorbenen in

das älteste zeitalter der oskischen sprachdenkmäler, die auf uns gekommen sind, von dem eindringen der Samniten nach Campanien bis zur ausbreitung der römischen herrschaft über dieses land, also etwa von 421 bis 338 vor Chr. (Mo. s. 104. 106. 112). Dieser periode gehören die osk. münzaufschriften von Uria, Allifae und Phistelia an (a. o. 112. 200. 201). Der oskische name Vir-ine-is verhält sich zu dem familiennamen osk. Virr-íi-s der bleiplatte von Capua (Verf. Z. XI, 338f. Fabr. 2749) lat. Virr-iu-s wie Flamin-inu-s zu Flamin-iu-s. In Virr-íi-s rührt das doppelte r lediglich her von der geschärften aussprache des consonanten in hochbetonter silbe, wie das doppelte consonantenzeichen in vielen anderen oskischen wortformen, z. b. in ekkum, pokkapid, tríbarakkiuf, alttreí, alttram, *Στατιτηις*, mallom, mallud, Akudunniad, dekmanniois, kvaísstur. Es ist daher unzweifelhaft gerechtfertigt Virri-íi-s und Vir-in-eis vom stamme des lateinischen wortes vir- herzuleiten, wie im griechischen die eigennamen *Ἀνδρέας*, *Ἀνδρεία*, *Ἀνδρεύς*, *Ἀνδρικός*, *Ἀνδρίσκος*, *Ἀνδρίων*, *Ἄνδρων*, *Ἀνδρώ*, *Ἀνδρωνίδας* und zahlreiche andre vom stamme von *ἀνήρ* gebildet sind. Die grabschrift von Sorrento, obwohl sie nur aus einem worte besteht, ist besonders deshalb wichtig, weil sie die thatsache feststellt, dafs die Osker von Campanien im fünften bis vierten jahrhundert vor Christus ihren verstorbenen grabdenkmäler setzten nach griechischer sitte mit griechischer schrift.

2. Die grabschrift von Anzi.



Der hier dargestellte stein ist gefunden bei Anzi in Basilicata, dem alten Anxa in Lucanien, am abhange eines hügels eine halbe miglie vor der stadt in südöstlicher richtung, wo ihn Mommsen gesehen und ein facsimile abgenommen hat (unterit. dialekte taf. XII, 36. s. 191. Fabretti, Corp. Inscr. Italicar. 2903. Tab. LVI). Er sagt von demselben, a. o.: „dreieckiger stein rechts 1 palm, links 1$\frac{1}{2}$ palm, unten 2 palm 2 zoll lang, mit ungemein tiefer schöner schrift von ziemlich altem charakter; am unteren rande ist der oberste theil eines jugendlichen, wie es scheint, männlichen lockigen kopfes in hohem relief noch erhalten. Es scheint ein fragment einer Aedicula in der art vieler capuanischen grabsteine, welche oben im dreieck die inschrift und auf der hauptfläche zwischen säulen die figur des verstorbenen zeigen, gewöhnlich in ganzer gestalt, wie es auch hier der fall gewesen sein muſs". Derartige grabsteine von Capua sind von Mommsen in den Inscriptiones Regni Neapolitani dargestellt (n. 3791. 3815). Es kann also nicht zweifelhaft sein, daſs in dem steine von Anzi ein ähnlicher grabstein vorliegt mit griechischer inschrift und kunstdarstellung eines griechischen meisters, falls es gelingt die oskischen wortformen der inschrift unter strenger beobachtung sonst bekannter gesetze und eigenthümlichkeiten der oskischen lautlehre, wortbiegung

und wortbildung als oskische grabschrift zu deuten. Die thatsache, daſs im fünften bis vierten jahrhundert in Süditalien oskische grabschriften in griechischer schrift abgefaſst wurden, ist ja schon durch die grabschrift von Sorrento erwiesen.

Grabsteine in der form des spitzgiebels eines kleinen hauses oder tempels mit inschrift und kunstdarstellung bildeten die vorderseite von grabkammern oder behältern von aschentöpfen, aschenkisten und graburnen, mögen diese behälter nun freistehend gearbeitet oder in die wände von Columbarien eingelassen sein (Abeken, Mittelitalien s. 248. 249. 251. 256. 257. 258. 259).

Die griechische schrift des steines von Anzi weist das dorisch-sicilisch-chalcidische alphabet auf (Momms. unt. dial. taf. I). Das a hat die Form A wie in der söldnerinschrift von Ischia, die vor 326 v. Chr. abgefaſst ist (a. o. s. 197 f.); die buchstaben Ω und H sind in der inschrift von Anzi bereits gebräuchlich wie in der oskischen inschrift der Mamertiner von Messina (a. o. s. 193), während andere oskische inschriften in griechischer schrift noch E für langes ē aufweisen wie die inschrift von Fermo in dem namen *ͱερεκλεις* (a. o. 190) und O für langes ō wie die aufschriften von Monteleone, dem alten Vibo in Bruttium, die in die zeit zwischen 356 bis 193 v. Chr. fallen, in den schreibweisen *ϝερσορει* und *υσοντιον* (a. o. 191. 192. 112 f. Fabr. 3034. 3039). Das berechtigt zu keinen schlüssen über die chronologie dieser inschriften, da das schwanken zwischen E und H wie zwischen O und Ω im griechischen schriftgebrauch frühzeitig angefangen und lange gedauert hat. Mit der wortabtheilung, die Mommsen fast durchweg richtig erkannt hat, und herstellung einzelner verstümmelter oder ganz weggebrochener buchstaben lautet die inschrift von Anzi folgendermaſsen:

Πωτ ϝολλοͱωμ σοροϝωμ ειν. καπιδιτωμ Καͱας λειχειτ, κω·αχερηι λιοκακειτ σϝαμ εσοτ βρατωμ Μειαιανα[ι]

und in lateinische schrift übertragen:

Pot vollohom sorovom ein. kapiditom Kahas

leikeit, ko·acherei liokakeit svam esot bratom Meisiana[i].

Dafs der griechische steinmetz die griechischen schriftzeichen Ω und H nicht immer richtig brauchte für lange vokale, sondern auch unrichtig für kurze, ist mit sicherheit zu erweisen. Die form *κω — αχερηι* ist, wie sich weiter unten herausstellen wird, eine locativform singularis eines auf -o auslautenden oskischen wortstammes, deren auslautender diphthong ei in griechischer schrift durch *ηι* bezeichnet wird, während der lautbestandtheil e desselben das aus ŏ abgeschwächte kurze oskische ĕ war. Eben dieses kurze e des oskischen diphthongen ei wird in griechischer schrift falsch durch *η* bezeichnet in den oskischen genitivformen von o-stämmen *Κοττειηις*, *Σταττιηεις*, *Νιυμσδιηις* in den angeführten inschriften von Vibo in Bruttium und von Messina (a. o. 192. 193. Fabr. 3035. 3063). Vergleicht man ferner *πωτ* der inschrift von Anzi mit *εσοτ*, so wird man nicht anstehen jene schreibweise für den nom. acc. sing. neutr. des osk. relativen pronominalstammes po- zu halten, der auf dem Cippus von Abella und der tafel von Bantia pod geschrieben wird, wie *εσοτ* der nom. acc. sing. neutr. des oskischen demonstrativen pronominalstammes eso-, eiso- in esi-dum, eíse-ís, eíse-í u.a. (Ebel zeitschr. II, 61; Bugge a. o. V, 2; Verf. a. o. XI, 324. 403. 415) ist, dem auf dem Cippus von Abella die neutrale ablativform eísod entspricht. Dafs auch in der Mamertiner inschrift von Messina *ω* falsch für ŏ geschrieben ist, zeigt die schreibweise *τωυτο* für das oskische wort touto, nominativform des stammes touta-, tovta, der mit einfacher vokalsteigerung von wz. tu- gebildet ist (Verf. ausspr. I, 371 f. 2 ag.) und im oskischen munde jedenfalls kein langes o enthalten haben kann. Also thatsache ist, dafs in der vorliegenden inschrift von Anzi *ω* fälschlich auch für ŏ geschrieben ist, dafs man mithin berechtigt ist diese unrichtige verwendung des griechischen schriftzeichens *ω* durch einen griechischen steinmetzen auch für die wortformen *ϝολλοϝωμ*, *σοροϝωμ*, *καπιδιτωμ*, *βρατωμ* anzunehmen, die somit ganz das ansehen oskischer accu-

sativformen oder neutraler nominativformen vollohŏm, sorovŏm, kapiditŏm, bratŏm gewinnen, und als solche sich weiter unten mit sicherheit herausstellen werden. Zu erwägen bleibt noch, welche bedeutung das schriftzeichen ͱ in den wortformen *ͱολλοͱωμ* und *Καͱας* hat. Es bezeichnete sicher nicht einen aspirirten gutturalen laut, da dieser in der grabschrift von Anzi durch *χ* ausgedrückt wird, wie die wortform *κω-αχερηι* zeigt; es bezeichnet so sicher den bloſsen starken hauch wie in *ͱερεκλεις* der weiheinschrift von Fermo und wie überhaupt in der griechischen schrift. Einen bloſsen hauchlaut h zwischen vokalen, die getrennt geschrieben werden, kennt auch der oskische dialekt. Im umbrischen wird h zur bezeichnung des langen vokals nach dem vokalzeichen gesetzt, und dann mehrfach auch noch der vokalbuchstabe nach h wiederholt; h bezeichnet aber auch den zwischen zwei getrennt gesprochenen vokalen wahrnehmbaren hauchlaut, der mit dem lautansatz des zweiten vokals ausgestoſsen wird (AK. umbr. sprachd. I, 76f. Verf. ausspr. I, 16. 17. 2 ag.). Denselben hauch bezeichnet das griechische schriftzeichen ⊢ häufig in namensformen des messapischen dialektes wie *Κλοͱι*, *Κλαοͱι*, *Λαͱιανες*, *Ξοͱεδονας*, *Μολδαͱιας*, *Μολδαͱιαιͱι*, *Κιλαͱιαιͱι*, *Ταοτιναͱιαιͱι*, *Γραιͱαιͱι*, *Δαζιμαιͱι*, *Καζαρειͱι*, *Κραθεͱειͱι*, *Πλατορρειͱι*, *Μορκιͱι*, *Δαζοͱοννιͱι* (Momms. unterit. dial. s. 74 f.). Dieselbe bedeutung hat der buchstabe h in der schreibweise spätlateinischer inschriften der römischen provinzen Gallien und Germanien, z. b. in den formen Romanehis, veteranehis, Hamavehis, Rumanehabus, Lanehiabus, Vesunahenis, Vesuniahenis, dihaconus, Bohetyus (Verf. ausspr. I, 111. 2 ag.). Auch in der ältesten oskischen schrift hat das schriftzeichen h dazu gedient sowohl die länge des vokalischen lautes als auch den hauch zwischen zwei getrennten vokalen zu bezeichnen. Die länge des diphthongen au bezeichnet das schriftzeichen ͱ in der mit griechischen buchstaben geschriebenen oskischen aufschrift einer münze des apulischen Ausculum: *Αυͱυσκλι[νομ]* (Momms. a. o. s. 103.201; J. Fried-

länder, die osk. münzen s. 6. Fabr. 2923), und dann ist das lautzeichen *υ* des diphthongen *αυ* nach dem *ϝ* wiederholt worden in ähnlicher weise, wie in der umbr. schrift nach dem längezeichen h das schriftzeichen des vorhergehenden vokals noch einmal gesetzt worden ist. Eine form *A v u s- k l o-, die ich früher annahm, ist nicht erweislich, die annahme auch überflüssig (zeitschr. XIII, 183). Den hauch zwischen zwei getrennt gesprochenen vokalen bezeichnet der buchstabe h mehrfach in der alterthümlichen schrift des opferstatuts von Agnone, eines der ältesten uns erhaltenen sprachdenkmäler, wie anderen orts zur sprache kommen wird. So in der dritten pers. sing. conj. praes. pass. s a k a - h - i t - e r vom verbum s a k a - u m, für s a k a - i t - e r verglichen mit den formen der dritten pers. sing. conj. praes. act. s t a - i t = lat. s t e t, s t a - i e t = lat. s t e n t (zeitschr. XIII, 247 f. 250 f.) t a d a - i t = lat. t e n d a t (zeitschr. V, 94 f. 252 f.) d e i v a - i d (Verf. krit. beitr. s. 392; zeitschr. XIII, 250 f.). Den hauch zwischen getrennt gesprochenen vokalen bezeichnet oskisches h ferner in der dativform p i í - h- - i o í in der verbindung, t. Agn. B, 15: D i o v e í p i í h i o í r e g a t u r e í = lat. J o v i p i o r e c t o r i (Momms. a. o. s. 129. 287; Verf. ausspr. I, 448 f. 2 ag.) zu vergleichen mit der sabellischen benennung einer gottheit: R e g e n a p i a C e r i e J o v i a = lat. R e g i n a p i a C e r i a J o v i a (Verf. zeitschr. IX, 133. 150 f.; Ausspr. a. o.) und der lateinischen: J u n o n i p i a e (Grut. 25, 1). Der oskischen schreibweise p i í - h - i o í entsprechen die umbrischen p i - h - a t u = lat. p i - a t o, p i- - h - a f i = lat. p i - a v i, p i - h - a n e r = lat. p i - a n d i, p i- - h - a z = lat. p i - a t u s und die volskische p i - h - o m = lat. p i - u m (Verf. d. Volscor. ling. p. 8 f.; AK. umbr. sprachd. II, 412 f.), während die altsabellische inschrift von Crecchio die formen p i o = lat. p i o und p e i e n = lat. p i a v e r u n t aufweist (Verf. zeitschr. X, 1. 14. 21. 25). Das gemeinsame italische grundwort dieser wortformen p ī - o- stammt von der wurzel p u- „reinigen", ist also aus p u - i o entstanden, und die ursprüngliche bedeutung „rein" hat sich noch erhalten in lateinischen verbindungen wie f a r p i u m, s a l p i u m und in der sabellischen p i o b i e = lat.

pio bove (Verf. krit. beitr. s. 391f.). Die länge des vokals i ist in der oskischen schreibweise pií-h-ioí durch ií ausgedrückt wie auch sonst (Verf. ausspr. I, 17. 2 ag.). Somit ist also erwiesen, dafs in altoskischen sprachdenkmälern h wie in umbrischen die länge des vokalischen lautes, nach dem es folgt, und den hauch zwischen zwei getrennt gesprochenen vokalen bezeichnen kann, dafs es diese orthographische bedeutung also auch in den geschriebenen wortformen Καϝας und ϝολλοϝωμ der grabschrift von Anzi haben kann, deren bedeutung weiter unten nachgewiesen werden wird.

Nachdem die besonderheiten der schrift und orthographie erklärt sind, welche der grabschrift von Anzi theilweise ein fremdartiges, von andern oskischen sprachdenkmälern abweichendes aussehen geben, ist der weg zur deutung der inschrift geebnet. Da πωτ = pod nom. acc. sing. neutr. des relativen und εσοτ = eísod nom. acc. sing. neutr. des demonstrativen pronomens sind, da die beiden wortformen λειχειτ und λιοχακειτ unzweifelhaft als dritte pers. sing. von verbalformen kenntlich sind, wie schon Mommsen gesehen hat (a. o. 273); da die form bratom schon in anderen oskischen und sabellischen sprachdenkmälern als nom. acc. sing. eines neutralen nomen der o-deklination nachgewiesen ist, mag dieselbe nun einem lateinischen paratum gleich stehen, wie ich bisher mit Bugge angenommen habe (zeitschr. XV, 241. 247. 248. 250) oder, wie Stokes neuerdings aufgestellt hat und sehr ansprechend erscheint, mit Gall. βρατου-δε (ex voto?) Ir. bráth gemüth, urtheil zusammengehören (Beitr. z. vergl. sprachf. V, 342 anm.); da die form Καϝας die gestalt des nom. sing. eines oskischen personennamens hat, wie Tanas einer altsamnitischen inschrift von Aspromonte (Momms. a. o. s. 174, VIII. Fabr. 2879) und Μαρας der Mamertinerinschrift von Messina (a. o. s. 193, XXXIX. Fabr. 3063), so ist klar, dafs die inschrift von Anzi aus einem relativen vordersatz und demonstrativen nachsatz besteht, dessen gerippe mit seinen grundbestandtheilen subjekt, prädikat und objekt sich folgendermafsen darstellen läfst:

πωτ — Καϝας λεικειτ —, λιοκακειτ — εσοτ
quod — Kahas -it —, -it — hoc
βρατωμ . . —
— um —

Die herleitung der accusativform βρατωμ = bratom von lat. paratum verwirft Stokes aus dem grunde, weil in osk. em-bratur für lat. im-perator das b aus p durch einfluſs des vorhergehenden m erweicht sein soll. Das ist aber eine unrichtige annahme, weil m in den altitalischen sprachen einen solchen einfluſs niemals ausübt, ja die lautverbindung mp sogar gesucht wird, wie em-p-tu-s, sum-p-tu-s, com-p-tu-s u. a. zeigen. Stokes hätte vielmehr geltend machen sollen, daſs em-bratur nur das zur zeit des bundesgenossenkrieges in das oskische übertragene lateinische wort im-perator ist, daſs in demselben das e in der wurzelsilbe des zweiten gliedes das compositum ausgefallen ist wie in osk. me-mn-i-m für *me-men-io-m (Verf. zeitschr. XI, 358 f.), mithin also em-bratur nicht beweisen kann, daſs aus einem oskischen einfachen worte *paratom das wurzelhafte a geschwunden ist. Für Stokes gleichsetzung des osk. βρατωμ = bratom mit gall. βρατου- spricht auſser der genauen übereinstimmung der beiden wortformen noch die thatsache, daſs die bedeutung votum für das wort für diejenigen stellen oskischer und sabellischer sprachdenkmäler passend ist, wo brato- vorkommt; so tab. Bant. 67: deivatud — siom ioc comono mais egmas touticas amnud pan pieisum brateis auti cadeis amnud — pertumum = lat. iurato-, se ea comitia magis rei publicae causa quam alicuius voti aut petiti causa — perimere (Verf. zeitschr. XV, 249 f.); und in der sabellischen inschrift von Navelli: T. Veti duno didet Herclo Jovio; brat[a] data. = lat.: T. Vettius douum dedidit Herculi; vota data [sunt] (a. o. XV, 241 f. 254). Daſs in der vorliegenden grabschrift von Anzi bratom das grabmal als ein „gelobtes ding“ bezeichnen kann, also den sinn des lat. particip. votum hat, wird sich im weiteren laufe dieser untersuchung herausstellen. Wie im nachsatz die

accusativform *βρατωμ* abhängt von dem verbum *λιοκακειτ*, so sind unter den formen des vordersatzes *ϝολλοϝωμ*, *σοροϝωμ*, *καπιδιτωμ* die objectsaccusative für die verbalform *λειχειτ* zu suchen, und zwar, da die erste derselben in ihrer endung *-οϝωμ* von den beiden folgenden auf *-ωμ* abweicht, so hat man zunächst in diesen beiden die objectsaccusative zu vermuthen. Da nachgewiesen ist, dafs das *ω* derselben in der schrift des steines von Anzi das oskische kurze o bezeichnen kann, so können sie, in die lateinische schrift der tafel von Bantia übertragen, sorovŏm, capiditŏm lauten und unzweifelhaft accusativformen des singularis von o-stämmen sein.

Sie sind verbunden durch die copula *ειν*, die schon Mommsen als dasselbe wort erkannt hat, wie [*εινε*]*ιμ* in der Mamertinerinschrift von Messina (a. o. 193. 195. 264). In der oskischen schrift der älteren sprachdenkmäler hat diese copula mit der bedeutung et die gestalt íním (Cipp. Abell. a. o. 264; Verf. zeitschr. XI, 330), in jüngeren pompejanischen inschriften mit abfall des auslautenden m die form íní, iní (Momms. a. o. 185, XXIX, a. b; zeitschr. II, 55); die tafel von Bantia schreibt inim (z. 6), wo das wort vollständig geschrieben ist. Dem oskischen bindewort ínìm entspricht in form und bedeutung umbr. enem „und", und neben der schreibweise [*εινε*]*ιμ* desselben erscheint eine umbrische form eine mit abfall des m, wie osk. íní (AK. umbr. sprachd. I, 136). Das *ει*, ei dieser formen ist entstanden durch vokalsteigerung des pronominalstammes i-, wie in osk. eí-se-ís, ei-se-í, eí-so-d, e-seí, e-si-dum, ē-ki-k, ē-ka-k, skr. ē-na-m, goth. ai-n-s, griech. *οἰ-νό-ς*, lat. oi-no, umbr. ē-no-m u. a. (Verf. ausspr. I, 386f. 2 ag.). Da der buchstabe ⊢ im oskischen nur den kurzen mittellaut zwischen ĭ und ĕ bezeichnet, so folgt daraus, dafs in osk. í-ní-m wie in lat, ĕ-ni-m der gesteigerte laut der ersten silbe sich wieder gekürzt hat (a. o. I, 387 f.). Der zweite wurzelhafte bestandtheil von í-ní-m u. a. ist der pronominalstamm na-, der auch in na-m, nu-m, ne-m-pe u. a. auf italischem sprachboden erscheint (Verf. krit. beiträge s. 288f. 290).

Ist die schreibweise [ειvε]ιμ der Mamertinerinschrift, die unsicher überliefert ist, die ächte, dann ist das schriftzeichen ει der zweiten silbe zur bezeichnung des mittellautes zwischen ĕ und ĭ statt des oskischen ⊢ verwandt, was begreiflich ist, da der schreiber derselben η und ω, wie oben nachgewiesen ist, auch zur bezeichnung der kurzen oskischen vokale ĕ und ŏ verwandt hat, also die quantität der oskischen vokale in seiner griechischen schrift nicht genau bezeichnete. Man würde diese auffassung auch für das ει der ersten silbe von [ειvε]ιμ zulassen müssen, wenn nicht die zweimalige schreibweise der entsprechenden umbrischen form eine die länge des durch ει, ei bezeichneten lautes hier verbürgten. Da für inim auf der tafel von Bantia neunmal die abgekürzt geschriebene form in erscheint (Kirchhoff stadtrecht v. Bantia s. 5f.), so ergiebt sich, dafs auch die schreibweise ειv der grabschrift von Anzi abgekürzt ist für ειv(ιμ) oder ειv(εμ). Da auch der schreiber dieser inschrift in seiner griechischen schrift die quantität der oskischen vokale zum theil unrichtig bezeichnete, so braucht man in der form ε-σο-τ derselben neben e-seí, e-si-du-m, eí-so-d, eí-se-ís, eí-se-í (Verf. zeitschr. XI, 330) nicht nothwendig verkürzung des vokals der ersten silbe anzunehmen (Verf. ausspr. I, 387. 2 ag.). Da die inschrift von Anzi zu den ältesten oskischen sprachdenkmälern gehört, die wir kennen, so ist diese annahme sogar nicht glaublich.

Die beiden accusativformen sorovom und capiditom, welche durch die copula ein[im] verbunden und von dem verbum des vordersatzes abhängig sind, bezeichnen nun, nach zahlreichen lateinischen grabschriften zu schliefsen, entweder das grabmal selbst oder dinge, die zu demselben gehören, in die grabkammer oder das grabhäuschen hineingestellt werden, oder beide zusammen, jedenfalls gegenstände, die derjenige, welcher das denkmal setzt, beschafft und weiht, die im nachsatze der vorliegenden grabschrift mit der benennung esot bratom zusammengefafst sind. Die oskische bezeichnung für ein „denkmal" eines verstorbenen ist me-mn-i-m entstanden aus *me-men-

-io-m, am nächsten verwandt mit lat. me-min-i, me-men-to, also in der bedeutung dem lateinischen mon-u-mentu-m und dem spätlateinischen me-mor-ia „grabdenkmal" entsprechend. Das wort für graburne, aschentopf ist oskisch ola = lat. olla. Daher heifst es in der fluchformel der bleiplatte von Capua: Nep deíkum nep fatíum potíad, nep memnim nep olam sifei heriiad = lat.: Nec dicere nec fari possit nec monumentum nec ollam sibi capiat (Verf. zeitschr. XI, 338. 344f. 356f. 358f. 360f.). Die lateinische sprache ist sehr reich an bezeichnungen für „grabdenkmal". Neben den gebräuchlichsten tumulus, monumentum, sepulcrum, memoria wird dasselbe genannt aedificium (Or. 4519. 7321), munimentum (Or. 4561), später verwechselt mit monumentum, Schuch. vok. d. vulgl. II, 137), heroum muneitum (Or. 4531) als „festes bauwerk", tectum (Or. 7369) als „überdachter bau", arca (C. J. Lat. 1109), wenn es die form einer kiste oder truhe, aedicula (Or. 4512. 4523), wenn es die form eines kleinen tempels mit spitzgiebel hatte, cubiculum (Or. H. 7361) als „ruhestätte" des verstorbenen, sedes (Or. 4534) als „wohnsitz", domus aeterna (C. J. Lat. I, 1008. 1059) als „bleibende behausung" desselben. Daneben erscheinen die griechischen bezeichnungen in das lateinische übertragen wie heroum (Or. 4531) eigentlich „heldengrab", mausoleum spätlateinisch häufig, eigentlich „grab des Mausolos", königs von Karien, coemeterium „schlafstätte" des todten, dieta membrorum (Or. 4509) „todtenkammer, beinhaus", basilica (Or. 7373), wenn das grabmal die form der basilika hatte, cepotaphium (Or. 4514. 4515), wenn es von einem garten umgeben war. Hierzu kommen eine ganze anzahl von benennungen, die eigentlich adjectiva waren, zu denen ursprünglich monumentum oder sepulcrum zu ergänzen war, hergenommen von dem zweck des grabmals, von den gegenständen, mit denen es ähnlichkeit hatte, die zu ihm gehörten oder die es enthielt. So ward das grabmal bezeichnet durch conditorium (Or. 2473) und conditivum (Or. 4511), als „herberge" des todten, durch adcumbitorium (Or. 4511), als „ruhe-

stätte", ebenso durch requietorium (Or. 4532; Grut. 954, 1. 1030, 8), als armarium (Or. 4549), wenn es einem schranke glich, und columbarium wurde ganz gewöhnlich ein grabgemach genannt, das viele grabkammern oder nischen reihenweise über einander enthielt und somit ähnlichkeit mit dem inneren eines taubenhauses hatte, wie noch heutigen tages zu ersehen ist, dann auch gelegentlich eine einzelne jener grabkammern (Or. 4544). Ein grabmal heifst vigiliarium (Or. 4557), insofern es eine stätte ist, die bewacht wird, viridiarium (a. o.), insofern es im „grünen" lag wie cepotaphium ein „gartendenkmal", ossuarium (Or. 4544. 4556. 7368) „beinhaus", cinerarium (Or. 4544. 4358) „aschenbehälter", ollarium, insofern es nicht blofs den aschentopf enthielt, sondern daneben auch andere krüge, urnen oder vasen (Or. 4513: ollae sunt numero XXIII. Or. 4541: ollarum numero XXII. Or. 4544: columbaria VIII, ollae XVI; a. o.: columbaria IIII, ollas VIII; a. o.: columbaria numero X, ollarum numero XXXX; a. o.: ollas ossuarias VII; a. o.: ollas XIIX; a. o.: columbaria numero IV, ollas numero VIII et cinerarium), die theils für todtenfeste und den dienst der todtengottheiten verwandt wurden, theils zum schmuck und zierrath des grabmales dienten.

Läfst sich nun nachweisen, dafs die oskischen formen sorovom und kapiditom in ähnlicher weise ein grabmal bezeichnen wie das eine oder das andere der besprochenen lateinischen wörter, dann wird die deutung der vorliegenden inschrift wesentlich gefördert sein. Zu soro-vo-m hat man zunächst das altgriechische wort *σορό-ς* zu vergleichen, das schon bei Homer vorkommt, wo die seele des gefallenen Patroklos zum Achilleus spricht, Il. XXIII, 91: *ὣς δὲ καὶ ὀστέα νῶϊν ὁμὴ σορὸς ἀμφικαλύπτοι χρύσεος ἀμφιφορεύς*. Die scholien bringen zur erklärung von *σορό-ς* an dieser stelle *λάρναξ* bei, das sich an einer anderen stelle bei Homer findet, wo es von den gebeinen der verbrannten leiche des Hektor heifst, Il. XXIV, 795: *καὶ τάγε χρυσείην ἐς λάρνακα θῆκαν ἑλόντες*. Es erhellt also, dafs *σορό-ς* an der ersten stelle einen metallenen

doppelhenkeligen krug bedeutet, in welchem die knochen und die asche des verbrannten leichnams beigesetzt und bestattet wurden, also genau dasselbe wie lateinisch olla ossuaria (Or. 4544). Das griechische wort σορ-ό-ς stammt von wz. sar- „fest, stark, unversehrt sein“, von der lat. sar-te heil, vollständig, sar-c-ire heilen, herstellen, skr. sar-va-s vollständig, ganz, lat. sol-l-istimu-m das heilste, vollständigste, sol-i-du-s fest, stark, osk. lat. sol-lu-s ganz, heil u. a. abstammen (Verf. ausspr. I, 485 f., 2 ag.). Σορ-ό-ς bedeutet den aschenkrug als „festes“ ding, weil er die todtengebeine „unversehrt“ erhalten soll, wie sol-iu-m von derselben wurzel „die todtenkiste, den sarg“ und arca, verwandt mit arx, arc-ere u. a. (Curt. gr. et. n. 7, 2. a.) „die aschenkiste“ oder „todtenlade“ als „wahrende, bewahrende“. So wird ja auch das ganze grabmal munimentum, heroum muneitum, arca genannt, weil es ein festes gebäude sein soll, in welchem die gebeine des todten unversehrt und sicher ruhen. Dafs das oskische wort soro-vo-m mit dem griech. σορό-ς von derselben wurzel stammen kann, ist einleuchtend. Man könnte den stamm sor-o-vo- unmittelbar zusammenstellen mit skr. sar-va- lat. sal-vo-, so dafs es wie diese unmittelbar von wz. sar- mittelst des suffixes -vo gebildet, und das o der zweiten silbe durch den gewöhnlichen osk. vokaleinschub, durch das o der vorhergehenden oder der folgenden silbe hervorgerufen wäre. Aber der dem skr. sar-va-, lat. sal-vo- entsprechende wortstamm lautete im oskischen mit vokaleinschub sal-a-vo-, wie er in der namensform Sal-a-v-s = lat. Sal-v-iu-s erscheint (Bull. Nap. n. 5. IV, 105. Verf. zeitschr. XI, 325, wo in der inschrift a, z. 3 der name Salavs beim drucke ausgelassen ist, Fabr. a. o. 2761). Auch ein sachlicher grund spricht dafür das osk. soro-vo- von dem griech. wort σορό- abzuleiten. Aus dem griech. in das osk. übertragene wörter und namen sind verhältnifsmäfsig häufig: so thesavrom, Απελλουνηι, Meelíkiieís (Μειλιχίου), Meliíssai (μέλισσα), Hereklείs (Momms. U. D. Gloss. Grafsm. zeitschr. XVI, 103). Dafs in Italien das beisetzen der todten mit ganzem un-

verbrannten leibe die ursprüngliche und einheimische sitte war, beweisen die gräber von Caere, Pyrgoi, Alsium und Chiusi in Etrurien, wie die Nurhagen und die riesengräber von Sardinien und die einfachen unterirdischen steinkammern von Samnium, Campanien und Apulien (Abeken, Mittelitalien, s. 234f. 251f. 258). Auch die älteren grabmäler von Praeneste bieten nur sarkophage zur aufbewahrung des leichnams (C. J. Lat. I, 28), und bei den ältesten Römern war das verbrennen der todten nicht sitte. Beide arten der bestattung bestanden dann neben einander. In den gräbern Etruriens finden sich särge neben der viel grösseren zahl von aschenbehältern (Fabr. a. o. p. XXIV f.), im grabmal der Furier zu Tusculum sarkophage neben aschenkrüger (C. J. Lat. I, 27). Dafs die Scipionen ihre todten bis zur kaiserzeit nicht verbrannten, haben ihre grabmäler bestätigt (a. o. p. 11), während die römischen gräber der Vigna S. Cesario etwa seit dem zeitalter der Gracchen zahlreiche aschentöpfe aufweisen (a. o. p. 200). Die sitte, den leichnam unversehrt zu bestatten, ist auch niemals in Italien ganz abgekommen, bis sie durch die Christen wieder allgemein gebräuchlich wurde. Dafs Griechen mit ihren pflanzstädten auch ihre sitte des todtenverbrennens nach Italien verpflanzten, dafür zeugen die zahlreichen in den gräbern Etruriens gefundenen bemalten thongefäfse mit griechischen mythologischen darstellungen in alterthümlichem kunststil. Da nun auch in dem grabstein von Anzi uns die giebelfront eines grabmals mit griechischer schrift und griechischer kunstdarstellung vorliegt, so ist man zu der folgerung berechtigt, dafs das oskische wort soro-vo- auf demselben weiter gebildet ist von dem mit der griechischen sprache und schrift nach Lucanien übertragenen griechischen wort *σορό-* mit dem neutralen suffix -vo wie im lateinischen Mener-va mit dem femininen suffix -va, von dem alten nomen men-er-, das dem skr. man-as „geist, sinn, verstand“ entspricht (Curt. gr. et. n. 429, 2 ag.). Ebenso ist gebildet acer-vu-s von einem nominalstamme ac-er- „schärfe, spitze“, verwandt mit ac-ie-s. Wie Miner-va die „mit geist begabte“ göttin, acer-vu-s den

haufen als „mit spitze versehenes“ ding, so bezeichnet oskisch soro-vo-m das grabmal als „mit aschenkrug versehenes“ ding, und zu diesem ursprünglichen adjectivum ist das neutrale oskische substantivum memnim „denkmal“ zu ergänzen wie zu oll-ariu-m „mit aschenkrug versehenes“ ding das lat. monumentum, bis osk. soro-vo-m wie lat. oll-ariu-m die substantivische und verallgemeinerte bedeutung „grabkammer, grabdenkmal“ erhielten. Da indeſs griech. σορό-ς ausschlieſslich den aschenkrug bedeutet, der die gebeine des verstorbenen enthält, olla jedes gefäſs in einem grabe, so läſst sich die bedeutung von sorovom am passendsten wiedergeben durch die übersetzung cinerarium oder ossuarium, da ollā cinerariā (ossuariā) praeditum monumentum zu weitschichtig ist.

Das oskische wort kapid-i-to-m ist eine weiterbildung vom stamme kapid-, der erhalten ist in lat. capi(d)-s „henkelkrug“, Varr. L. L. V, 121. M: Quae in illa (sc. mensa vinaria) capis et minores capulae a capiendo, quod ansatae, ut prehendi possent, id est capi. (Verf. krit. nachtr. s. 295). Dasselbe wort ist umbrisch kapiṛ-e = lat. capid-e, und kapiṛ-us = capid-ibus. Die verbindungen: capif sacra aitu = lat. capid-es sacras agito, capif purdita dupla aitu = lat. capides porrectas duplas agito beweisen, daſs umbr. capiṛ- einen beim opfer gebrauchten, dargereichten krug bedeutete, mit dem man eine opferhandlung vornahm, also einen henkelkrug, in welchem unter andern der opferwein enthalten war, wie lat. capid- (AK. umbr. sprachd. II, 207 f. Verf. d. Volscor. ling. p. 20 f.). Das oskische wort kapid-ī-to-m ist von dem italischen stamme kapid- ebenso weiter gebildet wie die lateinischen adjective vestī-tu-s, aurī-tu-s, crinī-tu-s, ignī-tu-s, pellī-tu-s, ratītu-s, turrī-tu-s, art-ī-tu-s, av-ī-tu-s, mell-ī-tu-s, Cerr-ī-tu-s, patr-ī-tus u. a. von den stämmen vesti-, auri-, crini-, igni-, pelli-, rati-, turri-, artu-, avo-, mell-, Cerr- (für Cerer-), pater- (Pott et. forsch. II, 1010. Verf. krit. beitr. s. 518. Ausspr. I, 304 f. 2 ag), indem von diesen nominalstämmen zuerst denominative verba der

i-conjugation gebildet wurden und von diesen weiter verbaladjective mit dem suffix -to. Osk. kapid-ī-to-m bedeutet also ein „mit henkelkrügen versehenes" ding wie lat. crinī-tu-m „mit haaren versehen", turrī-tu-m „mit thürmen versehen". Indem zu kapid-ī-to-m ursprünglich das neutrale memnim ergänzt wurde, bedeutete es ein mit henkelkrügen versehenes grabgemach wie oll-ariu-m, zu dem monumentum oder sepulcrum ergänzt wurde, eine mit krügen ausgestattete grabkammer, bis das oskische wie das lateinische wort die substantivische und allgemeine bedeutung „grabgemach, grabkammer" erhielt. Wie in etrurischen gräbern sich vielfach bemalte griechische henkelgefäfse, amphoren von thon, mit darstellungen der griechischen mythologie gefunden haben (Abeken Mittelitalien, s. 256 f.), so ist es begreiflich, dafs das lukanische grabtempelchen von Anzi mit seiner griechischen schrift und dem reliefbilde des verstorbenen an der vorderen giebelseite ebenfalls eine oder mehrere henkelgefäfse, amphoren barg und daher kapiditom genannt wurde.

Somit haben sich zwei altoskische benennungen für „grabgemach, grabkammer" herausgestellt, sorovom eigentlich „aschentopfstätte" und kapiditom eigentlich „henkelkrugstätte", jene der lateinischen cinerarium oder ossuarium, diese der lateinischen ollarium entsprechend. Wie in der oskischen grabschrift zwei synonyme wörter für grabgemach nebeneinander vorkommen, so häufen sich in lateinischen grabschriften nicht selten die ausdrücke für grabdenkmal, grabkammer, grabgefäfs; so heifst es Or. 4358: ollarum et cinerariorum, Or. 4512: haediculas et ollas, Or. 4512: aedibus et columbariis, Or. 4507: aedificia — monumenti, sive sepulchrum est, et ollarum quae in his aedificiis insunt, Or. 4509: hortulum maceria cintum cum monimentis et dieta membrorum quinque et atriolo.

Um die wortform ϝολλοϝωμ, vollohom zu deuten, hat man zunächst zu untersuchen, welche bedeutung das schriftzeichen ⊢, h in derselben hat, ob es zur bezeichnung der vokallänge eines ō dient, oder zur bezeichnung

des hauchlautes zwischen zwei getrennt gesprochenen vokalen o, die verschiedenen bestandtheilen der wortbildung angehören. Wenn das erstere der fall wäre, so würde der steinmetz dasselbe vokalzeichen, das er vor dem ϝ geschrieben hatte, auch nach demselben gesetzt haben, also o, da ja bei der im oskischen gewöhnlichen bezeichnung der vokallänge ein und dasselbe vokalzeichen doppelt geschrieben wird. Aus dem umstande, daſs vor dem ϝ ein ο, hingegen nach demselben ein ω geschrieben ist, muſs man also folgern, daſs diese beiden verschiedenen schriftzeichen zwei getrennt gesprochene vokale ο bezeichneten, mithin ϝ das zeichen des hauches beim lautansatz des zweiten ist. Daſs das ω in ϝολλοϝωμ ebenso wie in σοροϝωμ und καπιδιτωμ nach der orthographie der vorliegenden inschrift einen kurzen o-laut bezeichnen kann, erhellt aus dem oben gesagten. Es fragt sich nun weiter, welchen verschiedenen wortbestandtheilen die beiden getrennt gesprochenen vokale o in vollohom angehören können. Man könnte vermuthen, an der stelle des h sei ein consonant zwischen den beiden vokalen ausgefallen. Das könnte nach sonstigen analogien auf italischem sprachboden nur einer der beiden halbvokale v oder j sein. Aber auch für den ausfall dieser laute findet sich im bereich der älteren sprachdenkmäler des oskischen dialektes keine spur, und da die grabschrift von Anzi beide gewahrt hat in den wortformen sorovom und Meiaiana[i], so darf man nicht voraussetzen, daſs in vollohom ein v oder j zwischen vokalen geschwunden sei. Ist das richtig, dann erhellt also, daſs in vollo-h-om sich das auslautende o eines wortstammes vollo- und das anlautende o eines suffixes -om berühren. Daſs an einen auf o auslautenden nominalstamm ein wortbildendes suffix -o getreten wäre und sich getrennt neben demselben erhalten hätte, ist im ganzen bereiche der verwandten altitalischen sprachen durchaus ohne beispiel. Man muſs also schlieſsen, daſs vollo- ein verbalstamm ist und -om die endung eines verbalnomens, und zwar dasselbe suffix, das im oskischen, umbrischen und volskischen zur bildung des infinitivs verwandt wird. Im oskischen ist uns

dieses infinitivsuffix bisher nur aus jüngeren sprachdenkmälern bekannt und lautet dort stets -um; so in dem infinitiv des hilfsverbum ez-um = lat. esse, von verben, welche im lateinischen der dritten conjugation angehören, deren stämme also ursprünglich auf kurzes ă auslauteten, das sich auf italischem sprachboden zu ŏ, ŭ oder zu ĕ, ĭ geschwächt hat: ac-um = lat. agĕ-re, deík-um, deic-um = lat. dicĕ-re, a-ser-um = lat. as-serĕ-re, pert-um-um = per-imĕ-re, von auf ā auslautenden verbalstämmen: censā-um = lat. censē-re und moltā-um = lat. multāre; von einem auf í auslautenden verbalstamme fatí-um = lat. fatē-ri, aber mit der bedeutung fari (Momms. U. D. Gloss. Kirchh. stadtr. v. Bant. s. 34. 53. 65f. 79f. Verf. zeitschr. V, 107. XI, 338. 344). Im umbrischen lautet diese infinitivendung in den älteren mit umbrischer schrift geschriebenen sprachdenkmälern -um, in den jüngeren lateinisch geschriebenen -om; so in er-u, er-om = lat. esse, a-fer-um = lat. *ambi-fer-re, façi-u, faç-u = lat. facere, a-seri-o = lat. ob-serva-re, ai-u = lat. aī-re (Fleckeis. z. krit. altlat. dichterfr. s. 6. 8; Verf. ausspr. I, 90. 2 ag.), stiplo- für *stipla-u = lat. stipula-ri (AK. umbr. sprachd. I, 148). Im volskischen lautet dieselbe infinitivendung auf -om aus in fer-om = lat. fer-re (Verf. d. Volscor. ling. p. 9). Der infinitiv wurde also in diesen sprachen gebildet, indem ein neutrales suffix -o an verbalstämme jeder art trat, darunter auch an solche, die auf ā, ī und í auslauteten, also den lateinischen auf ā, ī und ē der ersten, vierten und zweiten conjugation entsprachen. Dafs es aufser diesen denominativen verben im lateinischen auch solche gegeben hat, deren stamm auf o auslautete wie die griechischen auf *-o-ω*, habe ich schon früher aus den participien aegrō-tu-s und Nodō-tu-s von ehemaligen verbalformen *aegrō-re, nodō-re geschlossen (krit. beitr. s. 518. 1863) und Curtius hat darauf noch mehr spuren dieser o-conjugation im lateinischen aufgesucht, unter denen namentlich cust-ō-(d)-s von einem alten verbum *custō-re nicht zu bezweifeln ist (über die spuren einer la-

teinischen o-conjugation. Symbol. Philol. Bonn. I, p. 274f.; vgl. Verf. ausspr. I, 304. 355. 2 ag), während andere abweichende erklärungen zulassen (Verf. krit. nachtr. s. 146). Man ist hiernach berechtigt vollò-h-om für eine oskische infinitivform der o-conjugation zu erklären, die griechischen wie σταυρό-ειν darin entspricht, dafs sie vor vocalischem anlaut des infinitivsuffixes kurzes o aufweist. Diese infinitivform vollo-h-om entspricht dem lateinischen valla-re in allen wesentlichen bestandtheilen des wortstammes ebenso wie das griechische verbum σταυρό-ειν dem lateinischen -staura-re in in-staura-re, re-staura-re (Verf. ausspr. I, 357. 2 ag.). Val-l-a-re stammt mit val-lu-m „befestigung, umfriedigung", val-vo-lu-s „hülle", vol-va „hülse", skr. var-aṇḍa-s „bedeckter gang, halle", goth. var-j-an „schützen, wahren, wehren", ahd. war-i „schutzwehr, brustwehr, landwehr" u. a. von wz. var- „decken, bergen, schützen" (Verf. a. o. 459f. 465f.). Osk. vol-l-o-h-om stammt also von derselben wurzel und bedeutet „festigen, befestigen" wie lat. vall-a-re. Für das bauen eines festen steinernen grabdenkmals brauchen lateinische grabschriften aufser facere (Or. 4500. 4507. 4510. 4512. 4514. 4536. 4541. 4542), perficere (Or. 4531), comparare (Or. 4549. 4507. 4572), aedificare (Or. 7372), exstruere (Or. 4519), instruere (Or. 7321), auch munire (Or. 4531) und contegere (Or. 7373). Also ist im oskischen für den bau eines festen grabmals, in welchem die gebeine des verstorbenen sicher und ungestört ruhen sollen, der ausdruck: vollohom sorovom ein[im] capiditom, etymologisch erklärt: vallare σορῷ et capide praeditum (sepulcrum), eine ebenso natürliche sprechweise wie im lateinischen: munire cinerarium et ollarium. In der weiter unten gegebenen lateinischen übersetzung der ganzen grabschrift von Anzi ist vollohom nur deshalb nicht mit vallare übersetzt, weil dieses wort in dem sprachgebrauch lateinischer grabschriften für das bauen eines grabmals nicht verwandt wird und überdies den schein bieten würde, als solle vollohom so viel bedeuten wie maceria cingere

(sepulcrum), ein grabmal mit einer mauer einschliefsen. Diesen sinn kann aber vollohom nicht gehabt haben, weil im vordersatze der grabschrift ein verbum durch den zusammenhang geboten ist, das die allgemeinere bedeutung „fest bauen“ hat, wie sich im verlaufe dieser untersuchung immer klarer herausstellen wird.

Der infinitiv vollohom hängt ab von λειχειτ, leikeit, dem verbum finitum des relativen vordersatzes der mit πωτ = pot beginnt. Wie lateinische grabschriften verbalformen in der dritten pers. sing. ind. perf. act. enthalten, die das „darbieten, bauen, herstellen oder weihen“ des grabdenkmals bedeuten, so hat man auch in leikeit eine dritte pers. sing. ind. perf. act. zu suchen mit einer dieser bedeutungen. Schon Mommsen hat in diesem oskischen leikeit eine dem lateinischen licet verwandte verbalform vermuthet. Ich glaube erwiesen zu haben, dafs lat. por-ric-ere „darreichen“, pol-lic-e-ri „für sich darreichen, versprechen“, de-licare „weihen, widmen“, lic-e-ri, lic-i-t-ari „für sich bieten“, lic-et „ist dargeboten, vergönnt“, osk. lík-í-tud = lat. lic-e-to, ahd. reihh-an „sich erstrecken, herbeireichen, darreichen, darbieten“, nhd. reich-en, goth. leih-v-an, ahd. lîh-an, von einer wurzel rik- „sich erstrecken, ausdehnen, hinreichen, darreichen, darbieten“ abstammen (Verf. ausspr. I, 501f. 2ag.). Zu dieser habe ich auch bereits die altoskische perfectform leik-ei-t gestellt. In derselben ist der wurzelvokal ĭ zu ei gesteigert, wie in lat. in-veid-i-t und zahlreichen andern italischen perfectformen steigerung des wurzelvokals eintritt (a. o. I, 550 f. 557 f.). In der gestaltung des bildungsvokals des italischen perfects entspricht osk. leik-ei-t der umbrischen perfectform trĕb-ei-t, der bedeutung nach lat. struxit (a. o. I, 559f.) und den lateinischen perfectformen de-dei-t, fuu-ei-t, po-sed-ei-t, red-i--ei-t, ob-i-ei-t, ven-i-ei-t (a. o. I, 560. 608f. 724f.). In diesen und anderen italischen perfectformen bezeichnet das schriftzeichen ei, ει den langen mittellaut zwischen dem ursprünglichen bildungsvokal ī dieses perfects und ē, der in manchen oskischen und lateinischen formen der drit-

ten pers. sing. auch zu ē geworden ist (a. o. I, 609—620. 816f.). Da also por-ric-ere „darbieten" bedeutet, lic-e-ri „für sich darbieten", pol-lic-e-ri „für sich darbieten, versprechen", de-lic-a-re „weihen, widmen", so ist klar, dafs die oskische perfectform leik-ei-t die bedeutung „hat dargeboten, versprochen, gelobt oder geweiht" haben konnte (a. o. I, 559), und dafs die oskischen worte leikeit — vollohom sorovom ein[im] capiditom zu übersetzen sind: pollicitus est — exstruere cinerarium et ollarium. Das darbieten oder hergeben eines grabdenkmals oder begräbnifsplatzes wird in lateinischen grabschriften ausgedrückt durch die verba dare (Or. 4538. 4539. 4540), donare (Or. 4500), adsignare (Or. 4539), mancipio dare (Or. 4541), concedere (Or. 4553. 7323), legare (Or. 7330). Es ist also natürlich, dafs die oskische grabschrift von Anzi ein verbum mit ähnlicher bedeutung enthält, und somit ist die deutung von leikeit = lat. pol-licitus est in jeder beziehung gerechtfertigt.

Diesem verbum des relativen vordersatzes entspricht im nachsatz λιοκακειτ = liokakeit als verbum finitum, von dem die objectsaccusative esot bratom abhängen, das also wie jenes die dritte pers. sg. ind. perf. act. sein mufs. Da ein diphthong io auf italischem sprachboden durch vokalsteigerung nicht möglich, da auch nicht ersichtlich ist, wie die beiden laute i und o in liokakeit bestandtheile zweier verschiedener wörter sein sollten, die durch wortzusammensetzung in berührung gekommen wären, so mufs man schliefsen, dafs liokakeit aus *lokakeit entstand durch hinzutreten eines lautes zu dem anlautenden l, der in griechischer schrift durch ι bezeichnet ist und weder etymologisch bedeutsam ist, noch der steigerung des vokals o dient. Ein solcher durch ι bezeichneter lautzuwachs von consonanten zeigt sich in sprachdenkmälern mit oskischer schrift in tiurrí = lat. turrim (Momms. U. D. s. 302), eítiuvam, eítiuvad neben eituas, eituam der tafel von Bantia, sabell. eituam (Verf. zeitschr. IX, 153), Niumsieís, Niumeriis neben lat. Numerius (Momms. a. o. s. 282), Diumpaís, das neben lat. Lumpheis steht wie

osk. Akudunniad neben lat. Aquilonia (a. o. 256. 246), während in Viíbis, liímito, piího, Kiípiis, Viínikiís, Meliíssaii, Piístiaí das ií wahrscheinlich nur die bezeichnung eines langen nach ē hinneigenden lautes ɪ ist (Verf. ausspr. I, 17, 2. a.). Im volskischen erscheint ein durch I bezeichneter lautanwuchs des vorhergehenden consonanten in der perfectform sistiatiens für *sistatens = lat. statuerunt (Verf. d. Volscor. ling. p. 5 f.). Die entstehung des iu, ia, ie in diesen altitalischen wortformen ist bereits verglichen worden mit der entstehung des ie in betonter silbe aus e in den romanischen sprachen, z. b. in den neapolitanischen wortformen lamiento, mieza, pienza, pulveriella, tiene (Momms. a. o. 313. Schuch. vok. d. vulglat. II, 328 f.). Auf dieselbe weise ist io an der stelle von o zu erklären in liokakeit. Also den consonanten t, d, n, l, bei deren aussprache der verschlufs in der mundhöhle zwischen der zungenspitze und den vorderzähnen oder dem zahnfleisch unmittelbar über denselben gebildet wurde, gesellte sich ein halbvokalischer palataler dem i ähnlicher nachklang bei, der entstand, indem sich nach lösung jenes verschlusses der mittlere theil der zunge gegen den mittelgaumen hob. So entstand auch in den romanischen sprachen und im albanesischen lj aus einfachem l (Schuch. a. o. II, 490). Dieser halbvokalische palatale nachklang, der durch dem buchstaben I bezeichnet wird, ist ein ähnlicher lautzuwachs der dentalen laute in den angeführten oskischen und volskischen wortformen, wie der durch das schriftzeichen V ausgedrückte halbvokalische, dem vokal u ähnliche labiale nachklang der gutturalen tenuis im lateinischen laute qu (Verf. ausspr. I, 73. 75 f. 2 ag.) und der gleiche lautzuwachs des g in wortformen wie stinguere, unguere, linguere, tinguere, urguere u. a. (a. o. 86 f.).

Für die etymologie der perfectform liokakeit für *lokakeit in der oskischen wortform weist der gebrauch der wörter locus, collocare in lateinischen grabschriften den weg. Der begräbnifsplatz heifst ganz gewöhnlich einfach locus (Or. 4498. 4503. 4517. 4539. 4562 u. a.) und

mit genauer bestimmenden zusätzen locum terrae (Or. 4500), locus agrei (Or. 4562), locus sepulturae (Or. 4502. 4504), locum immortalem (Or. 7364), locus diis manibus consecratus (Or. 7345). Das zuweisen und herrichten des begräbnifsplatzes und des grabmales wird ausgedrückt durch die redeweisen concessit locum (Or. 4553), loca dua concessa (Or. 7323), locum adsignari (Or. 4539), comparavit locum (Or. 4566); vom beisetzen des leichnames am begräbnifsplatze wird gesagt corpore conlocato (Or. 4552). Oben ist gezeigt worden, dafs leikeit = lat. pol-licitus est vom „darreichen, hergeben“ des grabmales für den verstorbenen gesagt ist; also mufs man schliefsen, dafs liokakeit für *lokakeit mit dem sinne von locavit, collocavit von dem „setzen“ desselben auf dem begräbnifsplatze zu verstehen ist. Von aoristformen oder perfectformen auf -κα wie griech. ἔ-θη-κα, τέ-, θει-κα ist im bereiche der lat. sprache und der ihr zunächst verwandten ital. sprachen keine spur zu finden; also kann man auch nicht in osk. liokakeit eine solche vermuthen. Liok-ak-ei-t für *lok-ak-ei-t ist vielmehr ein compositum, bestehend aus dem stamme osk. loko-, lat. loco- und der 3. pers. sing. ind. perf. -ak-ei-t vom verbum ak-um, das auf der tafel von Bantia ac-um lautet und ag-ere bedeutet (Kirchh. stadtr. v. Bant. s. 15), indem das auslautende o des stammes loko- vor dem anlautenden vokale des zweiten compositionswortes schwinden mufste. Wörtlich übersetzt bedeutet also liok-ak-ei-t : locu-m eg-i-t. Diese erklärung wird dadurch noch einleuchtender, dafs die lateinische sprache zahlreiche composita aufweist, deren zweiter compositionsbestandtheil ein von der wurzel ag- in ag-ere abgeleitetes wort ist. Solche sind aure-ax, rem-ex, aur-ig-a, prod-ig-u-s, rem-ig-iu-m, nav-ig-iu-m, lev-ig-are, mit-ig-are, gnar-ig-are, pur-ig-are, amb-āg-e-s, farr-āg-o, im-āg-o, or-īg-o, rob-īg-o, aer-ūg-o, lan-ūg-o u. a. (Verf. krit. nachtr. s. 60; ausspr. I, 577. 2 ag.).

Berlin. W. Corssen.

(Fortsetzung folgt.)

Ceres *).

Wie vat und vas dialectische nebenformen sind, so auch at und as. Sie sind nicht auseinander, sondern neben einander entstanden, und der gebrauch hat jeder von ihnen zuletzt ihre bleibende stelle angewiesen **). In der ältesten sprache schwanken manche worte noch zwischen der endung auf as und at. Von ushás kennt der Rigveda nur den instr. plur. ushádbhi*h*, nie ushobhi*h*. (S. anm. zu Rv. I, 6, 3). In der metaplastischen declination der stämme des participiums auf vas, nehmen alle pada-casus das suffix vat, die anga und bha-casus das suffix vas.

Hiernach halte ich Cerês, Cereris, für eine nebenform zu skr. *s*arád, welche im sanskrit *s*arás, *s*arása*h*, gelautet haben würde. *S*arád heifst herbst, d. h. die reifende oder kochende jahreszeit, von der wurzel *s*ar oder *s*ri, welche indische grammatiker in den erweiterten formen *s*râ, *s*rai, *s*rî anführen, von welcher aber das regelmäfsige participium *s*ritá lautet (Rv. IX, 114, 4; X, 16, 1; 2; IX, 83, 1; I, 162, 10; X, 27, 6; VII, 18, 16). Zu derselben wurzel gehört das lat. calere, während die causativform *s*rap, das griech. καρπός, frucht, auch das deutsche herbst erklärt.

Herr professor Grafsmann weist in seiner schönen abhandlung über die italischen götternamen (zeitschr. XVI, 175) die frühern ableitungen des wortes Ceres von der wurzel kar, oder von dem sanskritischen götternamen *S*rî ab, und schlägt statt dessen, namentlich auf oskische formen gestützt, eine ableitung von der wurzel krish vor. Diese wurzel bedeutet aber zu entschieden das furchen ziehn oder pflügen, um auf die fruchtgöttin zu passen, und kommt in der technischen bedeutung des ackerbaus in keiner der nordarischen sprachen vor. Das deutsche karst pafst nicht hierher, und gehört wohl zu kehren.

*) Auf den wunsch des verf. ist in diesem und dem folgenden artikel seine transcription des sanskritalphabets beibehalten worden. anm. d. red.

**) Das suffix at vertritt im Veda auch das suffix an, z. b. yúvat, Rv. X, 39, 8, statt yúva, wie bei maghavan und maghavat. Siehe M. M. sanskritgrammatik, §. 200.

Hephaestos.

Professor Kuhn leitet Ἥφαιστος von sabhéya ab, wovon der superlativ sabheyish*th*a lauten würde. Es bieten sich dabei zwei bedenken. Erstens, wie läſst der begriff sabhéya, häuslich, eine steigerung zu, zweitens, kann ish*th*a je auf das taddhitasuffix eya folgen?

Während nun sabhéya als beiwort des Agni im Veda nie vorkommt, so erwähnt professor Kuhn selbst ein im Veda sehr gebräuchliches beiwort des Agni, nämlich yávish*th*a, der jüngste, und da prof. Kuhn dieses yávish*th*a nicht zur erklärung von ἥφαιστος heranzieht, so darf man wohl schlieſsen, daſs er die phonet. schwierigkeiten für unüberwindlich hielt. Die schwierigkeiten sind nun allerdings nicht unbedeutend, ich glaube aber doch sie lassen sich entfernen. Wäre ἥφαιστος ganz regelmäſsig gebildet, so wäre es eben für mythologische zwecke unbrauchbar gewesen, denn ganz durchsichtige und verständliche appellativa werden nur selten zu trägern mythologischer ideen. Die frage ist also, war eine solche bildung, wenn auch nicht nach streng griechischer, so doch nach streng arischer grammatik zulässig, und dies glaube ich mit ja beantworten zu können.

Für yúvan haben wir die nebenform yavan, die theils im sanskrit superlativ yavish*th*a, theils im zend yavan hervortritt. Hiervon würde ein abstractum im sanskrit yâvyâ lauten, was das griechische ἥβη ist.

Die nächste frage ist nun, ist es möglich, daſs das ursprüngliche v, welches hier durch β vertreten, jemals durch φ vertreten werden kann. Es ist dies eine alte streitfrage, und, so weit das material sich jetzt beurtheilen läſst, darf man die vertretung von skr. v durch φ nur mit gröſster vorsicht annehmen. In σφός für svas steht sie fest, andere fälle (zeitschr. VIII, 407) sind zweifelhaft. Andrerseits ist es aber nicht richtig, wenn man das φ in σφός als durch das vorhergehende σ bedingt darstellt (Curtius, grundzüge, p. 530). Denn in allen andren mit sv anfangenden worten wird v nie zu φ, und auch in diesem

pronominalstamme hat es sich nur dialectisch neben ἑός und ὅς erhalten. Wir dürfen also vertretung des v durch φ nur dialectisch oder local annehmen, und da götternamen oft ihren alterthümlichen und localen ursprung durch dialectische eigenthümlichkeiten bethätigen, so darf ἥφη bedingungsweise als nebenform von ἥβη gelten.

Dafs in gewissen arischen dialecten das suffix ista oder ishṭha die wurzelsilbe verstärkt, hat bereits prof. Kuhn nachgewiesen. Von dîrgha haben wir drâghîyas und drâgishṭha, von sthûla, sthavîyas und sthavishṭha, von yuvan, yavîyas und yavishṭha. Geben wir für yuvan vriddhi statt guṇa zu, so wie in drâghishṭha, so gewinnen wir *yâvishṭha, und im griechischen ἥφιστος.

Giebt es nun aber in irgend einem arischen dialect einen praecedenzfall für einen superlativ, der im griechischen uns ἥφα-ιστος statt ἥφιστος, der jüngste, gäbe? Ich glaube ja. Im zend finden wir statt sthavishṭha, stâvaesta, d. h. wir finden vriddhi des wurzelvocals, wie in ἥφαιστος, und beibehaltung des auslautenden stammvocals vor dem superlativsuffix ista. Nach analogie von stâvaesta könnten wir von yavan ein yâvaesta bilden, und dieses bildet den fernen, aber doch noch faſsbaren hintergrund zu ἥφαιστος.

Was nun yávishṭha selbst betrifft, so ist es ein stehendes epitheton des Agni, und, so viel ich weiſs, keines andren gottes im Veda. Viele götter werden yúvan genannt, aber Agni allein yávishṭha. Die stellen sind zahlreich. Der vocativ findet sich: I, 22, 10; 26, 2; 141, 10; 147, 2; 189, 4; II, 7, 1; III, 15, 3; 19, 4; IV, 2, 10; 13; 4, 6; 11; 12, 4; V, 1, 10; 3, 11; VI, 15, 14; 48, 8; VII, 1, 3; 7, 3; VIII, 23, 28; 84, 3; X, 1, 7; 2, 1; 4, 2; 45, 9; 69, 10; 80, 7; 87, 8; als âdyudâtta, II, 6, 6. Der nominativ, I, 141, 4; IV, 12, 3; VI, 6, 2; VII, 4, 2. Der accusativ, I, 44, 4; VI, 5, 1; VII, 3, 5; 10, 5; 12, 1; X, 20, 2. In allen diesen stellen bezieht sich yávishṭha, als name oder beiwort, auf Agni, nur in zwei stellen (I, 161, 1; X, 143, 2) kommt es als adjectiv und ohne beziehung auf Agni vor.

Wie sehr yávish*th*a zum eigennamen Agni's wurde, zeigt das weiter abgeleite yavish*th*ya, welches ebenfalls eine feststehende bezeichnung Agni's ist. Als vocativ: Rv. I, 36, 15 (âdyudâtta); I, 36, 6; 44, 6; III, 9, 6; 28, 2; V, 8, 6; VI, 16, 11; 48, 7; VII, 16, 10; VIII, 60, 4; 8; 75, 3; 102, 3; 20. Als accusativ, V, 26, 7.

Wie bereits bemerkt, ist der positiv von yavish*th*a sehr häufig auch von andern göttern gebraucht, und zwar bedeutet es überall jung, stark, lebendig. So nennt man Indra a*g*áram yúvânam, den nie alternden, den jungen: III, 32, 7; VI, 19, 2. Er heifst yúvâ kávi*h*, I, 11, 4; der junge seher; yúvâ sákhâ, VI, 45, 1; VIII, 45, 1; der junge freund; yúvâ, jung, überhaupt, II, 16, 1; 20, 3; VII, 20, 1; VIII, 21, 2. Die Maruts heifsen oft die jungen, die lebendigen oder frischen, I, 165, 2; 167, 6; VIII, 20, 17; 18; auch kávaya*h* yúvâna*h*, V, 57, 8; 58, 3; VI, 49, 11. Auch ihre schaar heifst die junge, wilde schaar, I, 87, 4; V, 61, 13. Aufserdem gilt dasselbe beiwort für Rudra, V, 60, 5; II, 33, 11; für Vanaspati, III, 8, 4; für Savitar, VI, 71, 1; für Soma, IX, 14, 5 und für die A*s*vins, I, 117, 14; III, 58, 7; VII, 67, 10; VI, 62, 4 etc., für ihre doppelgänger, Mitrâ-Varu*n*au, VII, 62, 5. Vish*n*u heifst I, 155, 6, yúvâ ákumâra*h*, jung, aber kein kind.

Auf Agni angewandt bedeutet nun yúvan offenbar jung, frisch, lebendig, sei es nun das lebendige feuer des altars oder das ewig neue feuer der sonne. So heifst es

II, 4, 5: *g*u*g*urvā̆n yá*h* múhur ā̆ yúvâ bhū̆t
Agni der, wenn er gealtert, stets wieder jung wird.

I, 144, 4: dívâ ná náktam palitá*h* yúvâ a*g*ani
Nachts wie am tage ward er, nachdem er ergraut, jung geboren.

Agni heifst, wie Indra, yúvâ kávi*h* III, 23, 1; V, 1, 6; 45, 9; VIII, 44, 26; und einfach yúvan I, 12, 6; IV, 1, 12. In einer stelle finden wir in demselben verse sowohl den positiv als den superlativ.

VI, 4, 1: huvé va*h* sûnúm sáhasa*h* yúvânam ádroghavâ*k*am matí-bhi*h* yávish*th*am

Ich rufe für euch den jungen sohn der kraft, mit liedern ihn dessen rede untrüglich, den jüngsten.

Sodann lesen wir

VII, 4, 2: *sáh* *grítsah* *agníh* tárunah *kit* astu, yátah yávishthah ágauishta mâtúh

Obgleich noch zart, soll Agni doch gescheit sein, da er entsprofs als jüngster seiner mutter.

Hier bedeutet yávishtha, der jüngste, gleichfalls voll von jugend, voll von lebenskraft, nicht etwa natu minimus, der jüngste oder letzte unter den göttern.

Dafs bei den Griechen von anbetung des feuers und verehrung des feuergottes, wie im Veda, nicht die rede sein kann, versteht sich von selbst, aber der elementare hintergrund des legendenhaft gestalteten Hephaestos, kann darum doch, wenigstens in seinem namen, bewahrt sein. (Siehe Welcker, griechische götterlehre, p. 659).

Eine ähnliche etymologie für den römischen Vulcanus hatte bereits Schlegel entdeckt, der es vom skr. ulkâ, feuerbrand, ableitete. Dieses wort findet sich auch im Veda, und zwar in bezug auf die funken des feuergottes,

IV, 4, 2: ásamditah *ví* *sriga* víshvak ulkâh,

Ungefesselt streue überall hin deine funken!

Professor Grafsmann hat auf die ursprünglichere form vark-as, als etymon für Vulcanus, hingewiesen. (Zeitschrift XVI, 164).

Oxford, november 1868. Max Müller.

Die kosenamen der Germanen. Eine studie von dr. Franz Stark. Wien, Tendler 1868. 8. 188 und XII seiten.

In den sitzungsberichten der phil.-hist. klasse der kais. akad. d. wiss. (bd. 52. 53) hatte der verf. seine vieljährigen mühevollen und gründlichen untersuchungen über die alten germanischen kosenamen zuerst veröffentlicht; das gegenwärtige buch, wie im vorworte gemeldet wird, enthält jene abhandlung vollständig umgearbeitet und reichlich erweitert. Von Förstemanns altdeutschem namenbuche will es sich mit rücksicht auf die vor allen dingen wichtige erkenntnis und scheidung der wortstämme grundsätzlich entfernt halten, will somit namentlich eine menge etymologischer irrthümer, welche sich vorzüglich bei der würdigung der hypokoristischen formen dort und anderswo kund thun, hinwegräumen. Als nöthig für seinen zweck hat es der verf. betrachtet sehr häufig auf keltische namen, denen er überhaupt eine mehr als gewöhnliche aufmerksamkeit widmet, zu verweisen; unter den heimischen unhochdeutschen dialekten ist ihm neben dem sächsischen insonderheit der friesische eine überaus reiche quelle gewesen.

Darnach wie die deutschen personennamen in den urkunden ihrer form nach erscheinen, nämlich entweder aus zwei wörtern zusammengesetzt oder nur aus einem gebildet, ergibt sich die vollkommen zutreffende eintheilung aller kosenamen in zweistämmige (Gerdt, Tamm, Wilm) und einstämmige (Benno, Hein, Wolf), über deren gegenseitiges verhältnis der verf. den grundsatz, welcher seine schrift durchdringt, schon in der einleitung dahin ausspricht: die einfachen, einstämmigen namen sind verkürzungen der zusammengesetzten. Von den einstämmigen kosenamen, die aus der zusammensetzung nur ein wort bewahrt, das andre abgeworfen haben, handelt die erste größere hälfte des werkes; in der zweiten werden die zweistämmigen kosenamen aufgeführt, in welchen beide theile des zweigliedrigen namens vermöge der zusammenziehung bruchweise vertreten sind, z. b. Thiemo, Timmo aus Thietmarus, Rolf = Rodolfus. Beide klassen von

namen sind vielfachen veränderungen unterworfen durch neue verkürzungen, denen auch assimilation und gemination hinzutritt, vornemlich aber durch die besondern formen der deminution. Angehängt sind dem buche drei excurse: 1) über zunamen, 2) über den ursprung der zusammengesetzten namen, 3) über besondere friesische namensformen und verkürzungen.

Gegenüber einer so werthvollen, auf die umfassendsten sprachkenntnisse nicht minder als auf die fleifsigste und geschickteste benutzung der quellen gegründeten arbeit eröffnet sich vermöge der mannigfaltigkeit des behandelten stoffes und nicht geringen schwierigkeit einiger seiten desselben, zum theil auch wegen einer gewissen eigenthümlichkeit der wissenschaftlichen darlegung, welche sich in einigen wesentlichen punkten offenbart, allerdings ein überaus reiches feld der beurtheilung, auf dem gleichwol beschränkung auch für den kundigsten, geschweige für den, der nicht überall selbständig und unabhängig zu forschen vermag, pflicht zu sein scheint.

Den nachtheil, welcher sich durch herbeiziehung fremder, namentlich keltischer elemente in die deutsche sprachforschung geltend macht, hat der verf. anzudeuten nicht unterlassen; von gröfserer bedeutung erscheint es ihm jedoch, dafs erst durch erkenntnis und würdigung der keltischen namen an vielen hundert stellen der eine oder der andre ursprung mit sicherheit könne nachgewiesen werden. Unterdessen darf man es wohl beklagen, dafs nichts desto weniger ziemlich häufig des verfassers immerhin berechtigte zweifel über germanische oder keltische nationalität entgegentreten, und um so mehr beklagen, als diese zweifel in der regel blofs mitgetheilt, nicht begründet werden; vgl. s. 22 not., 24 Bucca, Argimirus, 26 Bertramnus, Bechta, 27 Narduinus, Nardo, 44 Sundo, 49 Malo, 53 not. 5, 55 Sania, Durius, 61 not. 2, 66 not. 2, 70 Chriotger, 82 not., 146.

Die frage nach dem verhältnis der einfachen zu den zusammengesetzten namen beantwortet der anfang eines eigenen sehr anziehend geschriebenen excurses, welcher

von der entstehung der zusammengesetzten namen handelt. Hier nach wiederholung des satzes, dafs die zweistämmigen namen die ursprünglichen, die einstämmigen secundäre bildungen seien, fügt der verf. hinzu, dafs gleichwohl in vorhistorischer zeit alle personennamen anfänglich einfach gebildet, die zusammengesetzten erst allmählich, jedoch noch innerhalb jener periode entstanden zu sein scheinen. Wenn es mühe macht diesen unterschied, auf den sich das umgekehrte verhältnis der beiden namenklassen und ihrer priorität gründen soll, klar zu erkennen und aufzufassen, so dürften die beispiele, welche zur veranschaulichung der ursprünglichen namengebung dargeboten werden, der deutlichkeit noch geringeren vorschub leisten. Nachdem aus den vorgängen innerhalb der historischen zeit eine ähnliche namenbildung in der vorhistorischen zeit gefolgert worden ist, heifst es beispielsweise: „Hiefs der vater Ebur, die mutter Swinda, so mochte die tochter Eburswinda, der sohn etwa Swindebur genannt worden sein“. Das klingt an sich ganz gut und annehmlich, aber es drängt sich unwillkürlich die weit wichtigere frage auf: Sollen hier, wo ausdrücklich von vorhistorischer zeit die rede ist, Ebur, Swinda als nicht blofs scheinbar, sondern wirklich einfache oder aus bereits zusammengesetzten gekürzte namen gefafst werden? Der zusammenhang spricht für die erstere geltung, mit welcher sich indessen nicht leicht vereinigen läfst, was s. 157 ausdrücklich aber wieder beispielsweise von Swinda gelehrt wird, dafs es nämlich keine ältere bildung sei als Irminswint, sondern einer jüngeren zeit angehöre. Soll angenommen werden, dafs Swinda der vorhistorischen periode für einen einfachen, Swinda der historischen zeit für einen aus Irminswint oder einer andern gleichartigen zusammensetzung gekürzten namen zu gelten habe? Eine vollständig befriedigende antwort auf die frage nach dem historischen verhältnis der beiden namenklassen zu einander darf nirgends, daher auch in diesem buche nicht erwartet werden; ohne zweifel empfiehlt sich Starks ansicht weit mehr als die von ihm bekämpfte. Aber sollten nicht bei den einstämmig auftretenden namen

unterschiede gemacht, namen wie Bruno, Hugo, deren der verf. überhaupt nicht erwähnt, als wirklich einfache namen betrachtet und den beigehörigen zusammensetzungen nicht voran aber ebenbürtig zur seite gestellt werden dürfen?

Wenn man es bisher beinahe als einen grundsatz hinstellen zu können glaubte, dafs deutsche personennamen im gegensatze zu den fremden, welche in vertraulichem gebrauche vorzugsweise ihres ersten theiles verlustig gehn, nur hinten abgekürzt zu werden pflegen *); so liefert die vorliegende sammlung beispiele des entgegengesetzten vorganges, den der verf. gleichwohl ausdrücklich als ausnahme betrachtet wissen will, in hinreichend beglaubigter menge. Eben dahin habe ich von jeher Nöldeke, Nöldechen gerechnet (aus Arnold), vermag jedoch diese namen urkundlich nicht nachzuweisen, halte sie vielmehr für spät gebildet; aufs haar gleichen sie dem s. 134 vereinzelt stehenden aber vollkommen gesicherten Nardus = Eginardus.

Es ist bemerkenswerth, dafs die namen auf -man, welche doch auch zu den kosenamen gezählt zu werden pflegen **), keinerlei berücksichtigung gefunden haben. Wahrscheinlich spricht ihnen allen der verf. hypokoristische bedeutung ab, obgleich sich fragen läfst, ob namen wie Güntzmann, Thideman, welche früh genug begegnen um aufgenommen zu werden, in andrer weise zu verstehn seien ***). Auf jeden fall war es von bedeutung und interesse zu erfahren, wie ein so hervorragender sammler über solche namen, deren er sich in demselben umfange wie aller übrigen wird bemächtigt haben, zu urtheilen vermag. Mit noch mehr grund vielleicht dürften formen auf -sch (Dietsch, Fritsch, Göttsch, Hinsch, Nitsch) vermifst werden, deren manche dasselbe alter haben, dem andre herbeigezogene namen anheimfallen.

---

*) vgl. Grimm gramm. III, 690. W. Wackernagel umdeutsch. 82.

**) vgl. Fr. Becker im progr. Basel 1864 s. 17. Weinhold die personennamen des Kieler stadtbuchs 1866 s. 10.

***) vergl. Onne Onsteman s. 170. In Kappelman s. 182 erkennt der verf. Kappe = Kampe.

Mit beziehung auf die oft sehr schwierige und zweifelhafte erklärung der einzelnen kosenamen aus den ihnen zu grunde liegenden zusammengesetzten formen hat es der verf. unterlassen dem leser die stufen der glaubwürdigkeit, sei es durch eine einleitende allgemeinere bemerkung oder durch besondere zusätze, deutlich zum bewustsein zu bringen. Wenn Lübben in Haupts zeitschr. X, 299, wo er hypokoristische formen aus dem friesischen vorführt, sich zu der angemessenen mittheilung veranlafst sieht, dafs er in den urkunden auf keine fingerzeige gestofsen sei, etwa auf ein „qui et dictus" oder ähnliches; was er gefunden, habe er theils aus dem heutigen gebrauche, theils aus analogie erschlossen: so unterrichtet uns Stark am schlusse seiner einleitung blofs mit den worten, dafs er in hinreichender zahl beispiele gefunden habe, welche den vollen und verkürzten namen einer und derselben person nachweisen und endgiltige folgerungen gestatten. Dieser nachweis, soll er als vollständig gesichert und beglaubigt gelten, betrifft doch in der that, wie nicht anders zu erwarten steht, eine verhältnifsmäfsig sehr geringe anzahl von namen *); häufiger wird ein zweifel angedeutet oder ausgesprochen und bisweilen sorgfältig begründet **); überwiegend jedoch findet man den vollen namen dem verkürzten ohne weiteres beigeschrieben, und es fällt nun die prüfung, welche der verfasser, vorausgesetzt dafs es ihrer bedarf, mit viel geringerer mühe hätte übernehmen können, dem leser zu. Freilich in den meisten fällen darf man einem so kundigen und geschickten, dabei vorsichtigen und gewissenhaften führer getrost folgen; aber immer bleibt es wünschenswerth genau davon unterrichtet zu sein, ob dieser führer bestimmt und unwiderleglich zu beweisen oder blofs treffend und annehmlich zu schliefsen

*) Grimizo = Theudgrim 14, Eda = Eådvine 16, Sicco = Sifrid 20, Bucco = Burchard 24, Atto = Adelbert 40, Wezelo = Wernher 98, Lampe = Lambert 124, Aleff = Adolf 189, Fick = Friderich 185.

**) Einmal erstreckt er sich gleichmäfsig über eine menge mit z gebildeter deminutiva auf mehr als drei seiten (86 fg.).

vermag. Wenn Lübben a. a. o. mit deutlichster unterscheidung lehrt, dafs Ficko aus Friderich urkundlich gekürzt erscheine und darnach auch wohl Focko, Hicko, Ucko als hypokoristische formen von Folchart, Hilderich, Ulrich anzusehen seien; so führt Stark diese selben ableitungen so auf, dafs sie der leser, welcher in dergleichen untersuchungen nicht eben bewandert ist, für historisch ausdrücklich beglaubigt anzusehn leicht veranlafst wird. Ferner bemerkt der verf. in der einleitung zu den zweistämmigrn kosenamen s. 103, dafs er nur solche zusammengezogene namen benutzt habe, deren volle formen urkundlich überliefert seien. In diesen worten kann doch nur liegen: die zusammengezogene und die von dem verf. zu grunde gelegte volle form sind urkundlich gesichert; keineswegs erstreckt sich, wie man im ersten augenblicke zu verstehen geneigt sein könnte, die versicherung auch auf eine historische beglaubigung des zusammenhangs dieser beiden formen. Einmal finde ich die durch ein in der alten quelle zwischengesetztes „sive", wie sich annehmen läfst, bestens verbürgte identität des gekürzten und des vollen namens nicht ausdrücklich hervorgehoben; mindestens verzeichnet Förstemann 775: „Immo sive Irminfrid", während sich Stark. (24) zu derselben stelle mit „Immo = Irminfridus" begnügt.

In der höchst dankenswerthen und lehrreichen rückschau über die einstämmigen kosenamen (95 fg.), wo sich, nebenbei bemerkt, die vermuthung fast bis zur gewifsheit geltend macht, dafs die deminution ein der blofsen verkürzung nachfolgender vorgang gewesen sei, wird dreimal auch ableitendes d genannt, ohne dafs dieses ausdrucks in der abhandlung selbst noch auch im sachregister erwähnung geschieht. Namen dieser art finden sich s. 58 not. 2. Mag immerhin einsicht in das angedeutete verhältnis dem unterrichteten und erfahrenen leser zugetraut werden, so erfordert doch auch eine so streng wissenschaftliche arbeit wie die vorliegende, ja in gewisser hinsicht sogar in höherem grade, deutlichkeit und ordnung. Diese dürften in dem gegebenen falle vorzüglich auch insofern vermifst

werden, als in derselben rückschau und zwar auf der nächstfolgenden seite die bezeichnung „ableitungen mit t (goth. d)“ gebraucht wird; wozu stimmt, dafs das register s. 191 mit bezug auf s. 146 der abhandlung, wo der einzige name Albito*) verzeichnet steht, sich desselben ausdrucks bedient. Ferner enthält das register zu s. 56 eingeklammert die friesische deminution ts, st, je, tje; an der betreffenden stelle der abhandlung aber sieht man blofs den namen Eggest, und obwohl andere namen solcher art später folgen sollen, führt doch das buch eine selbständige behandlung derselben nirgends vor. Zwar stehn ihrer mehrere s. 74 (wovon diesmal das register nichts meldet), aber aus den sammlungen anderer entlehnt; bei namen auf -je, welche hier und schon früher, kaum später begegnen, wird durchweg, wenn ich mich recht umgesehen habe, auf Ruprechts programm (Hildesh. 1864) verwiesen: Taatje, Wardje 70, Wemje 71, Oetje, Eltje 72, Goetje, Hieltje 73, Schwantje, Altje, Geertje, Ihntje, Luitje, Mentje, Nantje, Ontje, Suntje 74.

Wer das vorliegende buch fleifsig durchmustert, wird einer überraschend grofsen menge von formen gewahr, denen heutige familiennamen begegnen. Wenn dies bei bekannteren namen, deren erklärung auf der hand liegt oder doch leicht gewonnen werden kann, nichts zu bedeuten hat, so gewähren dagegen andere fälle ein ganz besonderes interesse, und es hätte sich gewifs der kleinen mühe verlohnt, dafs eine weit gröfsere anzahl unserer heutigen geschlechtsnamen verglichen wäre, deren wahrer ursprung schwerlich im allgemeinen so bekannt sein dürfte, als dafs Weigel, woran der verf. s. 56 zu erinnern nicht vermieden hat, älterem Wigel entspricht. Folgende namen z. b., mit denen schon manchmal sehr unvorsichtig und verkehrt umgegangen worden ist, finden hier ihre blofs stillschweigende erklärung: Vack 28, Ihne 63, Sello 67, Ranke 71,

*) In einer note wird dazu Hubetho = Hubertus verglichen, welcher name an Gebetho = Gebehardus s. 58 erinnert, beide aber zugleich an Egbeth, Arneth u. a., deren dentalauslaut der verf. als zum stamme gehörig betrachtet.

Sandrat 83, Pertz, Bonitz 87, Betzel 93, Hipp 118. 128, Lübbe, Nobbe, Wöbbe, Wübbe 119. 128. 129, Seibt 136, Abeken, Köpke 144, Lübke, Wöbcke 145, Bening 171, Wohlers 183, Sibbern, Dibbern 187. Ausdrücklich dagegen macht das buch auf einige im allgemeinen wohl viel weniger bekannte heutige geschlechtsnamen meist aus österreichischem gebiete aufmerksam, vermuthlich in der absicht zu zeigen, dafs alte mehr oder minder ungeläufige namensformen von zum theil etwas zweifelhaftem ursprunge noch nicht verklungen seien, z. b. Struntz 77, Luntz 83, Streinz und Strenn 85, Bunz 87, Lumbe 113, Baming 116, Zippe 119. Schwerlich indessen entspricht das heutige deminutiv Röckl, wie s. 91 vorführt, einem alten Rudikilo, sondern wird mit Stöckl, Zöpfl und dergleichen handgreiflichen namen zu vergleichen sein. Und bei Spatz dürfte wohl weniger an ahd. Spatizo (s. 81), obgleich das verhältnis der formen nichts vermissen läfst, als an Sperling und Lüning gedacht werden. Für die erklärung des familiennamens Dulk kann der name Gosen von Dulk = Goswinus Dulchius a. 1463, der sich s. 130 zu anderem zwecke aufgeführt findet, von gröfserer bedeutung sein als Tulko, dem er s. 28 gleichgestellt wird; man möchte einen bekannten ort darin vermuthen.

Bei dem aufserordentlichen verdienste, das sich Stark um die erklärung einer grofsen menge bisher noch nicht enträthselter, zum theil noch nirgends ernstlich besprochener namen erworben hat, und bei der geschicklichkeit, mit welcher er zu deuten versteht, kann es nur bedauert werden, dafs in mehreren fällen die zurückführung der verkürzten form auf ihren ursprung, wo nicht unterblieben, so doch nicht ausdrücklich vorgeführt, sondern nur etwa vorausgesetzt worden ist. Man betrachte z. b. die bekannten friesischen namen Onno und Oncken. Die frage, welche s. 70 in der anmerkung aufgeworfen wird: „Onno = Anno?“ ist nur geeignet in gröfseres dunkel zu versetzen, zumal da Anno selbst eigentlich unerledigt geblieben ist und s. 70 und 169 für jene namen vom u ausgegangen

wird. Freilich schliefst das verzeichnis der an der letzteren stelle vereinigten namen mit dem compos. Unbald, ohne dafs sich ein zusammenhang wahrnehmen liefse; der stamm un aber scheint mindestens zu dem, was über Anno und verwandte namen s. 51 *) vermuthet wird, nicht zu stimmen. Zu Danzo s. 88 (vergl. Dentzelin 94) wird zwischen Danizo und Dantizo die wahl gelassen, aber weder ein voller name noch eine andeutung über den sinn des stammes kommt zum vorschein. Ueber den ursprung von Momme (Momsen), Monno, Momke, Monike, welche s. 173 von Mammo, Manno, Manke getrennt auftreten, während Nomme, Nonno, Nomke mit Naame, Nanne, Nanneke zusammengenommen vorgeführt werden, belehrt ebenfalls kein fingerzeig. Bisweilen dagegen hat sich der verf. über die quelle eines schwierigeren namens sowie über die bedeutung des zu grunde gelegten stammes ziemlich eingehend ausgesprochen; man vergleiche Kadal- 41, Sund- 44 fg., Reitke und Skeltko 70, Nâzo und Stazo 81, Piezo 83, Strinzo 85, Hripo 114, Joppo 117, Cnebba 122, Hobba und Hobbo 128, Totila 150. Am ausführlichsten sind s. 33 fg. Dudo und Poppo, sodann 108 fg. Wamba, dessen erklärung durch goth. vamba (venter) einsichtsvoll zurückgewiesen wird, behandelt worden. Bei Dudo und Poppo, deren formelle beschaffenheit dem verf. veranlassung gibt diese namen im zusammenhange zu untersuchen, was er mit scharfsinn und grofser gelehrsamkeit ausführt, sei es gestattet einige augenblicke zu verweilen. Bekanntlich wird Dudo mit Liudolt, -olf gleichgestellt. Nach besprechung der ansicht Lappenbergs, dafs es hier auf einen wechsel der stämme liud und thiud ankomme, wirft St. eine andre frage auf: ist etwa Dûdo aus Lûdo durch assimilation des l zu d entstanden? Schliefslich neigt er sich jedoch zu der annahme, Dudo sei keine verkürzung von Liudolt, -olf, sondern ein aus anderem stamme **) hervorgegangener zuname. Zwischen

*) im register steht verdruckt 15.

**) vgl. Weinhold s. 16.

diesen erklärungen, deren jede aufmerksamkeit verdient, zu entscheiden fällt schwer. Wenn sich sichere analoge beispiele in hinreichender anzahl für die angegebene assimilation von Dûdo aus Lûdo (Liudo) beibringen liefsen, meint der verf., stehe der deutung nichts im wege; er selbst vermag nur span. Nuño (= Munio) und das berühmte engl. Bobby, Bob für Robert zu vergleichen. Ich habe mich nach andern beispielen umgesehen, aber nur auf dem gebiete lebender mundarten noch ähnliche fälle getroffen. Dafs in Basel Jakob in traulicher rede Böppi oder Beppi genannt werde, versichern W. Wackernagel in Pfeiffers Germ. V, 318 und Fr. Becker im progr. 1864 s. 18. Der letztere fügt hinzu, in Oesterreich sei Beppi = Joseph, also aus Seppi, wie deutlich zu sehen ist, entstanden. Ferner gehen auf Joseph, Josepha im spanischen Pepito, Pepita zurück; vgl. südd. Pepel und Pepy bei Pott person. 112, der aus dem italienischen aufser Peppo (Giuseppe) auch Pippo = Filippo vorführt. Dem namen Bob steht im englischen nichts vollkommen gleich: Ted (neben Ned) für Eduard*) zeigt, wie Nanny aus Anna, einen anderen obwohl verwandten vorgang. Die deutschen kosenamen Lili, Lolo, Lulu, Mimi sind reduplizierte formen. Nun aber erhebt sich eine neue frage: Müssen die hypokoristischen namen den vollen formen, aus denen sie hervorgehn, unbedingt dergestalt entsprechen, dafs ihre entwickelung auf dem wege der sprachgesetze oder nach der analogie der spracherscheinungen hinreichend erkannt werden kann? Im allgemeinen darf diese frage und insbesondere für die alten deutschen kosenamen gewifs bejaht werden; die englische sprache jedoch zeigt unwidersprechlich einige verkürzungen, die nicht in derselben weise ihre erklärung finden, vielmehr jedem wissenschaftlichen verständnis zu widerstreben scheinen. Dick = Richard oder Mab = Abraham brauchen nicht hervorgehoben zu werden, weil sich assimilation, die freilich hier anders als bei Bob auftritt,

*) Vgl. Höfer in seiner zeitschr. I, 328.

behaupten läſst. Wer aber vermag das P in Peg = Margaret und Pat = Martha, das T in Till = Will *) lautlich zu erklären? Mit vollkommenstem rechte bemerkt Pott 110: „die ärgsten namenverderber sind die kinder, ihnen gerade aber ahmen gern in tändelhaftem spiele die erwachsenen nach". Wie nun, wenn in Poppo, dessen allseitig angenommene identität mit Folcmar von St. bestritten wird, ein ähnliches verhältnis vorliegt wie in Peg und Pat? Daſs vorzüglich der buchstabe P zu absichtlichen oder unabsichtlichen verderbungen von wörtern und insonderheit namen erfahrungsmäſsig geeignet zu sein scheint, darf hier nicht übersehen werden; die für vertrauliche benennungen überaus günstige form der reduplikation träte unterstützend hinzu. Freilich gehört viel dazu alle hindernisse, die sich dem, was hier als bloſser einfall hingeworfen ist, entgegenstellen, annehmlich hinwegzuräumen, namentlich die entlegenheit der zeit und in ihr der mangel von analogien. Auch ist die frage zunächst durch die von dem verf. selbst für die möglichkeit, daſs Poppo aus Rodbert entstanden sei, herbeigezogenen modernen koseformen veranlaſst worden; das aber wird wohl auf allgemeinere beistimmung rechnen können, daſs Poppo, alles in allem genommen, eher = Folcmar als = Rodbert zu fassen sei.

Mit beziehung auf eine ziemliche anzahl älterer niederdeutscher namen auf -bern und -lef entfernt sich das buch von einer sehr verbreiteten, den meisten wohl fast stillschweigend giltigen ansicht. In den friesischen namen Albern, Frethebern u.a. war bern, sächs. barn (kind) erkannt worden **); St. aber lehrt s. 187, daſs dieses -bern aus -brand durch metathesis und apokope des dental zu deuten sei, vermag auch Sibern = Sibrand und Tiabrenn neben Tjabbern urkundlich zu belegen ***). In

*) Vgl. Höfer 331; doch scheint die angabe bedenklich. Auch auſserhalb Englands gibt es ähnliche erscheinungen, z. b. Dédéfe, wenn es wahr ist, daſs so im Hennegau für Josephchen gesprochen wird (s. Pott 112).

**) S. Weinhold 14.

***) Vgl. Lübben bei Haupt X, 299. Ruprecht 8.

einer anmerkung nimmt er jedoch wiederum eine reihe namen aus und läſst in ihnen jenes bern, das „kind" bedeutet, walten. Welcher grund der erkenntnis und scheidung hier vorliege, ist mindestens nicht deutlich genug sichtbar; es wird manche leser auf den ersten blick befremden, daſs der im text befindliche friesische name Rodbern dem in der anmerkung angeführten ebenfalls friesischen namen Rodbern nicht identisch sein soll. In Pfeiff. Germ. IX, 483 hatte der verf. nach Crecelius dem alts. Thiadbarn das friesische Thiadbern*) gleichgestellt; jetzt entspringt ihm Tjabbern, Tiabbern aus Thiatbrandus, während alts. Tiatbarn bei barn verbleibt. Sind nun jenes Thiadbern und dieses Tiabbern identisch oder nicht? Es folgen die zusammensetzungen mit -lef z. b. Thiadlef alts. Detlef**). Daſs dieser name dem ahd. Diotleip entspreche, hat bisher jeder geurtheilt, auch Lübben und Ruprecht; Stark jedoch deutet aus Thiadulf (s. 140. 186), indem er von der metathesis -lof und deren veränderung in -lef unterrichtet (139. 185). Auf dieselbe weise werden auch Radlef, Riclef u. a. namen***), denen in Pfeiff. Germ. noch ein ganz anderer stamm von dem verf. zu grunde gelegt war, erklärt****). Und wiederum gibt er s. 141 zu, daſs neufries. -lef bisweilen auch ahd. -leip sein könne, z. b. Radlef, Riclef bei Crecelius. Genau entspricht Godlef dem ahd. Gotleip, St. aber fragt (s. 140) nach Godolf. Man sieht somit, daſs es dem leser fürwahr nicht leicht gemacht wird, was er bestimmt zu wissen verlangen trägt, deutlich zu erkennen.

Sehr interessant und belehrend ist die abhandlung der aus -bold, -bod und -bert gekürzten namen auf -bet.

*) Weinhold 52 verzeichnet verschiedene formen.

**) Viele formen bei Weinhold 58.

***) Vergebens habe ich mich, beiläufig bemerkt, sowohl hier als in den andern angezogenen schriften nach dem auch heute noch geläufigen namen Edlef umgesehen.

****) Im althochdeutschen begegnen Radolf, Richolf sehr häufig, Radleip, Richleip sehr selten. Lübben 305 und Ruprecht 8 haben gleichfalls Riclef = Richolf, Weinhold 64 Radelev, Radelof, Radolf.

Ob jedoch Sibet, wie s. 136 und 164 vorführen, immer aus Sibold = Sigibold zu leiten sei, darf zweifelhaft erscheinen: die mittelform Sibod (10. jahrh.) erinnert mehr an Sîboto = Sigiboto*). Genau wie -bet zu -bold steht -et zu -old, und hier ist es vorzüglich der name Arnet (nebenform Armet), von welchem der verf. zur beurtheilung einer reihe anderer namensformen derselben art ausgeht, wobei er zugleich daran erinnert, dafs in einigen auch r vor dem auslautenden dental unterdrückt sein könne (Folket, Ulbet). Dafs Arnet = Arnold ist, steht fest, auch wenn es nicht urkundlich beglaubigt wäre; aber auch Arent, Arend und Arnd bedeuten denselben namen. Wenn Berent, Berend nicht unmittelbar aus Bernhard hervorgegangen, sondern zunächst auf die aus dem vollnamen zusammengezogene form Bernd (vgl. s. 130) gewiesen zu sein scheinen, so hält es schwer sich davon zu überzeugen, dafs Arent für Arnet stehe, da sich Arent zu Arnd buchstäblich verhält wie Berent**) zu Bernd. Wird aber geltend gemacht, dafs ja Berent den älteren formen Berenhard, Berinhard entsprechen könne, so darf für Arent, obgleich im althochdeutschen bei diesem namen nur Arn- (nicht Arin-, Aran-) zu begegnen scheint, vielleicht ein ähnliches verhältnis in anspruch genommen werden (vergl. den zunamen Ahrenhold).

Abfall des auslautenden dental bei vorhergehender liquida erstreckt sich über viele beispiele, namentlich aus dem friesischen (Sibel***), Reiner). Für die namen auf -er kann jedoch die erklärung oft zweifelhaft sein, weil auch mit heri zusammengesetzt wird (Eler, Lüder). Der name Harder soll nach s. 179 nicht, wie man ge-

*) Vgl. Grimm kl. schr. 2, 356. Dieser vollname wird auch von Pott 287 und Lübben 302 zu grunde gelegt.

**) Die form Bernet kommt bei Stark nicht vor, wohl aber als heutiger alemannischer kosename bei Becker 16 (vgl. d. familiennamen Bennett in Hamburg), der übrigens das -et anders fafst, da er auch Wernet aus Wernher verzeichnet; Wernet stimmt zu Wernhard (Förstt. 1268), wie der hamb. geschlechtsname Gernet zu Gernhard (Förstt. 512).

***) Bartel fehlt ganz im buche.

wöhnlich annimmt, aus Hardheri, sondern aus dem allerdings viel häufigeren Hardger entspringen. Geht dem -er ein b vorher, so ist der zweite stamm entweder brand (bern) oder bert, z. b. Lubber*), Rember (s. 188). Den namen Wulber deutet der verf. (129 und 187) als Willibrand, Wilbrand. Hier scheinen noch andre erklärungen möglich zu sein: Wolbrand = Wolfbrand (Ruprecht 6 und 9), Wolbert (Förstem. 1334. Stark 129). Für die zusammengezogene form Eert wird s. 130 zwischen Evert und Erhard geschwankt, s. 181 Evert allein aufgenommen; man möchte Erhard vorziehen und Gerdt = Gerhard vergleichen. Ebenso unwahrscheinlich dünkt mich die annahme, dafs Evert aus Evehert entstanden sei; man vergl. die hochdeutsche keiner vermittelung bedürfende form Ebert. Unter namen auf -hart begegnet s. 181 auch Melchert, ohne dafs zugleich nach dem stamme gefragt wird, der sich durch das, was Förstemann 900 bietet, auch nicht aufhellen läfst. Bis auf weiteres darf es gestattet sein den namen Melchert, der erst aus dem 16. jahrh. geschöpft ist, als Melcher aus Melchior**) zu erklären. Bei Erloff (23) stehen -olf und ableitendes -of auf der wahl, unnöthig, wie es scheint; denn wie Eglof aus Eglolf (Agilolf) hervorgeht (Grimm gramm. II, 330), so ist Erlof als Erlolf (Förstemann 389) zu nehmen.

Aus der grofsen zahl höchst lehrreicher etymologien verdient die treffende erklärung einiger berühmten namen, deren ursprung man oft bald so bald anders verkehrt angegeben findet, insbesondere hervorgehoben zu werden: Abel (Adelbold, Adelbolda), Ferdinand = Fridenand***), Harm (Harms) aus Herman****). Andere

*) Von Lindbert leiten Lübben 801 und Ruprecht 8; vgl. Weinhold 86. In dem ersten gliede könnte, an sich betrachtet, auch liub stecken (vergl. Liubhart, Liubheri bei Förstem. 858).

**) Alle drei sind heutige familiennamen. Anfügung eines t an die auslautende liquida kommt zumal in späterer zeit bei eigennamen oft genug vor; vgl. Pott 217.

***) Bei Förstemann nicht vorhanden. Zur metathesis vergl. Ferdo = Fredo s. 27, ferner Alfert, Lempfert, Siefert.

****) Und nicht aus Hieronymus, wie unter andern W. Wackernagel im Schweiz. mus. 1, 98 und Becker 19 geurtheilt haben.

deutungen, wie sich bei solchem gegenstande erwarten läfst, mögen dem bedenken raum geben. Die möglichkeit, welche s. 32 versuchsweise auftritt, dafs die frauennamen Ima und Helmswint identisch seien, bleibe hier dahingestellt; desgleichen die erklärung des vornamens Flavius, dessen sich langobardische und westgothische könige bedient haben, aus dem goth. frauja: näher liegt es einige andere ableitungen zu beurtheilen. Wenn Sibo s. 114 mit recht aus Sigi- mit folgendem b (-bold, -bert u. s. w.) geleitet wird, so ist nicht einzusehen, weshalb dessen bekanntes deminutiv Sibicho (Sibuko, Syveke) auf Sigebodo, wie aus der darlegung des verf. hervorzugehen scheint, beschränkt bleiben soll. Zu Lemke = Lamprecht wird s. 143 angemerkt: „falls Lemke st. Lempke und nicht statt Lanike d. i. Landico steht“. Abgesehen von der schwierigkeit, welche hier einem übergange von n in m entgegenträte, gibt es noch vollnamen mit Lem-, die den sichern ursprung aus Land- mit folgendem labiallaut beweisen (Lempfried, Lempfert, Lemfer, Lempert); zudem ist neben Lemke ja auch Lembke bekannt *). Während es s. 69 von Hemke heifst, dafs es vielleicht aus Helmke hervorgehe, findet sich s. 172 zusammenstellung mit Henke. Was Förstemann 599, Pott 158, Weinhold 26 bieten, hier bei seite gelassen, genüge es bei der zweifelhaftigkeit des ursprungs folgende äufserlich vollkommen übereinstimmende gliederung hinzusetzen, die etwa zu weiterer forschung dienen mag: Lemke **), Lemme (Stark 143), Lempe, Lampe (124) und Hemke, Hemme (172), Hempe, Hampe (beide 125). Wie die erste gruppe sicher aus Lambert, Lamprecht stammt, so kann, blofs lautlich genommen, der zweiten Haginbert zu grunde liegen. Was s. 144 von Kobeke bemerkt steht, vorzüglich die verweisung auf das äufserst schwierige Cobbo weiter zu verfolgen schafft mühe und bedenken;

---

*) Vgl. Weinhold 34. 35.

**) Vgl. Lamke und Lampsma bei Ruprecht 28, Lammeke (Lammeco: Weinh. 34) bei Stark 178, wo wieder auf land verwiesen wird, Lambert unberücksichtigt bleibt.

kaum kann man es sich versagen die vermuthung auszusprechen, dafs wir es hier wiederum mit einem undeutschen namen zu thun haben, nemlich mit Jakob*). Die 4. anmerk. auf s. 130 lautet: „Gerdt kann bisweilen auch Goerdt, Gord d. i. Godhard sein"; unter Gord (138) aber trifft man den namen Goerdt nicht. Bis auf weiteres dürfte sich der satz umkehren und noch bestimmter sagen lassen: Goerdt ist Gerdt; vgl. die heutigen geschlechtsnamen Görhardt, Görcke, Göring. Die unbestrittene herkunft des namens Bening aus Bernhard (171) hat den verf. veranlafst auch eines gewissen Coerdt Penninck aus dem 16. jahrh. zu erwähnen. Der mufs wohl fern bleiben, da in seinem nachnamen deutlich die münze steckt, woher eine menge heutiger familiennamen rühren, die ich hier, soviel ich ihrer habe wahrnehmen können, mag die beziehung sein welche sie wolle, zusammenfasse: Pfennig, Penning und (altwestf.) Piening, Gottspfenning, Güldenpfennig, Redepenning, Repenning und Reepen, Rennenpfennig, Schimmelpfeng und Schimmelpenninck, Schmelzpfennig, Wehrenpfennig, Weifspfennig, Winnenpfennig, Wucherpfennig, Zehnpfennig, Zitterpennig. Dem grundsatze, dafs die einstämmigen namen verkürzungen der zusammengesetzten sind, ist auch die deutung des namens Kampo (Campe) anheimgefallen. Zwar weist St. (18) aus dem 15. jahrh. einen Friesen Olteke Kamping nach, der gleich darauf Olteke Kaperdes („Kapert, Kampert, Kamphert") genannt wird; allein sollte das zur beseitigung der selbständigkeit des einfachen wortes, welches sich so trefflich als beiname eignet**), genügen? Mit nagal zusammengesetzte namen kommen wenn auch in sehr geringer anzahl vor; heifst es aber von einem Giselbertus: „dictus Nagil" (s. 50), so scheint dieser zuname einfach zu nehmen. Eher leuchtet ein, wenn von einem „Wolfhardus cognomine Lupus"

---

*) Vgl. Dräseke aus Andreas u. d. gl.

**) Vgl. s. 158 Ulfarr Kappi (kämpfer, held) im altnordischen.

die rede ist (18), dafs Lupus nur die übersetzung des aus Wolfhard verkürzten Wolf sei, obgleich diese kürzung wohl nicht für alle fälle zugegeben werden darf. Um ganz überzeugt zu sein, dafs Cirk = Sirck (Sigerik) und nicht aus Cyriacus zu deuten sei (135), müfsten andre beispiele des c für s (vom z = s sind hinreichend gegeben) vor augen treten. Weinhold 25 sichert den ursprung von Gesa aus Gertrud durch eine hannoversche urkunde; Stark aber bezieht sich, ohne dieser ableitung zu gedenken, auf Geltrud (Giseltrud), läfst jedoch weder den historischen noch den sprachlichen beweis hinreichend erkennen. Wem von beiden mag geglaubt werden? Von allen seiten wird gelehrt und bestätigt, der friesische name Jeppe sei = Ebbe (Eberhard); diese erklärung findet sich zwar s. 40 ebenfalls aufgenommen, doch mit der einschränkung: „wenn nicht = Geppo“, und s. 128 ist lediglich von diesem zweiten stamme die rede. Was soll nun das rechte sein?

Dafs die einstämmigen namen Bruno, Hugo keine berücksichtigung gefunden haben, steht schon oben bemerkt. Hinzugefügt kann hier werden Hatto, da die s. 31 aufgeführte form variante zu Hanto ist; ferner Odo, Oddo (Förstem. 163; Weinh. 39), Scacco (Weinh. 45. 46), Sido, Wendela und Windila (Först. 1254. Weinh. 58), auch Hinz und Heinz. Mit beziehung auf s. 80, wo von namen mit Fold- gehandelt wird, fällt mir ein, dafs ich noch nirgends den heutigen geschlechtsnamen Foltmar, der doch nicht aus Folkmar entstellt zu sein braucht, verzeichnet gefunden habe. Grofses interesse gewährt Fruohwin (42), zu fruochan gehörig, bei Förstem. unvorhanden; die nahe berührung mit Frowin (Grimm myth. 2. ausg. 192) legt die frage nahe, ob der von Pott 599 aus einem programm entlehnte name Frohwin jener oder dieser form gleichstehe (vgl. Froholf zu fruochan). Weshalb der verf. bei Hippeke (145) auf Hebe (127) verweist, ist nicht einzusehen, da dieser letztere name einen anderen stamm birgt, als bei Hibbo (118) und Hippe (128) angegeben steht. Aaldrik (neben Wichtert) als

beispiel der bei Friesen sehr beliebten euphonischen einschiebung eines t (oder d) ist wohl deshalb wenig treffend, weil sich in diesem namen ein vorgang offenbart, der über ganze sprachen, ältere und neuere, verbreitet ist; vgl. *ἀνδρός*, Hendrik, Hundrich, fähndrich, baldrian, franz. moindre, tendre u. s. w. Die s. 32 aufgeworfene frage, ob Kalle = Karli, Karl, wie Weinhold 5 vermuthet, zu nehmen sei, fordert nach meinem urtheil bejahung; vergl. altn. kall (senex) statt karl (Grimm gramm. I², 306), dän. källing aus altn. kerling (anus), engl. Kell, Kelley aus Charles (Höfer I, 329). Assimilation ferner von ld in ll (22) ist zu gewöhnlich, als dafs es einer hinweisung auf das altnordische in diesem überwiegend so knapp gehaltenen buche bedurfte. Dagegen hätte bei der sogar als zweifelhaft bezeichneten synkope des r in dem namen Bechta weit eher Bechtold als engl. Bat (aus Bartholomaeus), weil im englischen manches der art lieber für sich betrachtet wird*), herangezogen werden sollen. Dafs von einem so ausgezeichneten kenner der friesischen sprache, wie sich St. offenbart, die annahme einer verwandtschaftsbezeichnung in dem namen Söster stillschweigends zurückgewiesen wird, fordert aufmerksamkeit. Er fragt nach übereinstimmung mit Sestrit, und doch begegnet auch im altd. Suester, Sustar (Förstem. 113); Weinhold 15—16 bezeichnet Fader, Moder, Broder, Söster, Fedder als friesische verwandtschaftsnamen. Drücke, s. 72 blofs aus Seger entnommen, ist für Gertrud einem grofsen theile der Rheinprovinz überaus geläufig, auch Drückchen, in Hamburg Drütje (Pott 113); auf Drud-, wie St. daneben für statthaft hält, darf nicht zurückgegangen werden. Weshalb s. 84 bei Matza, Metze der ursprung aus Mahthild verschwiegen bleibt, dagegen den gleich hinterher folgenden namen Hiza, Hizo ihr stamm beigeschrieben steht, beantwortet sich etwa aus der nicht selten hervortretenden, schon oben angedeuteten ungleichartigkeit der behandlung. In der langen reihe von bei-

*) Dahin gehört auch Wat, Watty aus Walter (22).

spielen der nachbildung aus dem bereiche der ursprünglichen deutschen namengebung (158 fg.) werden die drei namen der alten heldensage, Heribrant, Hiltibrant und Hadubrant, ungern vermifst. Gegenüber den vielen fällen, wo die erklärung entweder gar nicht oder nicht deutlich und ausdrücklich genug hervortritt, sondern oft blofs wissenschaftlich vorausgesetzt wird, hält es einigemal schwer sich von der nothwendigkeit einer nebenbemerkung zu überzeugen, z. b. dafs der name „Gord von Kord, Kort d. i. Curt = Conrad zu scheiden" sei (138 n. 3). Den überflufs bezeichnet auch die wiederholte hervorhebung des aus der grammatik hinlänglich bekannten ausfalls von d, g, b; vgl. s. 37 fg. 48. 84. Mehr fällt natürlich die fast buchstäbliche wiederholung ganzer sätze auf, sowie die doppelte aufführung von namen mit gleichen belegen. Man sehe z. b. was s. 139 und 141 von -olf, -lof und -lef gelehrt wird, halte im allgemeinen 139 fg. zu 185 fg.; man vergleiche Fidi s. 27 und 185, Ulbet 69 und 164, Meleff 186 und 187.

Die bezeichnung des ersten stammes eines vollnamens mit „anlautend", des zweiten mit „auslautend" erscheint nicht angemessen, um so weniger als die grammatik diese ausdrücke zu wesentlich verschiedenen zwecken zu gebrauchen pflegt. Ohne noth bedient sich der verf. fast bei jeder gelegenheit des fremden harten und rauhen wortes „ekthlipsis".

Zu den am schlufs genannten verbesserungen mufs (aufser dem bereits bemerkten druckfehler in der zahl) hinzutreten: s. 27 assimilation des rd (statt dr im buch); störender ist, dafs sowohl s. 104 als im register 190 der auslautende statt der anlautende konsonant (vgl. den überblick s. 147) geschrieben steht.

Endlich ein wort über die beiden register, auf deren ausführlichkeit im vorwort hingewiesen wird. Durchaus angemessen ist das sachregister und erfüllt jeden ersichtlichen zweck. Welcher grundsatz aber bei abfassung des namenverzeichnisses gewaltet hat, kann man auch nach einer sorgfältigen untersuchung desselben nicht vollkommen

deutlich erkennen, zu geschweigen, dafs auf jeden fall für die praxis nicht hinreichend gesorgt worden ist. Anfangs, als so viele namen nicht zu finden waren, fiel mir ein, es sei immer nur der erste name einer vergleichenden besprechung aufgenommen worden; aber gleich überzeugte ich mich, dafs dies nicht der fall sei, was zudem keinerlei denkbaren vorzug hätte. Es fehlen z. b. Eilger 49, Egert 180, Melchert 181, Hillerck, Hînerk 184, Hedlef 186. Wird entgegnet, das seien ja nicht eigentlich kosenamen, da ihre zweistämmigkeit deutlich offen liege, so ist darauf zu erwidern, dafs für das verzeichnis auf diesen unterschied, dem überdies der rechte grund mangelt, nirgends aufmerksam gemacht worden ist, und ferner, dafs in der that dergleichen namen öfters aufnahme gefunden haben, z. b. zu s. 186 folgende lange reihe: Aleff, Alof, Frellof, Gerleff, Graleff, Jallef, Jullef, Luloff, Marcklef, Meleff, Rhenleff, Riclef, Roelof*). Dennoch scheint es darauf hinaus zu kommen, dafs der verf. sich vorgesetzt hat die einstämmigen und diejenigen zweistämmigen namen, welche vermöge der zusammenziehung ebenfalls aus nur einem worte gebildet scheinen (s. 10), zu verzeichnen, den übrigen jedoch, auch wenn ihnen sonst eine eingehende besprechung widerfährt, im allgemeinen die aufnahme zu versagen, einigen jedoch zu gestatten. Den eben angemerkten friesischen namen können hinzugefügt werden: Afbaldus 23, Anagild, Anricus 51, Assemund 30, Bindelefa 186, Borghers 182, Freemar, Freerik 38, Fretheborn, Geilbern 187, Gilbert 48, sogar vollaus Lamtbertus, Lamtramnus, Lamtvinus 45. Wer sich aber belehren lassen will über Ferdinand, mufs in der abhandlung selbst suchen; schwerlich wird er wissen, dafs ihm allerdings im register Fern den weg weist. Ebenso steht es um andre namen, deren erörterung grade in diesem buche hervorragt und besondere aufmerksamkeit

*) Aufser Hedlef fehlen zu dieser seite überhaupt nur Didelef und Eskelef.

verdient, z. b. Cirk (135), welcher name überdies seiner form wegen vollberechtigt erscheinen mufste, Harder (179) u. a. Bisweilen trifft man statt zweier blofs eine verweisung, z. b. zu Hemke, wo aufser 69 noch 172 nachzusehen ist.

Am schlusse dieser anzeige will ich den wunsch, dessen vollste berechtigung keinen zweifel leidet, auszusprechen mir erlauben, dafs es dem gelehrten verf., dem wir für seine ausgezeichnete leistung so viel dank schuldig sind, recht bald gefallen möge seine auf die erforschung der namen jüngerer und jüngster bildung gerichteten studien (vgl. s. 157) ebenfalls der öffentlichkeit zu übergeben. Eine solche arbeit, mit gleicher geschicklichkeit, wie sich voraussetzen läfst, auf dieselben hervorragenden kenntnisse und denselben andauernden fleifs gegründet, wird insbesondere für die betrachtung der deutschen kulturgeschichte von noch gröfserem und jedenfalls mannigfaltigerem gewinne sein als selbst die gegenwärtige abhandlung, aus der die sprachforschung begreiflich am meisten hervorleuchtet; sie wird neue gesichtspunkte eröffnen, eine menge hergebrachter und eingewurzelter irrthümer aufdecken, zahlreiche berichtigungen fast unvermerkt auszustreuen im stande sein und mit rücksicht auf die aufserordentlich vielen an sich zweifelhaften fälle, die auf dem gebiete der neueren geschlechtsnamen offenbar werden, noch mehr proben jener überlegung und vorsicht, welche in der eben besprochenen schrift so vortheilhaft entgegentreten, zu zeigen veranlassung haben.

Berlin. K. G. Andresen.

Wörterbuch zu dr. Martin Luthers deutschen schriften. Von Ph. Dietz in Marburg, 1. und 2. lieferung von A—Dach. Leipzig 1868. 384 ss. lex.-8.

Ein vollständiges und zuverlässiges wörterbuch zu Luthers deutschen schriften ist auch neben dem Grimmschen wörterbuch nicht überflüssig, da es schon immerhin

von grofser bedeutung ist, den wortschatz Luthers in seiner sonderung von dem anderer zeiten überblicken zu können. Wenn sich nun aufserdem noch hier und da lücken im Grimmschen wörterbuche zeigen, so ist deren ausfüllung durch die vorliegende arbeit um so erwünschter, als der verfasser sich seiner aufgabe durchaus gewachsen zeigt, die er mit fleifs, verstand und umsicht ausgeführt hat. Das buch ist nicht nur für den theologen und den besseres bibelverständnifs suchenden laien, sondern auch für den sprachforscher von bedeutung. A. Kuhn.

Erklärung.

In herrn R. Rödigers recension meiner dissert. de compositis Graecis, quae a verbis incipiunt oben p. 66 ff. finden sich thatsächliche unrichtigkeiten, die mit stillschweigen übergangen worden werden, wenn sich nicht im anschlufs an ihre erwähnung die beantwortung einer wissenschaftlich wichtigen frage wenigstens andeutungsweise versuchen liefse.

Da ich mich über die entstehung der fraglichen composita in meiner schrift ausführlich ausgesprochen habe, so kann ich nicht umhin, allen antheil an den seltsamen vorstellungen meines hrn. recensenten, wonach z. b. bei meiner auffassung „ein menschlicher compositor als das belebende princip“ verbal- und nominalstämme zusammengefügt haben müfste u. dgl. m. abzulehnen. Hr. R. scherzt wohl nur, wenn er sich auf p. 166 beruft, wo ich mit bezug auf gewisse komische zusammensetzungen die betreffenden dichter vocabulorum illorum compositores nannte. — Wie viele sich mit hrn. R. über die „offenbare petitio principii“ wundern werden, dafs ich mich im verlaufe meiner untersuchung auf das berief, was ich vorher, ohne irgendwie eine „stillschweigende voraussetzung“ zu postulieren, gezeigt zu haben glaubte, mag dahin stehen, aber ist nicht die reihe des verwunderns an mir, wenn ich „trotz meines widerspruchs gegen Grimm bei ἕλ-ανδρος, τρυσ-

-άνωρ und ähnlichen stets von weglassung des bindevocals gesprochen" haben soll? Dafs diese compp. je einen compositionsvocal gehabt hätten, konnte schon nach ihrer aufführung unter der rubrik: vocalis compositiva inserta non est (p. 12) oder: membra nulla interposita vocali conjuncta sunt (p. 24) kaum behauptet werden. — Gegen Justi habe ich die schwachen participialformen nicht, wie hr. R. angiebt, in den ersten gliedern von skr. compp. wie vidád-vasu, bharád-vāǵa geleugnet, sondern vielmehr in den letzten von karma-kr̥t, phaṇa-bhr̥t u. ähnl., von jenen heifst u. a. p. 49: in eis prioribus membris, quae sunt participiorum praesentium debiliores, quas vocant, formae cet. — Bei der sammlung und ordnung meines materials suchte ich allerdings eine solche vollständigkeit zu erreichen, dafs von dieser seite her wenigstens keine erheblichen einwände gegen meine resultate gemacht werden könnten, aber mit den worten: omnia exempla — — quam potui diligentissime collegi habe ich mir darum keineswegs ein unverdientes lob anmafsen und etwa die möglichkeit ausschliefsen wollen, als liefsen sich nicht noch manche beispiele nachtragen. Schon die schlufsbemerkungen meiner abhandl. konnten mich, abgesehen von anderem, vor solcher mifsdeutung bewahren. Uebrigens hätte das fehlen einzelner, ohnehin in der masse verschwindender beispiele grade bei hrn. R. vielleicht gnade finden dürfen, da er in seiner schrift ganze classen zahlreicher (ihm freilich unbequemer) composita weggelassen hat, die ihn trotz „ihrer schwankenden erklärung" sehr nahe angiengen. — Dafs jenes verhängnifsvolle diligentissime, seinem zusammenhang entrissen, gar noch herhalten mufs, den gegensatz zu versehen und druckfehlern zu markieren, ist jedenfalls leichter erklärlich als hrn. R.s unmuth über ausdrücke wie verisimilius, multo simplicius u. a., die selbst als stützen meiner „unerträglichen" argumentation angesehen werden. Wäre dies der fall, so würde sich hr. R. vermuthlich nicht mit dem ausdruck subjectiven mifsbehagens begnügt, sondern den drohenden einsturz meines „mühsamen baus" bei dieser gelegenheit in scene gesetzt haben. — Da die bestimmtheit,

mit welcher eine behauptung auftritt, den mangelnden beweis für ihre richtigkeit nicht immer ersetzt, so wünschte ich, es hätte hrn. R. gefallen, die aufgefundenen „trugschlüsse“ wenigstens an einem beispiel zu erläutern und auch eine der „verbalformen (sic) mit scheinbar eingeschobenem σ“ zu nennen, die ich von aoriststämmen abgeleitet haben soll. Hierfür wäre ich ihm ebenso dankbar gewesen, als ich es für seine sorge um mein latein sein würde, wenn er mir nur auch in dieser beziehung ein besseres vorbild durch seine eigne schrift gegeben hätte, aus der ich ihm eine blumenlese hier gerne erspare. Oder sollte ich mir wirklich z. b. die classicität von gen. pl. bovum, ex eis (membris) solute positis quocunque etiam modo conjunctis cet., quamvis insolentiorem formam und von vielem der art zum muster nehmen?

Möge es mir schliefslich erlaubt sein, die meinung hrn. R.s als irrig zu bezeichnen, wonach „meine ansicht mit dem bindevocale steht und fällt“. Zwar — impavidum ferient ruinae, aber so gefährlich ist es wohl doch noch nicht. Denn wer einen compositionsvocal nicht annimmt, kann das ε, ι, ο als thematisch d. h. als zu den betreffenden tempusstämmen gehörig ansehen, ohne dafs dadurch meine auffassung wesentlich verändert wird. Schleicher und namentlich Curtius haben den weg gezeigt, auf welchem hier, wie ich glaube, fortzuschreiten ist. Wer also in *ἐχε-σι = ἔχεις, *φερε-σι = φέρεις, in ἔχε-τε, φέρε-τε u. s. w. das zweite ε nicht mehr für den sog. bindevocal, sondern für thematisch hält, wird bei ἐχέ-φρων, φερέ-καρπος u. ähnl. zu der gleichen auffassung berechtigt sein; wer im aoriststamm λυ-σα das α dem stamm selbst zuweist, wird in λυσί-πονος u. ähnl. lieber an eine schwächung jenes α zu ι als an einen compositionsvocal glauben. Sollten aber deshalb die ersten glieder jener composita weniger leicht für verbalstämme gelten dürfen? Ich dächte nicht. Doch es handelt sich hier nur um eine andeutung, nicht um die ausführung. Was hr. R. von „rein parasitischen anwüchsen“ redet, ist schwerlich überzeugender.

Giefsen. W. Clemm.

Antwort.

Auf die vorstehende erklärung habe ich nur wenig zu erwidern. Dafs ich herrn Cl. durch ein versehen meinerseits zugetraut habe, er wolle ein zur verstärkung des verbalstammes affigiertes t aufser in karmakṛt, phaṇabhṛt, çrutkarṇa u. dergl. auch in vidadvasu etc. anerkannt wissen, thut mir ehrlich leid, und wie ich es jetzt thue, wäre ich jederzeit, wenn nur darauf aufmerksam gemacht, bereit gewesen es offen einzugestehen. Meine übrigen behauptungen aber glaube ich trotz der auslassungen des herrn Cl. im wesentlichen durchaus aufrecht erhalten, und ohne weiter für die sache unfruchtbare erörterungen anzuknüpfen, es dem urtheile derer, die sich für unsere streitsache interessiren, überlassen zu können zwischen uns zu entscheiden.

Der neue vorschlag zur erklärung des an die verbalstämme antretenden ε, ι, ο, der natürlich meine angriffe gegen den früher von herrn Cl. vertheidigten bindevocal nicht zu unberechtigten macht, scheint mir sehr gewinnbringend nicht zu sein.

Dafs mein ton in der anzeige etwas hart sei, ist mir auch von befreundeter seite gesagt worden; mein ehrliches bestreben aber mich rein auf dem boden der objectivität zu halten beweist, denke ich, der schlufs der anzeige, der ausdrücklich um etwa nöthige correction des an die vorgebrachten thatsachen angelegten mafsstabes bittet.

Zum schlufs möchte ich zu meiner vertheidigung noch auf eine nach meiner anzeige erschienene schrift aufmerksam machen, deren verfasser mit mir in seinem urtheile über herrn Cl.s arbeit vielfach zusammentrifft: „Gustav Schönberg, über griech. compp., in deren ersten gliedern viele grammatiker verba erkennen. Mitau 1868“.

Rich. Rödiger.

A. W. Schade's Buchdruckerei (L. Schade) in Berlin, Stallschreiberstr. 47.

aug. 2.

ZEITSCHRIFT

FÜR

VERGLEICHENDE SPRACHFORSCHUNG

AUF DEM GEBIETE DES

DEUTSCHEN, GRIECHISCHEN UND LATEINISCHEN

HERAUSGEGEBEN

VON

Dr. ADALBERT KUHN,

PROFESSOR AM CÖLNISCHEN GYMNASIUM ZU BERLIN.

BAND XVIII.

VIERTES UND FÜNFTES HEFT.

BERLIN,

FERD. DÜMMLER'S VERLAGSBUCHHANDLUNG

(HARRWITZ UND GOSSMANN)

1869.

Inhalt.

Altoskische sprachdenkmäler in griechischer schrift.

(Fortsetzung.)

In der bildung des perfectsuffixes entspricht liok-ak-ei-t genau der oskischen perfectform leik-ei-t, der umbr. treb-ei-t, den lat. fuu-ei-t, po-sed-ei-t u. a. In osk. ac-um und liok-ak-ei-t verhält sich die wurzelform ak- zu der wurzelform ag- in lat. ag-ere u. a. (Verf. ausspr. I, 396. 2 ag.) wie die wzf. pak- in pac-i-t, pac-i-sc-i zu wzf. pag- in pag-unt, pang-o (a. o. 393) und wzf. plak- in lit. plak-ù, schlage zu wzf. plag- in plag-a, schlag, plang-ere u. a. (a. o. 395). Von den hier seit alter zeit neben einander erscheinenden wurzelformen, die auf k und auf g auslauten, ist die erstere aller wahrscheinlichkeit nach die ältere, so dafs schon in der vorzeit der indogermanischen sprachen eine erweichung der tenuis zur media stattgefunden hat. Nach dem gesagten bedeutet also liokakeit in der grabschrift von Anzi so viel wie col-locavit.

Die unmittelbar vorhergehende form κω.αχερηι=ko.acherei hat ganz die gestalt einer locativform eines o-stammes wie alttreí, potereí-, thesavreí, Frentreí u. a. (Momms. U. D. s. 230), wie diese beiden letzten wortformen mit dem suffix -ro gebildet. Es ist auch einleuchtend, dafs .ach- in jener form wurzelhafter bestandtheil und ko- die oskische präposition com- ist, die auch in dem compositum com-parasc-ust-er erscheint (Verf. zeitschr. IX, 162). Welches der vor .ach- verschwundene buchstabe gewesen ist, wage ich auch nicht vermuthungsweise auszusprechen. Jedenfalls liegt die schlufsfolgerung nahe, dafs die locativform ko.acherei unmittelbar vor liokakeit = lat. collocavit gestellt ein nomen ist, das den ort bezeichnet, wo das grabdenkmal gesetzt ist, etwa mit dem sinne in consecrato loco oder in loco maceria cincto, in consaepto oder in area. Weiter vermag ich über jene wortform nichts zu ermitteln.

Nach der bisher geführten untersuchung kann Κα-ϝ-α-ς = Ka-h-a-s nur der nominativ des subjectes des vordersatzes sein, das, wie sich ergeben wird, auch im nachsatze bleibt, der name desjenigen mannes, der das grabmal „dargebracht" oder „versprochen hat": leikeit, und es „gesetzt hat": liokakeit. In Κα-ϝ-α-ς, Ka-h-a-s ist das schriftzeichen ϝ die bezeichnung des lauthauches zwischen zwei getrennt ausgesprochenen vokalen wie in ϝολλο-ϝ-ομ = vollo-h-om. Der name zeigt dieselbe alterthümliche nominativform eines auf a- auslautenden männlichen stammes wie Tan-a-s in einer sehr alten samnitischen inschrift von Aspromonte unweit des alten Bovianum (Momms. U. D. s. 174, VIII) und Μαρ-α-ς in der Mamertiner inschrift von Messina (a. o. s. 193, XXXIX), beides altoskische vornamen. Dieselbe nominativform alter männlicher a-stämme hat sich erhalten in den altlateinischen compositen parri-cid-a-s und hosti-cap-a-s (Verf. ausspr. I, 588. 2 ag.). Die genitivform eines so gebildeten mannesnamens ist erhalten in der aufschrift einer nolanischen vase mit etruskischer schrift: Marahieis Puntais (Mommsen a. o. s. 314), wo Punta-is gen. sing. eines zunamens Punt-a-s ist. Marai. Μαραι. in den verbindungen: Paakul Mulukiis Marai und Μαραι Ὑσοντιον (Momms. unterit. dial. p. 178, XVI. 192, XXXVIII) sind keine genitivformen von Mar-a-s, sondern abgekürzte schreibweisen für *Maraiieís, eine namensform, die sich auf der tafel von Pietrabbondante vollständig erhalten hat (Verf. zeitschr. XI, 403 f. 411 f.) oder für Maraies einer lukanischen bronzeplatte (Fabretti, Memorie d. deputaz. di storia della Romagna anno 3°. Im messapischen sind die nominativformen von mannesnamen auf -a-s häufig; so Δαζιϝονας, Δαζιμας, Δαζομας, Διϝανοϝας, ϝιϝαϝιας, Θεοτορας, Καλατορας, Κριϑονας, Δαπαρεδονας, Δογετιβας, Μολδαϝιας, Μορκοϝιας, Ξοϝεδονας, Πλατορας u. a. (Momms. a. o. s. 74f. 80. 81). Der lukanische name Ka-h-a-s scheint desselben stammes zu sein wie lat. ca-tu-s, Varr. L. L. VII, 46: Apud Ennium:

„Jam cata signa fera sonitum dare voce parabant", cata acuta; hoc enim verbo dicunt Sabini; quare: „catus Aelius Sextus", non, ut aiunt, sapiens, sed acutus, et quod est: „Tunc cepit memorare simul cata dicta", accipienda acuta dicta. Dieses ca-tu-s „scharf, scharfsinnig, klug" von wz. ka- (J. Schmidt, die wurzel AK-, s. 10. 11) ist weiter gebildet in den römischen namen Ca-t-iu-s, Ca-tu-lu-s, Că-ti-l-lu-s (Că-tĭ-l-u-s), Ca-t-o, Ca-t-ul-lu-s. Demnach bedeutet Ka-h-as „der scharfsinnige, kluge, schlaue" wie Tan-a-s, verwandt mit skr. tan-u-s dünn, griech. ταν-α-ό-ς lang, lat. ten-u-i-s, ahd. dunn-i dünn (Curt. Gr. Et. n. 230. 2 ag.) „der schlanke" und Mar-a-s verwandt mit lat. Mar-iu-s, Mar-o, mer-u-s, Mar-(t)-s, griech. μαρ-μάρ-σο-ς u. a. (Verf. ausspr. I, 404 f.) „der glänzende". Die einfache namensform Kahas beweist, dafs die grabschrift von Anzi aus ebenso alter zeit stammt wie die von Sorrento mit ihrer einnamigen aufschrift Vírineís, und dafür sprechen auch die orthographie der inschrift und mehrere alterthümliche wortformen derselben, von denen noch weiter unten die rede sein wird.

Aus dem bisher gefundenen sinn der inschrift ergiebt sich, dafs neben dem namen Kahas des mannes, der das grabmal setzt, auch der name des verstorbenen in derselben enthalten sein mufs, dem dasselbe gesetzt wird. Diesen kann man nur suchen in den letzten buchstaben der inschrift μειαιανα, deren letzter, von dem nur ein schräger schenkel erhalten ist, jedenfalls zu α ergänzt werden kann. Da hinter diesem α auf dem architrav des tempelgiebels, den der grabstein von Anzi darstellt, jedenfalls noch platz ist für den buchstaben ι, so darf man jene buchstabenfolge ergänzen zu einer dativform Μειαιανα[ι]. Zwei namen für den verstorbenen, etwa einen vornamen und einen familiennamen, darf man nicht annehmen, da auch derjenige, der das grabmal setzt, nur den einen namen Kahas führt. Mei-ai-ana-i könnte dativ eines femininen namens sein, wenn nicht das an dem unteren bruch des grabsteines noch sichtbare kopfhaar der auf demselben

dargestellten person zeigten, dafs der verstorbene ein mann war. Also mufs man von jener dativform auf eine nominativform *Mei-ai-ana-s derselben art wie Kaha-s, Mara-s, Tana-s schliefsen, welche die suffixe -aio (-aiio) und -ano enthält wie die oskischen namensformen Pomp-aii-an-s, Pomp-aii-ana-í, Bov-ai-ano-d. Das grundwort, das nach ablösung dieser suffixe übrig bleibt, Me-io- ist schwerlich etwas anderes als der stamm Ma-iio- in der dativform Ma-iio-í des cippus von Abella und in dem namen *Μα-ιο-ς* der inschrift von Ischia, also von Mah-ii-s = lat. Mag-iu-s nur durch den ausfall des gutturalen lautes verschieden (Verf. Z. XI, 327 f.).

Es bleibt endlich noch die wortform *σϝαμ* = svam der vorliegenden inschrift zu erklären. Die ergänzung des letzten unvollständigen buchstabens derselben zu *μ* ist um so sicherer, da nur dieser den raum zwischen dem rande des steines und dem *ε* von *εσοτ* ausfüllt, während die ergänzung desselben zu *λ* zu anfang der zeile einen leeren raum auf dem architrav des durch den grabstein dargestellten tempelgiebels übrig lassen würde. Dieses sva-m erscheint als eine feminine accusativform des pronominalstammes sva- wie osk. pa-m, pa-n, lat. qua-m vom relativen pronominalstamme ka- (Momms. unterit. dial. s. 291. Verf. zeitschr. XI, 403. 414. Ausspr. I, 115. 2 ag.), lat. ta-m vom demonstrativen pronominalstamme ta- und lat. na-m vom pronominalstamme na- (Verf. krit. beitr. s. 289. 290). Osk. sva-m kann also jedenfalls adverbielle bedeutung haben wie ta-m, qua-m, pala-m, cora-m, perpera-m, promisca-m, protina-m, bifaria-m, trifaria-m (Verf. ausspr. I, 769 anm. 2 ag.) und die art und weise bezeichnen. Sva-m ist zunächst verwandt mit der altlateinischen form su.a-d, einer femininen ablativform des pronominalstammes sva-, die sic bedeutet (Fest. p. 351. Verf. a. o. I, 196 f. 201), und dieselbe bedeutung ist daher auch für osk. sva-m anzunehmen. Es bedeutet im zusammenhange der grabschrift von Anzi als adverbium zu dem verbum liokakeit = lat. collocavit, dafs Kahas das grabmal „so" gesetzt hat, wie es eben fertig dasteht

vor den augen desjenigen, der die inschrift desselben liest. Als ortsadverbium kann man sva-m nicht fassen, da die bestimmung des ortes für das grahmal schon in der verstümmelten locativform ko.acherei gegeben ist.

Nachdem ich von der orthographie der grabschrift, von jedem lautbestandtheil und bildungsbestandtheil ihrer wortformen wie von ihrer bedeutung rechenschaft abgelegt habe, gebe ich hier die inschrift noch einmal in griechischer und lateinischer schrift mit der übersetzung in das lateinische, die letztere für einige wortformen doppelt einmal im engen anschlufs an die etymologie der oskischen wörter, dann gemäfs dem sprachgebrauche lateinischer grabschriften:

Πωτ ϝολλοͱωμ σοροϝωμ ειν[ιμ]
Pot vollohom sorovom einim
Quod vallare praeditum *σορῷ* et
Quod exstruere cinerarium et
καπιδιτωμ Καͱας λεικειτ,
kapiditom Kahas leikeit,
capide (sepulcrum) Cahas pollicitus est,
ollarium
κω.αχερηι λιοκακειτ σϝαμ εσοτ βρατωμ
ko.acherei liokakeit svam esot bratom
in co......ō collocavit sic hoc votum
Μειαιανα[ι].
Meiaianai.
Meiaianae.

Die grabschrift von Anzi wird also durch die einnamigkeit der in derselben erwähnten personen neben der griechischen schrift in dieselbe zeit gewiesen, wie die grabschrift von Sorrento, also in die jahre von 421 bis 338 vor Christus. Auch die verwendung des schriftzeichens ͱ zur bezeichnung des zwischen zwei getrennt gesprochenen vokalen entstehenden lauthauches theilt die besprochene grabschrift von allen oskischen sprachdenkmälern nur mit der opferurkunde von Agnone. Diese zeigt sehr alterthümliche buchstabenformen mit unregelmäfsigen stumpfen und

spitzen winkeln, spitz auslaufenden enden der schenkel und verlängerungen derselben über ihren scheitelpunkt hinaus ohne jede ligatur, buchstabenformen, wie sie die älteste oskische schrift der münzaufschriften von Phistelia aufweist, die Mommsen vor 354 vor Chr. setzt. Die spätere oskische schrift, wie sie namentlich der Cippus von Abella aufweist, zeigt hingegen durchweg eine spätere, sehr regelmäfsige, rechtwinklige form der buchstaben, deren schenkel niemals über ihren scheitelpunkt verlängert und deren schenkelenden durch kleine querstriche geschlossen sind, und zahlreiche ligaturen auf einander folgender buchstaben. Auch die wortformen der opferurkunde von Agnone zeigen spuren eines bedeutend höheren alters wie die wortformen des cippus von Abella.

Wenn somit durch ihre einnamigkeit wie durch ihre schrift und orthographie die grabschrift von Anzi bis in das fünfte jahrhundert vor Christus zurückgewiesen wird, so wird dieses ergebnifs durch alterthümliche und sprachgeschichtlich wichtige wortformen bestätigt. Die nominativform Kahas wahrt nicht blos das a des männlichen wortstammes, sondern auch das s des nominativs wie Tanas, Maras in altoskischen und lat. parricidas und hosticapas aus altlateinischen sprachdenkmälern der ältesten zeit. Der infinitiv vollohom zeigt die ältere endung -om, während spätere oskische inschriften nur -um aufweisen, wie oben nachgewiesen ist. Die neutralen accusativformen der pronomina esot nnd pot haben das ursprüngliche t der neutralen nominativformen und accusativformen erhalten. Zwar bieten handschriften des Festus noch die schreibweisen pit-pit, pip-pit für die der lateinischen quid-quid entsprechende oskische pronominalform; aber in diesen kann auslautend t statt d geschrieben sein, wie in inschriften der kaiserzeit it, quit, quot, quitquit, quitquam, illut, aliut. Kein oskisches sprachdenkmal hat aufser der grabschrift von Anzi das ursprüngliche neutrale t der pronominalformen gewahrt; schon die opferurkunde von Agnone hat dasselbe zu d erweicht in -píd = lat. quid von potereípíd wie die ältesten

uns erhaltenen lateinischen inschriften in id, quid, quod, während seit der Augusteischen zeit für dieses d wieder das ursprüngliche t geschrieben wird (Verf. ausspr. I, 192—194. 2 ag.). Die perfectformen leikeit und liokakeit haben das t des personalpronomens der dritten person unversehrt erhalten wie ombnet in der altoskischen tafel von Pietrabbondante (Verf. zeitschr. XI, 414) und δεδετ in der ebenfalls altosk. weiheinschrift des helmes von Palermo, die weiter unten zur sprache kommen wird (Verf. ausspr. I, 195). Die opferurkunde von Agnone enthält keine formen der dritten pers. sing. ind. perf. act.; aber sie wahrt das ursprüngliche t in der dritten pers. sing. conj. praes. staít = lat. stet (Verf. zeitschr. XIII, 250 f. 253 f.) und in der 3. pers. plur. ind. praes. eestint = exstant (a. o. XI, 370. XIII, 231). Das auslautende t der 3. pers. sing. ind. perf. ist schon zu d erweicht in der sonst sehr alterthümlichen form einer samnitischen tempelinschrift von Bovianum dadikatted = lat. dedicavit (a. o. XI, 363. 368 f.) und in unated = unavit in der inschrift eines samnitischen censors von Bovianum (a. o. 403. 416) und regelmäſsig in den formen späterer oskischer sprachdenkmäler: deded, kombened, proffed, opsed, profatted, aamanaffed (a. o. XIII, 253. Verf. ausspr. I, 195. 2 ag.). In der 3. pers. sing. ind. praes. hat noch die spätoskische form faamat das auslautende t gewahrt (Verf. zeitschr. XIII, 253. 259) und dem altoskischen staít entsprechend findet sich noch auf der tafel von Bantia die 3. pers. sing. conj. praes. tadait (a. o. 253). Aber in der regel ist das auslautende t dieser conjunctivform im oskischen zu d erweicht wie in fuid, fusid, hipid, pruhipid, fefacid, potíad, heriiad, deivaid (a. o. XIII, 252. 253. Verf. ausspr. I, 195. 2 ag.). Die endung der dritten person pluralis -nt hat sich nur erhalten in der altoskischen form eestint, sonst zu t erleichtert wie in set = sunt und in den futurformen censazet, tríbarakattuset, angetuzet (Verf. zeitschr. XIII, 250. 254 f.) oder zu -ns abgeschwächt in der 3. pers. plur. ind. praes. eítuns (a. o. XIII, 259 f.), in der 3. pers. plur. ind. perf.

teremnattens und uupsens, *ουπσευς* (a. o. 254) und in den formen der 3. pers. plur. conj. deicans, potíans, tríbarakattíns, patensíns (a. o.). Im oskischen und umbrischen hat so wenig wie im lateinischen ein unterschied bestanden zwischen sogenannten starken und schwachen verbalendungen (Verf. zeitschr. XI, 350f. XIII, 250). Die älteren oskischen sprachdenkmäler haben das -t und -nt der dritten person von verbalformen im ganzen treuer gewahrt, als die späteren. Die formen leikeit und liokakeit bezeugen also das hohe alter der grabschrift von Anzi einmal durch wahrung des t, dann aber auch durch die bezeichnung des ursprünglichen charaktervokals ī durch *ει*, das die späteren oskischen sprachdenkmäler in den formen wie deded, kombened u. a. zu ē abgeschwächt haben.

Für die geschichte der italischen conjugation sind wichtig die beiden formen vollo-h-om = lat. valla-re und kapidī-to-m, wie oben nachgewiesen ist, eigentlich eine neutrale participialform eines oskischen verbum *kapidī-om, das lateinischen wie vestī-re entspricht, indem sie das vorhandensein einer o-conjugation und einer i-conjugation für den oskischen dialekt aufser zweifel setzen.

Sicher sind also in den formen poti-ad, poti-ans vom verbum potī-um = lat. potī-ri conjunctivformen wie audi-at, audi-ant von audī-re (Verf. zeitschr. XI, 338. 344 f. 356 f. Ausspr. I, 425. 2 ag.) erhalten; ebenso gehören der i-conjugation an die conjunctivformen heri-iad, umbr. heri-iei (zeitschr. XI, 334 f. 355) u. a. (Verf. ausspr. I, 468 f. 2 ag.). Auch fa-t-ī-om „sprechen" ist hiernach ein verbum der i-conjugation, gebildet vom nomen fa-ti- = griech. *φα-τι-*, während das lateinische denominativum fa-t-e-ri „gestehen" der e-conjugation gefolgt ist (Verf. zeitschr. XI, 344. Ausspr. I, 421 f.). In amfr-e-t = lat. amb-i-unt von einem verbum *amfr-ī-um = lat. amb-ī-re (Kirchh. stadtr. v. Bant. s. 9. Zeitschr. II, 382) ist ursprüngliches ī vor der personalendung t zu ē geschwächt wie in den perfectformen deded, combened u. a. Also auch amfr-e-t gehört in demselben sinne der

i-conjugation an wie lat. amb-ī-re und das einfache ī-re. Hingegen wird man die oskischen formen hip-id, pru-hip-id, hip-u-st, pru-hip-u-st neben lat. hab-u-erit, pro-hib-u-erit, habē-re, pro-hibē-re, umbr. habe, habe-tu (Kirchh. a. o. s. 37. Zeitschr. III, 419. XI, 371. AK. umbr. sprachd. I, 140) nicht umhin können für formen eines verbum der e-conjugation *hapē-um zu halten, das dem lateinischen habē-re entspricht. Von einem oskischen verbum *loukē-um = altlat. *loucē-re, lucē-re ist auch der oskische beinamen des Jupiter Lucē-t-iu-s ausgegangen (Serv. Verg. Aen. IX, 570. Momms. unterit. dial. s. 274. Verf. krit. beitr. s. 471. Ausspr. I, 367. 2 ag.). Demgemäſs verhält sich auch der oskische name einer göttin Genē-ta-í „erzeugerin" zu einem oskischen verbum *genē-um „erzeugen" wie lat. Monē-ta zu monē-re (Momms. unterit. dial. 253. Zeitschr. I, 93. V, 10. Verf. ausspr. I, 438. 2 ag.). Die verbalform eí-tu-ns = lat. e-unt (zeitschr. V, 129. 402. VI, 24. 28. XIII, 259) von einem verbum *eí-tu-um entspricht lateinischen denominativen verben wie sta-tu-ere, fu-tu-ere.

Der oskische dialekt hatte also wie die altlateinische sprache abgeleitete verba, deren stämme auf ā, ē ī und ō auslauteten; im oskischen dialekt überwogen aber bei weitem die abgeleiteten verba der a-conjugation auf -ā-um wie die lateinischen auf -a-re. In beiden sprachen ist von diesen verbalstämmen eine fülle von nominalbildungen ausgegangen (Verf. zeitschr. V, 96 f. Krit. beitr. s. 338 f.). Auch im umbrischen dialekt überwiegen unter den abgeleiteten verben die der a-conjugation und die nominalbildungen von denselben (AK. umbr. sprachd. I, 140 f. 146. 147. 163.).

Die schrift, die orthographie, die alterthümlichen und sprachgeschichtlich wichtigen sprachformen und die einfachen namen der personen sprechen also übereinstimmend dafür, daſs die grabschrift von Anzi zu den ältesten oskischen sprachdenkmälern gehört, die wir besitzen, und mit den ältesten münzaufschriften von Uria, Allifae und Phistelia dem zeitalter vor dem beginne

der Samniterkriege angehören. Wie die in einheimischer schlangenförmig gewundener schrift eingemeifselten altsabellischen inschriften der steine von Crecchio und Cupra maritima überragt auch die grabschrift von Anzi an alter alle uns erhaltenen originalurkunden der altlateinischen sprache. Wenigstens fehlt es bis jetzt an beweisen dafür, dafs irgend eine der altlateinischen aufschriften auf kunstwerken oder der weiheinschriften auf bronzetafeln aus dem fünften jahrhundert vor Christus herrühre, obwohl das keineswegs undenkbar wäre.

3. Die weiheinschrift eines helmes zu Palermo.

[illegible]

Diese inschrift ist eingeritzt in einen helm unbekannten fundortes, der gegenwärtig im museum zu Palermo verwahrt wird. Fabretti erhielt von derselben einen papierabklatsch nach einem kalkabdruck von Giovanni, vorsitzendem der commission für alterthümer und schöne künste von Sicilien und hat die inschrift nach demselben mitgetheilt und besprochen in den verhandlungen der königlichen akademie der wissenschaften zu Turin (Adun. d. cl. di sci. mor. stor. e filol. tenut. il di 29 di maggio 1864). Fabretti bezeichnet dieselbe als „un iscrizione recentemente scoperta, la quale si legge graffita su due elmi provenienti dal Sannio o dalla Lucania ed or conservati nel Museo di Palermo“. Nach diesen worten mufs man schliefsen, dafs nach Fabretti's ansicht ein und dieselbe inschrift auf zwei helmen geschrieben steht, wie sie auch im Corpus Inscriptionum Italicarum wiedergegeben ist (n. 2890 a. b.). Derselbe bemerkt aber: „Il calco del secondo elmo, per la leggerezza del graffito, non presente l'iscrizione tanto chiaro per riprodurla in facsimile“, spricht auch in seinem aufsatze immer nur von der facsimilierten inschrift des einen helmes.

Allein von dieser kann also hier die rede sein, und was auf dem anderen helme geschrieben stand oder steht, bleibt vorläufig ganz dahingestellt.

Die vorliegende inschrift weist die buchstabenformen des dorisch-sicilisch-chalkidischen alphabets auf, namentlich der dorischen vasen, schliefst sich also zunächst an die in Campanien, Lucanien, Bruttium und Messina gefundenen oskischen sprachdenkmäler in griechischer schrift an (Momms. unterit. dial. s. 190—199, taf. XII). Nur das t hat in der helminschrift von Palermo die archaistische form + wie das etruskische alphabet der nolanischen gefäfse (a. o. taf. XIII, 1. 2. 4. 13. 14) und des thongefäfses von Bomarzo und das umbrische wie das phönikische alphabet (a. o. taf. I.). Die schrift jener inschrift ist linksläufig wie die aufschriften zweier ziegel von Monteleone mit oskischen namen (a. o. s. 196). Linksläufige aufschriften auf kunstwerken können aber ein besonders hohes alter derselben nicht erweisen.

Fabretti liest die obige inschrift: *Τρεβς Κσεστες δεδετ* und erklärt sie Trebius Sextius dedit (a. o. p. 2). Von dieser deutung kann ich nur die erklärung des letzten wortes, der verbalform *δεδετ* = lat. dedit für vollkommen richtig halten. In den vorhergehenden wörtern sind zwar nominative von oskischen namen enthalten; aber diese sind aus paläographischen und sprachlichen gründen anders zu erklären, als Fabretti aufstellt. Derselbe behauptet, der buchstabe › bedeute in der inschrift k. Aber eine solche form des k ist den dorischen alphabeten völlig fremd, und der buchstabe › bezeichnet in denselben niemals etwas anderes als die media g (Momms. U. D. taf. I). Schon hieraus folgt, dafs die buchstaben ≥› der helminschrift von Palermo nicht anlautendes ks eines oskischen wortes bedeuten können; dagegen spricht auch, dafs die oskische lautfolge ks in der griechischen schrift der Mamertiner von Messina durch ξ bezeichnet wird, in der oskischen wortform *μεδδειξ* für meddeiks (Momms. unterit. dial. s. 193). Da ferner der oskische zischlaut s in allen sprachdenkmälern mit griechischer schrift sonst ohne ausnahme

durch griechisches σ bezeichnet wird, so ist es unglaublich, dafs in der vorliegenden helmaufschrift eben dieser laut durch ks bezeichnet würde. Um das glaublich machen, beruft sich Fabretti auf die schreibweise ξύν für σύν. Aber in griechisch ξύν verglichen mit den nebenformen κύν, σύν und lateinisch cum, com- ist sk jedenfalls einmal der anlaut der präposition gewesen (Curt. gr. et. s. 477. 626. 2 ag.). Dafs hingegen die oskische wortform für die sechszahl nur mit s anlauten konnte nicht mit ks, beweisen lat. sex, umbr. se-men-ie-s = se-mes-tri-bus (AK. umbr. sprachd. II, 411) und das entsprechende zahlwort aller verwandten europäischen sprachen wie des sanskrit (Curt. a. o. n. 584). Also kann es weder eine griechische schreibweise *Κσεστες für einen oskischen namen Σεστες = lat. Sextius gegeben haben, noch eine oskische wortform *Κσεστες = lat. Sextius. Der buchstabe ＞ der in rede stehenden inschrift kann also nur die gutturale media g bezeichnet haben. Da nun im oskischen dialekt nach allem, was wir von demselben wissen, so wenig wie in irgend einer verwandten sprache eine wortform *γσεστες bestanden haben kann, oder gar ein wortungeheuer wie *τρεβσγ, so folgt mit zwingender nothwendigkeit, dafs der buchstabe ＞ sowohl von dem vorhergehenden Τρεβς als von dem folgenden Σεστες zu trennen ist, dafs er gar nichts anderes sein kann als der anfangsbuchstabe eines oskischen namens oder titels. Nun ist ＞ die gewöhnliche sigle des oskischen vornamens Gaaviis = lat. Gaius; so auf oskischen münzen: G. Paapi G. Mutíl embratur = Gaius Papius Gai filius Mutilus imperator (Momms. unterit. dial. s. 253. Leps. Inscr. Umbr. et Osc. Taf. XXX, 44. 46. Friedl. d. osk. münz. Taf. IX, 6. 9) und auf einer tufsteinsäule der nekropole von Cumae: G. Silli G. = Gaius Sillius Gai filius (Verf. zeischr. XI, 325. Fabr. C. I. Ital. 2760). Einen mit g anlautenden titel eines oskischen beamten kennen wir hingegen nicht. Es ergiebt sich also, dafs auch auf dem helm von Palermo der buchstabe ＞ den oskischen namen Gaaviis bedeutet. Demnach ist die inschrift desselben zu lesen:

Τρεβς Γ. Σεστες δεδετ.

Auch familiennamen werden zwar in oskischen inschriften abgekürzt geschrieben; aber dafs vorname und zuname vollständig ausgeschrieben wären, hingegen der familienname blofs durch den anfangsbuchstaben angedeutet, ist in oskischen inschriften völlig ohne beispiel. Das > kann also auf dem helm von Palermo nur den vornamen Gaviis bezeichnen. Die singularform des verb. *δεδετ* = lat. dedit zeigt, dafs vor derselben nur eine person genannt sein kann, welche den helm einer gottheit geweiht hat, der name eines kriegers, der ihn im kampfe getragen oder erbeutet hat. Ein und dieselbe person wird in osk. inschriften mehrfach durch vier namen bezeichnet, nämlich vornamen, familiennamen, vornamen des vaters im genitiv und zunamen, zum beispiel: L.(?) Staatiis L. Klar[is] = Lucius Statius Luci filius Clarius (Verf. zeitschr. XI, 363), Gn. Staíís Mh. Tafidins = Gnaeius Staius Magii filius Tafidinus (a. o.), L. Slabiis L. Aukíl = Lucius Slabius Luci filius Aucilus (Momms. unterit. dial. s. 179, XVIII). Da nun *Τρεβς Γ. Σεστες* eine einzige person bezeichnet, und die sigle *Γ* nur den vornamen Gaviis bedeuten kann, so mufs man schliefsen, dafs das *Γ* nach *Τρεβς* vor *Σεστες* den vatersnamen im genitiv bezeichnet wie das L nach Slabiis vor Aukíl, dafs also *Τρεβς* den familiennamen des genannten kriegers bedeutet, *Σεστες* den zunamen. Daraus ergiebt sich unweigerlich die schlufsfolgerung, dafs in dem vorliegenden text der inschrift der vornamen des kriegers fehlt, sei es, dafs der schreiber ihn ausliefs, sei es, dafs der anfangsbuchstabe desselben, in das metall des helmes leicht eingekratzt, undeutlich geworden oder verschwunden ist; und diese letztere annahme hat die wahrscheinlichkeit für sich, da nach Fabretti's angabe die inschrift des anderen helmes so leicht eingeritzt ist, dafs der kalkabdruck oder der papierabklatsch die züge derselben nicht vollständig wiedergab. Man kann natürlich nicht mit sicherheit wissen, welcher buchstabe zu anfang der inschrift verchwunden oder weggelassen ist, welches der vorname des kriegers gewesen ist. Indessen dafs bei den oskisch redenden

Heiren-iu, Sil-ie-s, Stat-ie, Pont-ií-s, Paapií, Stat-ii-s, Paap-ii, Heírenn-i-s, Paap-i (Momms. unterit. dial. s. 229. Gloss. Verf. zeitschr. XI, 325. 339 f. 401 f. XIII, 191. Fabr. a. o.) und neben diesen auch Heiren-s, Upil-s, Salav-s, Treb-s. Bei dieser vielgestaltigkeit der nominativformen, kann es nicht verwundern, zwischen den lukanischen formen wie Mara-ie-s, Afar-ie-s u. a. und den nominativformen wie Treb-s der vorliegenden helminschrift in eben diesem sprachdenkmal eine zwischenform Sest-e-s = lat. Sest-iu-s anzutreffen, entstanden aus *Sest-ie-s, indem i vor e schwand. So ist dasselbe geschwunden in den formen der dritten pers. plur. fut. I und II censa-zet, tríbarakattu-set, angetu-zet, deren suffix -set, -zet dem umbrischen suffix -rent der dritten pers. plur. fut. II von benu-rent, faku-rent, habu-rent entspricht wie dem lateinischen suffix -rint von vene-rint, fece-rint, habue-rint und -runt von erunt, suffixformen die alle von italischen grundformen *es-ie-nti, *es-io-nti einer ursprünglichen form *as-ia-nti, eines conjunctivischen futurums der wurzel as- „sein", ausgegangen sind (Verf. zeitschr. XIII, 254 f. XI, 354. Ausspr. I, 563, anm. 2 ag.). Da die oskischen vornamen meist mit dem suffix -io gebildet sind (Momms. unterit. dial. s. 242), so ist es erklärlich, wenn in der helminschrift von Palermo ein ebenso gebildeter zuname Sest-e-s = lat. Sest-iu-s erscheint neben dem lateinischen zunamen Sextu-s. Wie osk. meddís aus meddíks entstanden ist, so führt der grundbestandtheil ses- in Ses-t-e-s auf eine oskische form *seks der sechszahl = lat. sex, die auch in umbr. se-men-ie-s = se-mes-tri-bus zu grunde liegt. Die helminschrift von Palermo ist nach der vorstehenden untersuchung folgendermafsen zu übersetzen:

[G.] Trebs G. Sestes dedet.
[G.] Trebius G. f. Sestius dedit.

Der sinn derselben ist: [Gaius] Trebius Sestius sohn des Gaius, ein oskisch redender kriegsmann, hat nach überstandenen feldzügen und kämpfen einen helm, den er entweder

selbst getragen (Hor. Od. III, 26, 3f.) oder vom feinde erbeutet hat (a. o. III, 5, 18f.), der gottheit geweiht, der er für ihren schutz in den gefahren und mühsalen des krieges dankbar ist. Man darf annehmen, dafs jener krieger einer der samnitischen schaaren angehörte, die im fünften und vierten jahrhundert vor Christus erobernd Lucanien und Bruttium durchzogen, zu denen auch die Mamertiner gehörten, die sich später nach Agathokles tode Messinas bemächtigten. Aus der oskischen inschrift von Messina in griechischer schrift erfahren wir, dafs zwei *μεδδειξ* genannte beamte und die gemeinde der Mamertiner dem Apollo ein heiligthum weihen (Momms. unterit. dial. s. 193, XXXIX). Dafs die weiheinschrift des helmes von Palermo nicht aus Samnium stammt, wo sich oskische inschriften mit griech. schrift überhaupt nicht gefunden haben, sondern aus Campanien, Lucanien, Bruttium oder Messina, wo griech. schrift oskischer sprachdenkmäler erwiesen ist, liegt auf der hand. Und da Messina doch mit Palermo in der nächsten und unmittelbarsten verbindung steht, so liegt die vermuthung nahe, dafs der helm mit der oskischen weiheinschrift in griechischer schrift aus Messina stammt, und dafs der kriegsmann, der ihn weihte, ein Mamertiner war, der vielleicht dem samnitischen kriegsgotte Mamers seinen dank darbrachte.

Dafs die besprochene inschrift aus späterer zeit stammt als die grabschrift von Anzi, beweist der ausgebildete gebrauch der vier namen für eine person nach oskischer sitte. Die Mamertiner inschrift zeigt in der bezeichnung der beiden *μεδδειξ*: *Στενις Καλινις Σταττιηις* = S t e n i u s C a l i n i u s S t a t i i f i l i u s und *Μαρας Πομπτιες Νιυμσδιηις* = M a r a s P o m p t i u s *N u m i s i d i i f i l i u s dieselbe oskische sitte der benennung, nur dafs hier die zunamen fehlen. Mommsen setzt diese inschrift in die zeit bald nach dem tode des Agathokles (a. o. s. 196), also in die zeit des Pyrrhus. Da nun die helminschrift von Palermo sowohl durch die griechische schrift als durch die wahrung des auslautenden t der perfectform d e d e t, von der schon oben die rede gewesen ist, sich als ein os-

kisches sprachdenkmal der älteren zeit kundgiebt, so ist man berechtigt zu folgern, dafs dieselbe dem zeitalter vom beginne der Samniterkriege bis zum beginne der punischen kriege angehört.

Berlin. W. Corssen.

Ueber die entstehung des o aus u im lateinischen.

Die unmittelbare entstehung des o aus wurzelhaftem u, wie wir sie im deutschen, slawischen, im kyprischen dialect (Schmidt zeitschr. IX, 366), im neuumbrischen (Aufrecht und Kirchhoff umbr. sprachd. p. 62; Corssen voc. I, 251) finden, wird von Schleicher (compend. p. 71) sowie von Schweitzer (an mehreren stellen dieser zeitschrift) für das lateinische in abrede gestellt. Dagegen lassen andere gelehrte wie Pott, Curtius, Corssen, Fick diesen lautübergang in ihren etymologischen arbeiten zu und Curtius führt in der tabelle der regelmäfsigen lautvertretung o schlechthin als vertreter des u für das lateinische auf. Die folgenden bemerkungen wollen einen beitrag zur entscheidung der für den lateinischen vocalismus sowohl wie für die etymologie nicht unwichtigen frage geben, und unterziehen zu diesem behufe die beispiele, welche zum erweise des bezeichneten lautwandels angeführt werden können oder angeführt worden sind, einer genaueren prüfung.

In den wenigen überresten der latinität bis zum hannibalischen kriege ist ein bezügliches beispiel nicht überliefert; denn die formen exfociont und macistratos in der wiederhergestellten columna rostrata sind für jene zeit jedenfalls nicht beweisend (vgl. Ritschl de tit. col. r. comm. II, p. 4). Oefter finden wir langes o wurzelhaftem u gegenüber; allein hier ist nicht sowohl unmittelbarer übergang als synizesis aus älterem ou anzunehmen in der weise, wie robigo für *roubigo aus der wurzel rudh, oder conctos (carm. arv.) aus co(j)unctos (Corssen voc. II, 43) her-

vorging. So entstand Roma aus *Rouma von wz. sru* (Corssen zeitschr. X, 18); losna auf einem praenestinischen spiegel (corp. insc. lat. 55) aus *lousna von wz. lus leuchten, die in altn. lýsa lios, lat. illustris erscheint; ferner Poloces (a. o.) aus *Polouces = *Πολυδεύκης*, coraverunt (a. o. 75) aus couraverunt *).

Es ist indessen aus dem fehlen von beispielen noch nicht mit sicherheit zu schliefsen, dafs der übergang von u in o in jener alten zeit unerhört war. Denn gleich im anfange der folgenden periode der lateinischen sprache, in der volks- und schriftsprache mehr und mehr auseinander gehen, sehen wir in ersterer denselben in einzelnen beispielen hervortreten. So bediente sich Livius Andronicus nach Festus zeugnis (p. 297 M.) des plebejischen sortus für surrectus. Der sprache der landleute gehörte die form jogalis (wz. jug) an, die bei Cato r. r. 10. 14 überliefert ist. Ebenso gestaltete der volksmund die griechischen wörter *κυδώνια* (*μῆλα*) und *ἄγκυρα* zu cotonea (mala) und ancora. Dafs dagegen molucrum (Afran. 343 R.) dem griechischen entlehnt sei (Festus p. 141), scheint mir nicht ausgemacht; weder form noch bedeutung nöthigen zu solcher annahme. Weiterhin zu Ciceros zeit sprach das volk connus (aus cus-nus, vgl. Aufrecht zeitschr. IX, 232), wie aus ep. ad fam. IX, 22 zu erschliefsen ist. Wahrscheinlich haben wir unseren lautübergang anzunehmen in dem auf inschriften öfter vorkommenden Posilla für pusilla (corp. insc. lat. 953. 1035. 1098. 1306), obgleich die etymologie des wortes noch nicht hinreichend aufgeklärt ist. Wenn studere dem griechischen *σπεύδειν* entspricht, so ist die form stodia (Orelli 4859) ein beispiel aus der augusteischen zeit. Dafs u in rudis ursprünglich sei, ist meines wissens noch nicht erwiesen, so dafs sich über erodita (corp. insc. lat. 1009) nicht sicher urtheilen läfst. Fernere

*) Da lat. u aus ou öfter gr. *ευ* entspricht wie in Ju-piter neben *Ζευ-*, in jugera jumentum neben *ζεύγη ζεῦγμα* und s vor c im anlaut lateinischer wörter nicht selten abgefallen ist, so wäre es möglich cou-rare dem griechischen *σκευ-άζειν* in der wurzel gleichzusetzen; jedenfalls ist für die etymologie die construction (curare procurare aliquid) von wichtigkeit.

beispiele sind noch Fortona (a. o. 1289), sesconciam (a. o. 1430), domos gen. (Augustus nach Mar. Vict. de met. I, 4). In der kaiserzeit nimmt der übergang von u in o mehr und mehr überhand und gelangt endlich zur herrschaft. Vgl. Schuchardt voc. des vulgärlat. II, 49 ff.

Dies werden etwa die beispiele sein, die sich zum erweise des in rede stehenden lautwandels als überliefert anführen lassen. Allein alle diese formen gehören der volkssprache an, und sowohl die sorgfältigeren schriftsteller der archaischen litteraturperiode wie die des klassischen zeitalters haben sich, die fremdwörter, wie natürlich, ausgenommen, ihrer enthalten. Denn auch die schreibung soboles, auf die sich Pott (praep. 652) beruft und die allerdings im Lachmannschen Properz (V, 1. 77) steht, ist nicht alt (vgl. Schuchardt a. o.). Ebenso lassen sich die formen fore forem, in denen Schleicher und Schweitzer eine ausnahme anerkennen wollen, anders beurtheilen. Nämlich nach analogie von pluo nuo u. a. aus *plovo *novo geht fuo auf älteres *fovo zurück, dessen infinitivus *fovere in derselben weise zu fore zusammengezogen werden konnte, wie aus *pover (puer παϝις) por in Marcipor entstand. Wo sonst noch im lateinischen formen mit o und u nebeneinander stehen, ist das letztere unächt. So sind die schreibungen funte frundes frunte (Prisc. I, 35 H.) nicht die ursprünglichen und es konnte daher der stamm font nicht einem griechischen χυντ, der überdies gar nicht vorhanden ist, unmittelbar gleichgesetzt werden (vergl. Corssen beitr. 215). Für culina sagten die älteren colina (Non. p. 55. 18). Ich sehe keinen nöthigenden grund, mit Fick (wörterb. d. indog. grundspr. p. 45) dieses wort zu einer indogermanischen wurzel kür kül, einer modification von kar zu ziehen; es schliefst sich einfach an calere an und steht auf gleicher stufe mit polcer colpa indostruus u. a. (Prisc. I, 27 H.).

In einigen fällen steht lateinischem o im griechischen υ gegenüber; doch ist hier nirgends die priorität des letzteren hinlänglich erwiesen *). Neben θύρα = fores finden

*) Ursprüngliches α geht im griechischen vor ρ oft in υ über; so auch

wir θαιρός (Curtius n. 319) und die wurzel ist dhvar. In foria conforio neben gr. φύρω menge, besudele, φορύνω φόρυς (Hes.) φορεύς ist vielleicht der anlaut aus sp zu erklären und wurzelgleichheit mit σπύραθος σπέλεθος anzunehmen. Die schwierigkeit formica mit μύρμηξ zu vereinigen, wird erhöht, wenn man mit Curtius (n. 482) von einer wurzel mur ausgeht. Nichts nöthigt ferner folium = φύλλον zur wurzel bhū zu ziehen, wie Curtius (n. 418) für möglich hält; vielmehr wird die ableitung von wz. fla (Curtius n. 412) auch durch das deutsche blatt empfohlen. Ansprechend ist Kuhns gleichsetzung von spolium und gr. σκῦλον (zeitschr. IV, 25). Diese wörter aber auf wz. skū tegere zurückzuführen, wie Corssen (nachtr. 121) will, ist um so mehr bedenklich, da spolium immer die abgezogene haut oder rüstung bedeutet, wie denn auch spoliare nur berauben heifst. Meines erachtens hat Passow recht, σκῦλον mit σκύλλω rupfe, raufe, schinde zu verbinden. Nun wird mit recht verwandtschaft angenommen zwischen σκύλλω und σκάλλω (Curtius n. 114). Die wurzel σκαλ entwickelte sich zu *σκϝαλ, welches einerseits zu σκυλ wurde (vgl. lat. quisquiliae = κοσκυλμάτια), wie indog. wz. stvar, skr. tvar, lat. turbare, ahd. storen storran (disturbare = ahd. zistorran) zu στυρ in στυρβάζω, andrerseits sich zu *σϝαλ συλ in συλάω erleichterte, wie stvar zu συρ in σύρβη. In spolium und σπολάς schlug dann κϝ in p um.

Endlich ist noch einiger etymologien zu gedenken, die, wenn sie stichhaltig wären, den übergang von u in o beweisen würden. Fick (indogerm. wörterb. p. 78) erklärt tondeo aus tons-d-eo und bringt das wort zusammen mit zend. tuš scheeren, schädigen. Allein dieser erklärung widerstrebt nicht nur der vocal, auch die auslautenden consonanten stimmen nicht recht, während der vergleich des lateinischen wortes mit τένδω nage (Curtius grundz. n. 237) keine schwierigkeiten bietet. Derselbe gelehrte

in κύρτος κύρτη geflecht, fischerreuse, κυρτ-εύς fischer neben lat. crates, altn. hurd, skr. wz. çrath, kart (Diefenbach goth. wörterb. II, 589; Fick indog. wörterb. p. 34).

führt p. 186 scortum auf eine indogermanische wurzel skur zurück, die er aus skar entstanden annimmt. Es ist ebenso leicht, scortum auf die letztere wurzel zu beziehen. Auch solea, für welches Fick (a. o. p. 177) als indogermanische grundform suljā ansetzt, beweist den übergang von u in o nicht. Curtius (grundz. n. 218) stellt dieses wort, das, wie er richtig erkennt, von solum nicht getrennt werden kann, zur wurzel sad in ἔδαφος οὖδας, scheidet es demnach von dem lautlich und begrifflich gleichen goth. sulja und setzt überdies den übergang von d in l voraus. Ich habe meine abweichende meinung beitr. zur lat. etymologie p. 5 angedeutet und die wörter der wurzel sval zugewiesen, die im griechischen und deutschen klar vorliegt:

altn. svalir pl. gebälk, svoli stamm, ahd. swelli schwelle, basis, goth. gasuljan θεμελιοῦν, sulja σανδάλιον, sauls säule, altn. sylla balken, schwed. syll schwellenbalken, basis;

gr. σέλματα gebälk, σέλμα stamm, ruderbank, ἐΰσσελμος für ἐΰσϝελμος wohlgebälkt, ὑλία sohle;

lat. solum grundlage, sohle, boden, solea sohle, schwellenbalken (Verrius Flaccus bei Festus p. 301).

Keltische zugehörige verzeichnet Diefenbach goth. wörterb. II, 289. Von solum wird solidus, dessen neutrum ebenfalls den festen boden bezeichnet, um so weniger zu trennen sein, als das griechische ὅλος im lateinischen andere vertreter hat (Curtius grundz. p. 484). — Verrius Flaccus bei Festus p. 299 erklärt auch solium für gleicher wurzel mit solum, eine ansicht, die durch den gebrauch des letzteren für thron bei Ennius (ann. 99 Vahlen) bestätigt wird. Auch ὕλη für σύλη holz, stoff, basis im chemischen sinne wird verwandt sein; daher denn auch silva für *sulva baum, wald. Ueber sella und subsellium, die im vocale abweichen (vergl. jedoch serenus neben sol), entscheide ich nicht.

Dafs homo nicht zur wurzel bhū gehört, zeigt Schweitzer zeitschr. III, 344; focus, welches Benfey (wurzellex. II, 274) zu θύω stellt, zieht Pott (wurzelwörterb. 257) mit

Grimm zu bähen; über jocus urtheilt jetzt richtig Pott a. o. p. 915. Getheilt sind die ansichten über die praeposition ob. Während Pott praepos. 510 in ihr das altindische upa erkennen will, wird sie von anderen wie Ebel (zeitschr. VI, 202), Curtius, Fick mit gr. ἐπί, skr. api identificirt.

Das resultat der vorstehenden betrachtung ist demnach folgendes. Der unmittelbare übergang eines radicalen u in o findet sich in der volkssprache ziemlich früh, die schriftsprache bietet kein sicheres beispiel.

Liegnitz. F. Froehde.

Zum ostfränkischen vokalismus.

III. Metathesis *).

Die vokalumstellung von diphthongen trifft im gebiete des ostfränkischen dialektes, wie in dem verwandten sprachkreise, nur die beiden laute (mhd.) ie und uo, sammt des letzteren umlaute üe, = nhd. ie, ů, ů. Die durchgreifende, regelmäfsige metathesis ist eine so hervorstechende mundartliche eigenheit, dafs sie allein schon, auch wenn keine andern gründe vorhanden wären, das erwähnte gebiet als von den andern umgebenden mitteldeutschen trennen und abseits stellen würde. In Oberdeutschland findet sich heutzutage gar nichts entsprechendes **); von mitteldeutschen dialekten sind es nur zwei, die mit dem ostfränkischen dieses charakteristikum haben, nämlich die vom Niederrhein stammenden siebenbürgisch-sächsischen mundarten ***) (in

---

*) Vergl. brechung und assimilation im XVII. bande dieser zeitschrift s. 1—10. [Wir halten den ausdruck metathesis für viele der hier besprochenen lautverhältnisse für verfehlt; die richtigkeit der vergleichungen bleibt jedoch im ganzen von dieser benennung unberührt. Anm. d. red.].

**) Abgesehen von der durch ganz Deutschland (Baiern, Tirol, Schwaben u. s. w. bis in westfälische gebiet) häufigen umstellung ui = mhd. iu (und öfter ie) und einigen anderen minder häufigen umstellungen).

***) In diesen aber ohne regelmäfsigkeit; neben den umgestellten formen

allen theilen, sowohl den sieben stühlen, wie im Burzen- und Nösnerlande) und die Kinzig-Lahn-dialekte*). Zusammenhängend findet sich in Niederdeutschland das grössere gebiet des westfälischen, in einer solchen lage, dass sowohl das siebenbürgische als früh abgetrennter ausläufer erscheint, als noch jetzt die verbindung zwischen westphälisch und der südhessischen**) mundart fast völlig gewahrt bleibt. In früherer zeit muss die ausdehnung dieses gebietes eine grössere gewesen sein als heute, wo nördlich nur noch das südliche Ostfriesland ergriffen ist; westlich vom westfälischen gelegene gegenden zeigten wenigstens ehemals eine der metathesen; so steht (vom altrheinischen ei ist wohl abzusehen, insofern dieser laut durch epenthese entstand, s. h.) ou für uo im mittelniederländischen; ausserdem weisen noch spuren in einzelnen werken und denkmälern, die in oder um jene gegend verlegt werden müssen, den einstigen besitz der metathese auf (vgl. unten aus könig Rother). Ohne weiteren zusammenhang findet sich die umstellung nur noch in Hinterpommern (neben rein ndd. ê und ô, ǒ) und in Natangen; sowie theilweise im walsischen striche Vorarlbergs (äi =

---

der beiden diphthonge, die besonders am lande gang und gäbe scheinen, existieren die jüngeren und meiner ansicht nach erst aus diesen assimilierten å (aus ai = ie) und ô (aus au = uo); s. unten.

*) Das gebiet dieser wird, wie aus Firmenichs proben hervorgeht, im allgemeinen durch den westabhang des Spessarts, dann durch den Main und das Taunusgebirge, weiterhin durch den Westerwald, durch die niederdeutsche und hessische (ober- und westhessische) sprachlinie, die sich von der Marburger gegend zum Vogelsberg und von hier zum Spessart zieht, abgegrenzt; es umfasst somit die grafschaft Hanau, die Wetterau, einen theil vom ehmaligen Nassau, die Wetzlarer und Giessener gegenden u. s. w. Jenseits dieses gebietes lassen sich indess noch einzelne spuren, bald seltener, bald häufiger, verfolgen; so besitzt Sachsenhausen bei Frankfurt a. M. (welch letzteres eine verschiedene mundart hat) noch ausschliesslich die metathesen (äi und ou); die gegend zwischen Höchst und Hofheim (zwischen Frankfurt und Wiesbaden) bietet noch einige (èi und au); am Taunus (z. b. um Schwalbach) und Westerwalde (Hachenburg) findet sich nur noch die umstellung des uo (zu ou) sammt umlaut, keine des ie; ja schon in Limburg und Weilburg treten neben den umgestellten lauten auch beispiele mit rein mitteldeutschem î und û (ů) vor.

**) So nenne ich den komplex der Kinzig-Lahn-dialekte, da ihr hauptkern im fürstenthume Oberhessen liegt, während diese bezeichnung der mundart des kassler theiles, westhessisch den Fuldagegenden angemessener ist.

sonstigem alem. io, wogegen die fälle mit ů = iu = ie in beiden mundarten zusammenfallen). Ganz unerklärlich (— wenn nicht ein fränkischer schreiber angenommen wird —) sind einige metathesen in altoberdeutschen denkmälern, wie die ou (= uo) in Notgers canticum Abbacuc (s. u.). Gewöhnlich läſst sich diese metathesis spurenweise auch schon in den älteren perioden des dialektes nachweisen; für solche spuren (und nicht für verderbte formen oder fehler des abschreibers, vgl. Grimm gramm. I, 99 und 357) halte ich die ao althochdeutscher denkmäler, sowie die ou des älteren Titurel, beide laute gleich jetzigem áu, àu, ou *).

Die altwestfälischen laute ia und ua zu grunde gelegt, sind ai und au (sammt umlaut áü) die reinen formen der metathese. Sie sind geblieben a) im stammlande der metathese, b) in den zweiggebieten dort, wo sie an der gränze des deutschen gebietes (s. u. ai, au von der Oberangel) oder inmitten von nichtdeutschen sprachen (wie in Siebenbürgen) stehen. Sonst wirken umliegende dialekte (und vielleicht das im altsächsischen auch als regel vorkommende ie, uo, wonach èi und ou) gewöhnlich verdumpfend. (Da ich indeſs hier vom gemein-ostfränkischen ausgehe, muſs ich das ái, áu der Oberangel als „aufhellung“ ansetzen.).

Die metathesen des ostfränkischen sind:

*) Solche ao sind (von eigennamen abgesehen), wie die für ô, vorzüglich eigenthum (charakteristikum?) von denkmälern, die in das gebiet der metathese fallen. Es haben sie die hrabanischen glossen (98: gaomono, 301: hertaom), die exhortatio in der kaſsler handschrift (exhort. A.: gaotes) und der in die nähe fallende Isidor (1: saozono), auſserdem das emmeraner gebet (tepler handschrift = A; 35: gaotan). In bairischen urkunden und denkmälern findet sich ao sonst nur in eigennamen; dabei ist zu beachten, daſs solche fälle immer einen fränkischen schreiber verrathen können (deutlich zeigt das Rieds diplomatarium Ratisbonense, das mir für jetzt zu gebote steht, wo nur drei schreiber: Kerhelmus urk. no. 4, Taugolfus no. 5. 6. 14, Ellenhardus no. 16. 21 diese ao haben —) oder auch einen niederbairischen, da sich vom östlichen Franken aus die au, àu (Schuegraff schreibt aou) längs des bairischen waldes eindrängten. Von nom. pr. geben: Juvavia no. 6 (798) Caofstein, Meichelberg hist. frising. I, 664: Aodalhart, 367: Aogo, Kozroh örtlichk. des bist. Freising 182: Aogo, 290: Aodalpald, 264: Aodalheri, 300: Aodalhart etc. (Beispiele aus Ried s. unten).

èi (bei Schmeller und Frommann êi, ŏi geschrieben) = mhd. ie; Schmeller gramm. §. 301. Weinhold bair. gramm. §. 81. Frommann ausgabe Grübels III, 239. Bavaria, landeskunde von Baiern, II, 1863, s. 203. Nassel laute der tepler mundart (herausg. vom histor. vereine in Prag, 1863) s. 11. Petters bemerkungen über deutsche dialektforschung in Böhmen (lesehalle deutscher studenten in Prag, 1862) s. 70.

a) = mhd. ie *) allgemein 1) in deutschen worten; z. b. bèi^d·n (bieten), bèig·˜n (biegen), dèib (dieb), fa'--drèiſs·n (verdrieſsen), fèicht·n (fichte; viehte), flèig·˜n (fliegen), frèis·n (frieren), knèi (knie), krèich.n˜, krèigh (krieg), lèib (lieb); lèicht (licht; subst. und adj.), lèid (neben neuerem lîd), lèig·n (lügen), mèis (mies, moos), nèiss·n (niesen), g·nèi^d·n (mhd. genieten), schèia' (schier), schèi^b·m (schieben), schèi' schèich (scheu, schiech), schèiſs·n, sèi^d·n, spèiſs (neben häufigerem spîſs), tèia' (thier), ba-trèig·n (betrügen), zèia' (städtisch zèig·˜n =, ziehen) u. s. w. Aus der älteren sprache: etwey (Stromer, püchel von meinem geschlecht, in chroniken fränk. städte, I, 33, 12. 57, 28), verdein (: sein Hans Sachs arm. und reicht.); — 2) aus älterem êo, aus zwei silben, in reduplicierenden präteritis u. s. w.: èi (je), wèi (wie), fèia' (vier), lèiſsat (ich lieſse), rèiffat (ich riefe); — 3) aus fremden e in stammsilben: brèif (brief), fèiwa' (fieber), spèig·l, zèig.l; — 4) aus fremden e (und i) in den nachsilben ier, ieren Oberpfalz, Pegnitz; (im böhmischen theile Ostfran-

*) Als regel stehen die drei metathesen im eigentlichen ostfränkischen (Nab-Vilz, Ober-Eger, Mies-Radbusa), dann im Altmühl-, Pegnitz- und Mittel-Eger-dialekte; das andere übergangsgebiet (am Regen) zeigt schon neben den rein ostfränkischen formen èi, ou, èü die bajoarischen eindringlinge: ia (éa˜), ua, üa (gespr. ia) (éa˜); vgl. Petters bemerkungen s. 70. 71. Die au (= uo), die überall weiter über das gebiet hinausreichen (s. o. beim südhessischen), ziehen sich in den grenzgegenden Baierns gegen Südwestböhmen noch ziemlich weit hinunter; die wäldlergedichte von Schuegraff bezeichnen den laut mit aou (besser aò, wo ò zwischen o und u schwebt: die aufhellung des o in ou inficiert auch den zweiten laut und hellt u zum ò). Weinhold bair. gr. §. 68 über dieses aou, nach ihm a°u.

kens dafür ía', ía'n): quàrtèia', féxèia'n (vexieren), prowèia'n u. s. w.

b) ie durch formenassimilation und flexionsübergänge, 1) = mhd. iu im singular der praesentia der ie-klasse (eindringen des vokals aus dem plural) allgemein (ausgenommen Oberangel und theile des Regengebietes, wo ui (s. u.) und einzelne striche der Mitteleger z. b. Petschauer gegend, wo áü = diesem mhd. iu, steht); z. b. bèigt, flèigt, gèifst, krèicht, g·nèifst, rèicht = er biegt, fliegt etc. (mhd. biuget, fliuget ...) und im pronomen aller geschlechter und endungen, wie: dèi die (m. f. u. n.) (ie aus dem neutrum übergegangen); — 2) = mhd. î in folgenden (allgemein geltenden) verben, die aus der î-klasse in die ie-klasse übersprangen: glèifs·n (gleissen), grèiff·m (greifen), krèig·n (bekommen; krîgen, daneben schon mhd. kriegen). (Das allein noch stark gebrauchte zweite wort verräth diese flexionsmotion, da es im part. g·groff·m (gegriffen, schon bei Ayrer: ergroffen : geloffen 1808, 17) hat.

c) ie aus brechung von i, ĕ u. s. w.; die meist nur lokalen fälle unter „brechung“ (vergl. diese zeitschr. XVII, 3).

éi˜, durch aufhellung, bewirkt durch nachfolgende nasale (m, n, ˜n), allgemein; z. b. déi˜n, déi˜na (dienen), déi˜sta' (dienstag), éi˜mats (jemand), kéi˜ (kien, föhrenholz), néi˜màls (niemals), réi˜ma (riemen); in gréiw·rl, gräiw·rl (fettgriebe; Egerl.) bewirkte selbst schon das dem m verwandte w (= b) solche aufhellung.

ái, unvermittelte aufhellung, am Regen und im angränzenden Böhmerwaldgebiete (vgl. unten án, áü); (fehlt bei Schmeller). Beispiele: áitza (jetzt), wái (wie).

oi, unvermittelte verdumpfung (wenn Firmenichs schreibung oi den laut richtig wiedergibt, der aber solche oi auch statt gemein ostfränkischer äi, éi = mhd. ê gibt und einmal ŏi setzt, knŏi = knie); in Königstein (obere Vils) Firmenich Germaniens völkerst. III,

306f.; z. b.: doi (die), fa'-droifsli' (verdriefslich), foich (vieh; unorg.), loiwa (lieber), oiza (jetzt), woi (wie) u. a.

è und

é siehe unter verengung.

Zu vergleichen:

westfälisch ai (regelmäfsiger laut in diesem gebiete)*): a) = mhd. ie, 1) daif (dieb), daip (tief), flaige, flaiten (fliefsen), gaiten (giefsen), knai, kraipen (kriechen), laigen (lügen), ver-laisen (verlieren), saik (siech), sghaiten schaiten (schiefsen), 2) wai, vair (vier), hailt (hielt), hait (hiefs), laip (lief), lait (liefs), raip (rief), slaip schlaip (schlief); 3) braif (brief); 4) kurairen, marschairen, mundairen (montieren), passairen, purgairen, scharmairen; b) = mhd. iu: 1) (seltener) teie (ich ziehe), (durchgängig) dai, sai (die, sie); c) brechung 1) = i: vaih, mai (wir); 2) = ĕ: hai (er), saihen, geschaihen, tain (zehn); vgl. Wöste in Fromm. III, 560, 2. Hoffmann ebend. V, 44, 24. Müller ebend. II, 126, 10. Wöste supponirt das altwestfälische ia (mittelwestf. ai?); — durch die in diesem striche des wf. häufige beumlautung entsteht: äi (Mark-Süderland, Mittellüneburg um Winsen etc., seltener im herzogth. Bremen um Sittensen): gebäit (gebiet), däird (thier), däirne (dirne), fläiten, knäi, läiwen (lieben), räid (ried); wäi, läit (liefs); quartäir; säi; fräih (friede, Winsen), väih; häi (er), säihen (Wöste schreibt auch éi z. b. béier bier, féier vier, plaséier pläsier); durch verdumpfung entstehen áü, èi, ŏu und zw.: áü (in den fürstenthümern Hildesheim und Lippe; ersteres auch ái, letzteres ausschliefslich die verdumpfung): verdraüssen, haür (hier), kraüg (krieg), laüd (lied), maüte (miethe), schaür (schier), spaüss (spiefs); waü,

*) Dasselbe reicht von der magdeburger börde an durch Braunschweig, über den Harz, durch Südhannover, Lippe, Nordwaldeck und den gröfseren theil von Westfalen (obere und mittlere Lippe, Ruhr und Lenne) bis an das Bergische im südwesten und an das Siegerland im süden.

väur (vier), laüf (lief), laüt (liefs); praüster, kuraüren; èi (in der grafsch. Mark, um Tecklenburg und Wiedenbrück, im hzth. Bremen um Sittensen u. s. w. Firm. gibt in diesem falle gewöhnlich öi oder öü, auch eei, das ich als êi beurtheile): Dèierk (Dietrich), dèiner (diener), hèir (hier), reeimen (riemen); höil (hielt), lõip (lief), leeiten (liessen); prèister; dèi; hèi (als brechungsvokal besonders im Ravensbergischen gèiern (gern), kèierl (kerl), wèiern (währen und werden)). õu (in Hildesheim, s. Müller a. a. o.): kröupen kriechen), schöuben (schieben); ui (vereinzelt in Rüthen: Mühlheim): fluig (fliege), kruig (krieg).

südostfriesisch èi (nach Fromm. êi, vgl. daselbst V, 141 f.): verdèinen, dèip (tief), flèigen; rèip (rief); spèigel (spiegel). (Vgl. das nachf. über altrhein.).

rheinisch: (der laut ei in der älteren sprache dieser gegenden, vergl. der seele trost, ist, wie vorhin erwähnt, wohl durch epenthese eines i entstanden; dafür sprechen nämlich die andern längen, die statt der niederdeutschen form â, ê, ô, û, mit epenthetischem vokal i oder e als ai, ae, ei, ee, oi, oe, ui, ue = mhd. â, ê, ei, ô, ou, uo, û auftreten). Im neurheinischen vermischen sich die ausgedehnten brechlaute nur an einzelnen punkten mit der metathese, so dafs es schwer wird, diese zu erkennen. Zwei striche indefs scheinen letztere angenommen zu haben, das Aachnische und Luxemburgische. So zeigt Aachen: beie bieten, deiv dieb, hei hier, leiv lieb; leif lief, reif rief; meist mist, weische wischen; beissem besen, eisse essen und so vielę brechungen; Eupen (nördlich von Aachen): deeyv dieb, leeyd lied; feeyl, heeyl hielt, leeyp lief; neeyt nicht u. s. w. Im Luxemburgischen gewährt Luxemburg (stadt): hei, leiven (lieben), speigel, neischt (nichts), geseiht (sieht) und de'w dieb und tief, le'w lieb, ze'hen, we', -e'ren = ieren, ze'ht er zieht, kre'n krie-

gen, bekommen, de' die, der, ve'h vieh u. a., Grevenmachern: hei hier u. s. w.

älteres mitteldeutsch, z. b. könig Rother: leib, heiz etc. (Massmann) = lieb, hiez (Wackernagel).

südhessisch èi (Dillenburg, Herborn, Hadamar, Giefsen, Nidda, Hanau, Alzenau, Falkenstein bei Frankfurt): a) = mhd. ie: 1) dèier thier, dèine dienen, flèihe fliegen, lèihe lügen, tèif tief, zèihe ziehen u. s. w. 2) wèi; veir vier; blèis blies; 3) spèigel; b) 1) bèit't bietet, verdrèisst, frèiert (Nidda) und frèist (Dillenburg) friert, krèicht; dèi, sèi; 2) krèie bekommen; c) 1) dèir (Falkenstein) dir, vèil viel, nèit nicht, sèiht sieht, spèil, gewèiss gewifs; 2) gelèibt gelebt, sèihe sehen (Hadamar); äi (Butzbach, Friedberg, Sachsenhausen): däib, verdäine, fläige fliegen, läib, läid, genäise geniefsen; häiss, läif, läiss (unorganisch selbst: gräib, mäich = grub, machte, in die reduplicierenden ie-klassen übergesprungen); fläifst, zäikt zieht; väil viel, näit nicht, stäil stiel.

siebenbürgisch ai (um Hermannstadt, Kronstadt): dai, dainst, flaissen, laiw, schair; äi (Bistritz, Rosenau): däi, knäi, läif; èi (ebenda, Zeiden): dèi, verdrèissen, zèihen. (Vgl. Schuller ged. in siebenbürg.-sächs. mundart, Hermannst. 1841).

hinterpommerisch (spurenweise auch, wohl von hier abgetrennt, in Neuvorpommern, im Flatower kreise um Zempelburg und in Natangen: Schippenbeil, Friedland) ai: bair bier, verdaine, dair und daird thier, daiw dieb, laif lieb; vair vier, fail hait laip lait raip = fiel, hiefs etc.; praiste priester; kuraire, regaire; sai, dai; vaih vieh, laiwre liefern; saihen sehen; Neuvorpommern: laid lied; Zempelburg (neben rein niederdeutschen lauten): laiw; 'lait liefs; praiste priester; dai die; saihen sehen; Natangen: dai. — In Holstein haben Segeberg und Oldeslohe die metathese; ist hier zusammenhang mit Pommern oder mit

westfälischem gebiete anzunehmen? Beispiele: bair, vair.

walsisch chnäi knie, chnäia knien, fläiga fliegen, läiga lügen, täif tief. (Vgl. Fromm. IV, 326).

ou = mhd. uo; Schm. §. 378. Weinhold bair. gr. §. 103. Frommanns Grübel III, 240. Bavaria II, 203. Nassel 12. Petters bemerk. 70.

a) = mhd. uo, allgemein, nur mit den beschränkungen am südrande wie bei èi a). Z. b. bloud (blut), bouch (buch), brouda' (bruder), flouch·˜n (fluchen), fouda' (fuder), gout, houf, houst·n, hout, kou' (kuh), mouda' (städtisch mutta' = mutter), rou' (ruhe), rouda', roufs (rufs), schnoua' (schnur), souch·n (suchen), stout (stute), woust (wust), zou (zu, betont) u. s. w.

b) durch brechung, vgl. diese zeitschr. XVII, 3. (Aus der älteren sprache fallen, meiner ansicht nach, hieher: Ried diplomat. Ratisbon.: Aodalpald (no. 4), Aogo Aopi (no. 8), Taomgiso Herimaot (no. 21); ält. Titurel: mouter, mouse (vgl. Grimm gr. I, 357).

àu, aufhellung, durch die nasale m, n bewirkt, verbreitung wie vorhin, vergl. éi. Z. b. blàuman (blume), gràummat (grummet), gràun gràuna (sprossen treiben von lagerfrüchten, mhd. gruonen), màum· (muhme), tàu˜ (thun, dagegen tou·n, sie thun, weil hier der nasal nicht unbedingt am vokale steht). Z. b. báu' (bube), káuch·˜n (kuchen) u. s. f.

o, verengung, vgl. das nächste kapitel.

Zu vergleichen:

wäldlerisch (als vom ostfränkischen ausgehend, zunächst) aò (über ò s. v.): baòb (bube), faòfs, haòt, maòfs, g·naòg, raòa (ruhen), schaòh, taòch; s. Weinhold bair. gr. §. 68.

westfälisch au (vergl. ai): a) = uo: 1) dauk (tuch), faut (fufs), haut (hut), kauken (kuchen), klauk (klug), krauch (krug, schenke), plauch (pflug), rau'e (ruthe), raupen (rufen), raum (ruhm), schaul (schule), schauster

(schuster), spaule (spule), staul, tau (zu); 2) in praeteritis: drauch (trug), faur (fuhr), schlauch (schlug), selbst unorganisch: fraug (fragte, Grubenhagen-Göttingen, vgl. unser schlechtes nhd. frug), jaug (jagte, am Deistergebirge); b) durch brechung: spauk (spuck, Celle). (Anm. Lippische beispiele, wie: kaurn korn, taurn thurm sind nicht unter die metathesierte brechung zu rechnen, insofern hier eo = mhd. uo ist, sondern gehören zur einfachen brechung). Hoffmann in Fromm. V, 45, 29. 30. Müller ebd. II, 131. 132. Wöste ebenda III, 560, 2. — Aelter westfäl. au, z. b. schau', s. Wöste in Fromm. V, 160, 158 = schuh. — àu (Mark und anderswo), leichte verdumpfung, oft nur mechanisch; z. b. màuder (Altena in der Mark, nach dem älteren dialekte). ou (Mittellüneburg, Südoldenburg, einzeln Minden, Ravensberg, einzeln Tecklenburg, in Corvey, Marsberg): a) blouen (bluten), gout (gut), moud (muth), mour (moor), mous (mus), mout (mufs), Woudan (Wuotan); b) dourt (trespe, altsächs. durth), fourd (die furt), oursâke (ursache), tourn (thurm), wour' (wurde), alle in Limburg (Mark), aber schwerlich hieher gehörend, dagegen: wouern (geworden, Ravensberg); mit vokalvorschlag iau (Willingen im waldeck'schen Upplande): fliauken (fluchen), stiaul (stuhl). (Ueber umlaute für uo s. später).

(südostfriesisch au, nur: raue, ruhe. Nur wird dieses beispiel nicht hergehören, ebensowenig wie der ähnliche laut ò im Saterlande, der zwischen o und u schwebt.)

mittelniederländisch ou z. b. bouc (buch), ghenouch (genug), plouch (pflug), rouken (mhd. ruochen), roupen (rufen), souken (suchen) u. a., vgl. Grimm gr. I, 482.

rheinisch (— für die jetzigen mundarten aus dem westf. o. südhess. erhalten, da altrheinisch die metathese des uo nicht kennt —); Aachen au: gaud,

kauh, rauh, staul, zau; ou: mout (musste); (au für o vielleicht hieher, da ou oder u = ô): kauch (koch), lauch (loch); Eupen ou: blout, dou' thue, gout, schou', souhe (suche); droug (trug); pouckel (buckel); kouss (konnte) (die au = u vor n nicht hieher); oui: wouys (wuchs); luxemb.: Grevenmachern, Luxemburg ou (o[u]): bloume, fouss, goud, moudeg (muthig), rouheg (ruhig), zou; brechung: froum (fromm) und in den praeteritis (vgl. anderortiges u für mhd. ie in diesem falle): foung, houl, houng (fieng, hielt, hieng = pld. fung, hul', hung).

älteres mitteldeutsch ou z. b. Rother: schouch (wo Wackern. leseb. schôch gibt und das handschriftliche wort bisher falsch als „schonch" *) gelesen wird.

südhessisch ou (Sachsenhausen, Kinzig, Nidda, Giessen, Dillenburg, Herborn, Hadamar): a) blout, bou' (bube), brourer (bruder), blourig (blutig), flouch, fouſs, gout, hout, mourer (mutter), mouſs (muſs), stoul, toue (thun), zou u. s. w.; b) koummer, soummer (kummer, sommer, Hachenburg), tout (das tuten, Weilburg), wour (wurde, Limburg), zoug (der zug, Höchst); gezou'e (gezogen, Friedberg); ôu (Firm. schreibt oou, in Hachenburg): doout (thut), gooud, moous (mus); au (Höchst): gaut, kauche (kuchen), tauch (tuch); mit vorschlag eau (Butzbach): deau (thue), geaut, zeau. Schm. §. 378. 379.

siebenbürgisch: au (um Hermannst., Zeiden, Rosenau): bauf (bube), blaut, gaud, grauw (grube), mauſs, rau' (ruhe), zau; aou (wohl àu?, Bistritz): gaout; eou (Rosenau): meouſs; aui (au[i]) (Zeiden): fau[i]ſs, mau[i]ſs; ou (Bistritz): bloum, vgl. Schuller.

hinterpommerisch au: a) blaut, dauk (tuch), fauder (futter), gaud, haun (huhn), kau' (kuh), staul, tau (zu);

*) Ebenso falsch, wie das als „gnand" (Wackern. 1218, 18; Herm. v. Sachsenheim) gelesene gnaud, wie ich analog andern au dort (= â) ansetze.

b) faur (fuhr), schlaug, unorganisch: fraug (fragte, „frug"), mauk (!, machte); Zempelburg au: gaud, maus, tau; (kauke kochen, kaume kommen?, mhd. ô zu o); Natangen au: schau' (schuh); Segeberg = Oldeslohe au: faut (fuſs), gaut, schaul. (In Westschwerin au, keine ai z. b. blaud, dauk, daun, faut, unfraudig unachtsam (zu altem vruot), gaud, raupen, schau' schuh, schaule; spauk der spuck.

Notger cant. Abbacuc: fouȝ, mout u. a.

èü (aus ðü, zu sprechen als èi) = üe; Schm. §. 388. Weinh. bair. gramm. §. 104. 81. Frommanns Grübel III, 240. Bavaria II, 203. Nassel 12. Petters andeutungen 5 und bemerk. 70. a) = mhd. üe, allgemein (abgesehen von den einschränkungen am Regen etc., wie bei ou und èi): blèü'a (blühen), brèü'a (brühen und brüten), frèü (früh), fèüa'n (führen), mèü' (mühe), (mèüd, mèü'n (und städtisch mèüſs'n = müssen), rèüa'n (rühren), sèüſs (süſs), trèü' (trüb), wèüᵈ·n (wüthen), in pluralen und deminutiven: bèücha', bèüch·l (bücher, büchlein), fèüſs· und fèüſs·l (füſse, füſslein), kèü' (kühe) u. s. w.; b) = mhd. uo (organ. oder unorg. umlaut): fèütta' (futter; bairisch. wald), lèüg·ln (= ostfr. loug·ln, mhd. luogen; Mittelmies; oder *luogilan?), mèüda' (mhd. muoder, nhd. mieder), nèüt (nuth; Eger), sèüg·n (suchen; Duppau; vergl. suohjan), wèüa' (fluſswehr; Egerl.; mhd. wuor); c) durch brechung, s. d. zeitschr. XVII, 4.

éü˜, aufhellung vor m, n, n˜, umlaut von àu, fundorte wie dort; z. b. bléü˜m·l (blümlein), gréü˜ (grün), héü˜a' (hühner).

oü, verdumpfung, unvermittelt, vgl. oi = ie, fundorte wie dort; z. b. va'-droüſslè' (verdrieſslich), foüa'n führen; Firm. schreibt foihen), foütta'n (füttern).

áü, aufhellung, unvermittelte, umlaut zum obigen áu = uo, ebendort; z. b. báüb·l (büblein), káüch·l (küchlein) u. a.

è, verengung, a) = uo, b) = üe s. verengung.

Zu vergleichen:

westfälisch ái, áû (wo au) a) blaien blaûen (blûhen), failen faûlen (fûhlen), faite faûte (fûfse), grain graûn (grûn), hai'en haû'en (hûten), wailen waûlen (wûhlen); b) baûke (buche), daûen (thun; Lippe), faûer (fuder, (fuder, Braunschweig), fraûgen (fragten, geg. um Hannover), maûme (mutter, zu muhme; Minden, Schaumburg), raûbe (rûbe, mhd. ruobe), schlaûg (schlug; Winsen), saûken (suchen), taût (thut; Ravensberg) u. a.; c) daûer (dûrr; Ravensberg), kaûern (korn; Tecklenburg), spaûkerie spaûkeding (spuck; Celle) u. a. àû (Erwitte): àûwen (necken, wörtl. ûben); dàût (thut); äu (Lippe; zu unterscheiden von áû) regelmäfsig fûr uo: bläume, däun (thun), fäu'er (fuder), fäut (fufs), gäut, häut (der hut), käu' (kuh), schäu' (schuh), schäule (schule), täu (zu); èu (Bûren; häufiger Driburg): dèuen thun; frèu (frûh), gèut, hèut, kèu', tèu (zu); èû, èi, ōi (Sittensen bei Zeven; Deister gebirge): slōig (schlug), sōiken (suchen, sōite (sûfs) u. a. und: freû (frûh), meûten (begegnen), seûte (sûfs); wōir (würde; Limburg); oi (häufig; Boke und Thûle bei Paderborn, Bûren, Marsberg, Brilon, Rûthen, Mûhlheim, Driburg, einzeln Braunschweig, Göttingen: Grubenhagen, Celle; immer neben au, aû): doit (thut, Rûth. Mûhlh.), foiren (fûhren, Brilon), foite (fûfse), moidig (geneigt, Braunschw. Gött. Grub.), moie (mûd, Brilon), soiken; foiwe (fûnf, Villingen im waldeck'sehen Upplande, kroim (krume, Magdeb. bōhrde), toiern (thurm, Rûth. Mûhlh.); foûern (fûhren, Marsberg), foûjer (fuder, Vechta), roûwe (rûbe, Marsberg) u. s. w.; äau (Willingen): häaun (huhn); äōû Padberg bei Brilon): bedräōûwen (betrûben); — mittelwestfälisch oi (vgl. Wöste in Fromm. V, 72, 80). — Hoffmann in Fromm. V, 45, 34. Mûller ebend. II, 131. Wöste ebend. III, 253, 4: au, aû, ai.

südostfriesisch ōi (selten) z. b. mōi'e (mûde). (Im Saterlande: fäûre fûhren).

rheinisch; Aachen áû z. b. faûlen (fûhlen), maû' (mûd), spaûlen (spûlen); haûsch (leise, eigentlich hûbsch);

Eupen öü, öüi z. b. blööge (blühen), föüt (füsse), fröüg fröügg (früh), möüss (müssen), pöülje (kleiner pfuhl), röüre (rühren), stöülje (stüblchen); döügdeg (tüchtig), döürg (durch), pöükelje (buckelchen), schöüleg (schuldig); Luxemburg èi: blèihen, bedrèivt (betrübt), verfèiren (verführen), frèileng (frühling), rèihern (rühren).

südhessisch èi (èü; Dillenburg, Falkenstein, Hadamar, Limburg, Wetzlar, Giessen, Nidda; Firm. schreibt eï, öi, öü): geblèit (geblüte), brèih (brühe), frèi' (früh), vergnèigt (vergnügt), kèih (kühe), mèih (mühe), mèid (müde), rèift (er ruft), trèib (trüb); krèimel (krümlein, Dillenburg), mèil (mühle, Nidda), tèichtig (tüchtig, Falkenstein), zèigere (zögern, Falkenstein); èu (Firm. öu; Friedberg, Nidda): bèust (er büſset), glèuig (glühend), hèuer (hühner), hèure (hüten), mèuſs (muſs), sèuss (süſs), wèule (wühlen); oi (Dillenburg, Friedberg, Hanau, Hadamar; Schwalbach): bloikt (blüht), broil (brühl), groin, koih (kühe), koil, moid, spoile (spülen). Schm. §. 391.

siebenbürgisch ai (um Hermannst., Zeiden, Kronstadt u. s. f.): draiw (trüb), failen, grain (grün), mai' (mühe), maid, gemaidig (gemüthlich), saiſs; èi (Kronstadt): berèimt (berühmt).

hinterpommerisch aü: blaügt (blüht, Neuvorpommern), bedräuwt (betrübt), faüre (führen), plaüge (pflügen); baüke (buche; auch Usedom); Zempelburg oi: broidesch (brudersfrau, wörtlich bruderische), groin; Natangen iai: fiait (füſse), siait (süſs).

ui aus älterem iu (= mhd. iu, ie, nhd. eu, ie) und zwar 1) = mhd. iu, am Regen, im bair. walde, an der Oberangel; bei Pfraumberg vereinzelt); Schm. §. 260. Weinh. bair. gramm. §. 111. Bavaria I, 360. Petters andeut. 46; z. b. fluigt (er fliegt), huit (heute), luigt (er lügt), nui (neu), ruiſs·n (plorare, ahd. riuȝan). 2) = mhd. ie, ebenda, vgl. dieselben; z. b. fa'-druiſs·n (verdrieſsen), fa'-luis·n (verlieren), tuif (tief) u. a.

Zu vergleichen:

bajoarisch (von woher es in den südosttheil unseres dialektes eindrang) ui vgl. Weinhold bair. gr. §. 111, westlich v. d. Isar Schm. §. 313. Bavaria I, 360; tirolisch (Unterinnthal ausgenommen) Schöpf in Fromm. III, 97, 1. 2. Maister 11. 12; kärnt. (Lavantthal und theilweise Gailthal) Lexer XI, in Oststeiermark und im heanzischen; in Südböhmen Germania VI, 490.

aufserdem schon im althochdeutschen und mittelhochdeutschen häufig; gegenwärtig noch im schwäbischen (Rapp, Fromm. II, 106); weiterhin im mittelrheinischen, im märkischen u. s. w.

IV. Verengung.

á durch unvermittelte verengung:

1) á (aus áu) = mhd. û; an der Schwarzach und im Böhmerwalde regelmäfsig, um Haid (nördlicher) schon mit áu wechselnd; sonst im ostfränkischen nur in wenigen beispielen. Weinhold bair. gramm. §. 7. 41. Schmeller §. 157, z. b. Schwarzach, Böhmerwald: âfs (aus), bâa' (bauer), brât, brâ˜ (braun), háss (haus), krât, trâa (trauen), zâ˜ (zaun) etc.; Haid: brât, krât etc.; ostfränk. allg.: âf, âfs, hâb·m (neben háubm, haube), klâb·m (klauben), látta' (lauter), sáff·m (saufen), sâwa' (neben sáuwa', sauber), schâf·l, schrâb·m (schraube), tâk·˜n (rohr, mhd. vocab. tûche).

Zu vergleichen:

siebenbürg. á (= auslaut. û): bå (bau), bå·n, trå·n (trauen).

2) á (aus ái, durch áe, áə?) = mhd. ei; α) im ganzen gebiete des Pegnitzdialektes (moment aus dem westfränkischen) Grübel III, 230. Schm. §. 140. Weinh. bair. gramm. §. 7, 39: z. b. â (das ei), ălâ˜ (allein), brâd, flâsch, hâmli' (heimlich), kâ˜ (kein), lâb (brot — laib), lâna (lehnen), mâna, g·schrâ (geschrei), zwâ (zwei) u. s. w.; β) als regel auch im übergangsdialekte zum obersächsischen, nordöstliche Mitteleger (Duppau etc.) z. b. âma' (eimer), klâ˜, mâna u. s. w.;

γ) ausnahmsweise (woher?) findet sich á in theilung mit ài (àa) noch im dialekte der stadt Mies in folgenden fällen (die andern haben eben ài, àa): â˜ (ein), âma', bâ˜, gâs·l, gâſs (gaiſs), hâd·, hâmli', hâsa', hâſs, kâ˜, klâ˜, klâd, lâb, lâd, látta' (leiter), mâna, râs·n, sâf·n (seife), ştâ˜, ştrâch·n, wâk·n (aufweichen), wâna, wâz (weizen), zwâ (zwei).

Zu vergleichen:

á = mhd. ei in: westfränk. Schm. §. 140, Fromm. II, 189, 1; schles. Weinhold dial. 28, 7; obersächs. (voigtländisch, erzgebirgisch, — in andern strichen å, ê, e̊ —), Odenwald, Taunus, Wetterau, im Trierischen); bajoarisch z. b. kärntisch Lexer XI, iglauisch Noë in Fromm. V, 203, 2. 205, 2, vorarlbergisch (um Bludenz) Vonbun in Fromm. IV, 326; jüdischdeutsch vgl. Stertzing in Fromm. VI, 470, 4 a; aus älteren perioden: in angels. (Grimm gramm. I, 357), woraus altengl. à, neuengl. ò sich verdumpfte, in altnordisch öfter neben regelm. ei, z. b. âmr (eimer), fâlr (feil), ebenso in altfriesisch (neben regelm. ê) z. b. âthom (eidam), flâsk (fleisch), frâsa (gefahr), clâth (kleid) u. a., dann als sehr seltener fall in ahd. denkmälern z. b. halog (heilig, zweimal in einer bekehrungsformel, s. Wackernagel lesebuch 20, 21. 22) und ânich, wânich (einig, wenig) in Lamprechts Alexander.

3) á (aus áu) = mhd. ou; überall und (auslautsfälle und wenige andere ausgenommen auch) regelmäſsig; Schm. §. 171, Nassel s. 5. Grübel III, 229, z. b.: â' (auch), bâm, hápp (haupt), háff·m (haufe), káff·m (kaufen), lâb, da'-lâᵇm (erlauben), g·lâᵇm (glauben), lâᵇ·m (laube), láff·m (laufen), ráff·m (raufen), sâm, schâb, tâb, táff·m (taufen), trâm, zâm, zâwa'n (zaubern); auſserdem in: fra (frau, wenn unbetont).

Zu vergleichen:

á = ou in allen bajoarischen und mehreren mitteldeutschen dialekten regelmäſsig z. b. bair. Weinh. bair. gramm. §. 7. 41. Schm. §. 171. Lexer XI. Schöpf in Fromm. III, 17, 9. 89, 5. Noë in Fromm. V, 205, 2;

westfränk. Schleicher 6; schles. Weinhold 28,8; obers. (Altenburg, Voigtland, Erzgebirge), pfälzisch, wetterauisch; sonst als regel im altfriesischen s. Grimm I, 409, vereinzelt im altsächsischen (Freckenhorster rolle, s. Heyne 44).

4) á (aus áû) = mhd. öu (unter gleichen verhältnissen, nur seltener als á = ou) Schm. §. 179. Weinh. bair. gramm. §. 40. Nassel s. 5. Schöpf a. a. o. III, 89, 6 z. b: bâma, si' (sich bäumen), frâl·n frâla (fräulein), hâ (heu), krâl (mhd. krewel, kröuwel), strâ (streu), strâ·n (streuen), tâmisch (betäubt, zu mhd. toum), trâma (träumen), zâma (zäumen). (Dagegen schon: báûma bäume, háûpp·l häuptlein, háûff·l kl. haufe u. a.).

Zu vergleichen: wie vorhin.

á, durch vermittelte verengung*):

5) á (aus ái) = mhd. î; überall, besonders vor l, öfter vor r, auslautend seltener. Schm. §. 237. Grübel III, 231. Bavaria II, 201. Nassel s. 4 z. b.: âl (eile), bă bâ (bei; auch in den wenigen zusammensetzungen mit bei —, die der dialekt erhielt, wie:) bâ-băz (beifufs, ahd. bî-bôz), bâ-lâd·l (kl. beilade, nebenfach), dâ˜ (dein), fâl·n (feile, feilen), kâl (keil), mâl (meile), mâ˜ (mein), pfâl (pfeil), sâ (sei; sim), sâ˜ (esse), wâl (weil; weile), zâl (zeile).

Zu vergleichen:

á = î vor l etc. im bajoar. häufig, s. Schmeller a. a. o., Wurth in Fromm. VI, 252, Noë in Fromm. V, 205, 2.

6) á (aus ái für ài, àa) = mhd. ei, vereinzelt vor l, m z. b. âlfa (elf), fâm (feim, faum), hâli' (heilig; n. b. seltsam ist bei diesem worte, dafs es in den meisten dialekten lautformen zeigt, die ein früheres î voraussetzen lassen, obwohl doch unbedingt ein ei und die ihm entsprechenden laute zu stehen haben!),

---

*) Die fälle, die ich als vermittelte verengung von denen mit unvermittelter scheide, stehen bei den oben citierten grammatikern meist vermischt.

hámm (heim; eindringling neben rein dial. hàim·), nâ˜ (nein; vgl. über dieses wort Schmeller §. 140 anm.).

Zu vergleichen:

österr. Wurth in Fromm. VI, 252.

7) á (aus áu) = mhd. û, vor l und m. Schm. §. 159. Nassel s. 4. 5 z. b. dâma (daumen), fâl, gâl, hâl·n (mhd. hûren; s. diese zeitschr. XVII, s. 31), kâl (kugel, mhd. kûle), kámm (kaum), mâl, mâl-tèia' (maulthier), mâl-bêa' (maulbeere), pflâm (flaum), râm, sáff·m (saufen), sâl (säule), fa'-sâma (versäumen), schâm.

Zu vergleichen:

Schm. a. a. o. Wurth a. a. o. Noë Fromm. V, 205, 2.

8) á (aus áü) = mhd. iu, wie 7, z. b.: âl (eule), bâl (beule), kâl·n (keule), mâla' (mäuler), nâli' (neulich), àb-schâli' (abscheulich); noch auslautend in wâ (instrumental wiu von waȝ) und vereinzelt in -rât (-reut in ortsnamen).

Zu vergleichen:

Schm. a. a. o. Wurth a. a. o. Noë a. a. o.

à durch unvermittelte verengung:

1) à (aus àa) = mhd. ei, in nicht flektierten fällen (die flektierten haben ohne verengung åa), in städtischen dialekten; Vilz, Nab (obere), Eger, Misa. Schmeller §. 143, z. b. å (das ei), åſst (eifs, geschwür), bråd, håſs, klåd, låb, låd, låst (leisten des schuhmachers), måd (maid = meit; magd), råf, schrå, schwåſs, stråch, stråf, tåg (der teig), wåch (weich), zwå (zwei; neutr.); (der landdialekt hat: åa, åaſst, bråad, håaſs, klåad etc.).

à, durch vermittelte verengung:

2) à (aus àa, ài) = mhd. ei, ebenda wie im vorigen falle, doch ländlich und städtisch, stets vor l, z. b.: fål, wûlfål (wohlfeil), hål (heil, gesund), hål·n (heilen), sål, såla' (seiler), tål, tål·n.

3) à (aus àa) = mhd. ei, Obervilz, Oberostnab, auch vor m und n, s. Schm. §. 143 und unten ó, z. b. bå˜ (bein), låm (lehm), stå˜ (stein).

4) à (aus àu) = mhd. â, vor l z. b. mål, mål·n (mit farbe), quål.
5) à (aus àu) = mhd. ô, vor m, n z. b. båna (bohne), från- (frohn-), Råm (Rom), schå˜ (schon), trån (thron). — Dieses å scheint aber viel besser mit ô bezeichnet werden zu müssen, da sonst vor n das volle àu steht (wie: hàu˜ hohn, làu˜ lohn, schåuna schonen, tàu˜ ton).

é, durch vermittelte verengung:
1) é (aus éi, äi) = mhd. ê, vor l z. b. séll (seele).
2) é (aus éü) = mhd. ô, vor l, n z. b. kéll·roub·m (kohlrübe, mhd. kôl, kôle), tô'-lêna' (tag-löhner), schénna' schénnst (schöner, schönst, zum positiv schéü˜ = schön).
3) é˜ (aus éi˜, dieses aufhellung aus èi) = mhd. ie, vor m, n (die betreffenden fälle mehr städtisch, während éi˜ mehr auf dem lande), z. b. émmats (jemand), némmats (niemand), rêma (riemen); an der Tepl und Mies auch: vérzèa (vierzehn).
4) é˜ (aus éü˜, dieses aufhellung aus èü) = mhd. üe, vor m, n (sonst wie oben) z. b. blémm·l (ländlich: bléüm·l = blümlein), hêna' (l. héüna', héü˜a' = hühner).

è, durch vermittelte verengung:
1) è (aus èi) = mhd. ie, vor l z. b. nèllara' (mhd. ieglîcher), trèll·rl (etwas herabhängendes, vgl. mhd. triel u. s. unten). (Fehlt bei Schmeller, s. dagegen 2).
2) ẹ̀ (aus èü) = mhd. üe, vor l; Schm. §. 393 (besser bezeichnete ich hier und in 3 ẹ) z. b. brèll (brühl), frèlling (frühling), kèll (kühl), schèlla' (schüler, chorknaben), schwèll (schwül; selten gebraucht), g·ş̧pèlla (spülicht, von:) spèll·n (spülen), stèll· (stühle und stèll·rl = stühlchen), g·wèll (gewühl), wèll·n (wühlen).
3) è (ẹ, aus èü und dieses unorg. umlaut, durch die dem i ähnliche natur des l bedingt, für ou) = mhd. uo. Schm. §. 383: z. b. mèlta' (multer), schèll· (schule), ş̧pèll·n (spule; spulen), ş̧tèll (stuhl), tèll·n (vertiefung an einem körper, Schm. I, 366, ahd. tuolla).

i, durch unvermittelte verengung:

1) (nach alter umwandlung aus iə) = mhd. ie z. b. (allgemeiner): frîs l (krankheit; sonst frèis·n = frieren), imma‘ (immer), lîd (häufiger als lèid; lied), nimma‘ (nimmer), spîſs (auch als waffe, selten spèiſs), stîa‘ (stier), zîrli’ (zierlich); (im böhm. theile Ostfrankens auch immer): -îa‘ (fremdendung -ier) und îa‘n (-ieren), s. oben. Anm. Die meisten dieser worte scheinen nur lehnworte des dialektes, d. h. aus dem schriftdeutschen in denselben herübergetragen.

Zu vergleichen:

i für ie ist charakteristikum des mitteldeutschen (eben das ostfränk. gebiet, wo èi steht und einige kleine striche in Westfranken, wo iə nach sekundärer brechung erscheint, vergl. Schm. §. 307, ausgenommen); schon in alten denkmälern des mitteldeutschen tritt deses i auf und selbst rein-mhd. zeigen von ihm beeinfluſste fälle).

ó, durch vermittelte verengung:

1) ó (aus óa, àa) = mhd. ei (s. oben à 3) vor m, n. Pfraumberg: bô˜ (bein), lôm (lehm), ştô˜ (stein).

ò, durch vermittelte verengung:

1) ò (aus ou) = mhd. uo, vor l; an der oberen Pegnitz (Schm. §. 376) und der Mitteltepl; z. b. schôl (schule), spôl·n (spule; spulen), stôl (stuhl).

u, durch unvermittelte verengung.

1) u (statt uə) = mhd. u (vgl. i = mhd. ie); mehr in lehnworten und im städtischen dialekte, z. b. bû‹·n (bude), grûſs, hûa‘ (meretrix), lûda‘, mutta‘, ûfa‘ (ufer) etc.

ü, durch unvermittelte verengung:

1) ü = mhd. üe, s. v.; z. b. lüda‘lich (lüderlich), müda‘ (mieder), drüs·n (drüse), prüf·m (prüfen), ü·m (üben).

Nachtrag.

Eine weitere art von verengung tritt ein, wenn ein wort, das unflektiert und lang gesprochen, die phonischen

brechungsvokale åa, êa, e̊a, îa, ôa, o̊a, ûa, ůa *) hat, in einen flektierten fall kommt oder doppelconsonanz nach diesem brechungsvokale eintritt; es verliert dann nämlich der diphthong das tonlose a und steht als à, é, è etc., z. b.:

dàmpf·n, gànz· (der ganze), sàndi' (sandig), tànz·n (unflektiert åa˜ = an);

àrm· (die arme), stàrr (n. b. vor r läfst der landdialekt auch in diesem falle den tonlosen laut a nach dem vokal einstehen!) (unfl. åa' = ar).

bérgh, hérr, stérᵇ·m u. s. w. (s. o.) (unfl. êa' = er).

mirk·n (merken), hirbst, kirz·n (kerze), irᵇ·m (erben), irl· (erle) u. s. w. neben: bîa', fa'-dîa'ᵇ·m, îarl etc. (siehe a. a. o.).

horna (von horn), ordli' (ordentlich) neben bo̊a'n (bohren) etc.

durșt·n, kurza' (ein kurzer), turna' (thürmer) neben dûa'șt, fûa'z etc.

fürșt, würșt· neben fůa', fůa'șt etc.

Das durch brechung entstandene åa˜ und ôa˜ (= mhd. an, on) lautet an der Pegnitz, Unternab und Obermies, Oberradbusa stets nur å˜, ô˜ z. b. drå˜ (dró˜ = daran), kå˜ (kô˜ = kann), krå˜k (krô˜k = krank), lå˜d, lô˜d (land), må˜ (mô˜ = mann), så˜d (sô˜d = sand), dôna (donen, strotzen), g·wônat (gewohnheit) u. s. w.

An der Pegnitz und im bairischen wald wird auch das durch zerdehnung entstandene îa (= mhd. e, ë vor einfachem konsonanten), ûa (= mhd. o vor einfachem konsonanten) und ůa (= ü, ebs.) immer, sonst in Ostfranken nur vor l, als î, û, ů gesprochen.

---

*) Vgl. hier und zum folgenden über phonische brechung diese zeitschr. XVII, s. 4—8.

Eger in Böhmen, november 1868.

Heinrich Gradl.

Grammaire comparée des langues classiques, contenant la théorie élémentaire de la formation des mots en Sanscrit, en Grec et en Latin avec références aux langues Germaniques par F. Baudry, 1[re] partie: Phonétique. Paris, libr. de L. Hachette et C[ie]. 1868.

Wir begrüfsen das werk, dessen erster theil hier vorliegt, als eine sehr gelungene darstellung des gewinnes, den die beiden classischen sprachen und das sanskrit selbst aus der vergleichenden sprachforschung gezogen haben. Das buch ist mit der unsern nachbarn eigenen klarheit geschrieben, der stoff schön geordnet, die auffassung durchaus verständig und mafsvoll; danach müssen wir kaum erst noch besonderes anführen und ausführen, dafs die kenntnisse des verf. sehr umfassend sind und er aufser Bopps grundlegendem werke auch andere deutsche forschungen fleifsig benutzt hat. Die références aux langues Germaniques, welche, ohne einen haupttheil auszumachen, doch nicht selten vorkommen und die blicke, welche der verf. auf die romanischen sprachen wirft, bilden eine hübsche zugabe. Gewifs wird herr B. sich nicht nur in Frankreich, auch in Deutschland vielseitigen dank und verdienst um weitere verbreitung der diesfälligen studien erwerben, wenn er das ganze gebiet der elementar- und formenlehre in derselben weise behandelt; für die wortbildung findet er treffliche vorarbeiten im eigenen lande, von denen wir diejenige Régniers mit besonderem lobe hervorheben. Ein ähnliches werk, wie dieses von B., fehlt uns Deutschen noch, während wir an streng gelehrten darstellungen der meisten partien der griech., latein., deutschen elementar- und formenlehre keineswegs arm sind und darauf stolz sein dürfen unsern nachbarn den wesentlichsten stoff geliefert zu haben. Wir werden im folgenden nicht darauf ausgehen unser lob im einzelnen zu begründen und eher punkte herausheben, in denen uns die ansichten des verf. zweifelhaft oder ungenügend erscheinen: gerade dadurch können wir unser interesse an dem buche thatsächlich beweisen und zeigen, dafs uns die lobenswürdigkeit des ganzen den blick im einzelnen nicht getrübt hat.

Obgleich in den veden metrisch kurz gewordene ŏ und

ŏ nachgewiesen sind, mag der verf. dem sanskrit, wie man es bisher gethan, ein ŏ und ĕ mit fug absprechen, und jedesfalls sind die ŏ und ĕ der europäischen sprachen ganz anderer art und, wie Curtius so trefflich nachgewiesen hat, für diese sprachen charakteristisch; aber gerade darum dürfen wir auch für das gotische ŏ und ĕ mit recht voraussetzen und diese laute werden dort in viel gröſserem umfange geherrscht haben, als man bis vor kurzer zeit zugegeben hat. Vgl. Scherer, zur geschichte der d. sprache, an mehreren stellen. Unrichtig ist auf s. 8 der ausdruck, daſs nā z. b. im skr. krīṇāmi „ich verkaufe" aus nī, oder umgekehrt karōmi „ich mache" vor den pluralendungen zu kurmas „wir machen" geworden sei. Die sache ist doch einfach die, daſs das ursprünglichere nă in der accentuierten silbe als nā, in der nicht accentuierten als nī erscheint, und daſs ŭ durch den ton zu au gehoben wird, unbetont zum theile bleibt, zum theile ganz wegfällt. Der schluſs (s. 9) aus den alphabetischen zeichen für lange und kurze vocale, daſs die quantität vom sanskrit bis aufs lateinische mehr und mehr undeutlich geworden sei, beruht auf falschen prämissen. Einmal ist das lateinische an sich nicht eine weitere entwickelung des griechischen, dann ist ja die unterscheidung von länge und kürze im griechischen alphabete nicht so sehr alt, und seinerseits hat das lateinische, haben überhaupt die italischen sprachen versuche jener scheidung aufzuweisen, die viel umfangreicher sind als die griechischen. Wir erinnern an die doppelte schreibung der vocalzeichen, an EI und I longum für ī, an den apex. Was der verf. s. 10 ff. anzunehmen scheint, daſs position den vorausgehenden vocal an sich lang mache, können wir nicht einräumen. Wir stellen vielmehr, wir denken, in übereinstimmung mit allen deutschen sprachforschern den satz auf, daſs in den classischen alten sprachen die position zunächst keinen einfluſs auf die quantität des vorausgehenden vocales ausübte, daſs also davor von natur lange und von natur kurze vocale stehen konnten, und nun bei der aufeinanderfolge gewisser konsonanten die silbe lang wurde, wenn auch der vocal an sich

kurz war. Nicht nur die griechische, auch die lateinische lautbezeichnung sprechen laut dafür, indem sie naturlangen vocal genau bezeichnen, wie in áctum, paastor u. s. f., niemals den von natur kurzen vocal vor position als verlängert aufführen. Schwieriger sind die fälle von gemination eines m, n, l, s, einzeln auch der explosiven, aber nicht schwierig für die frage, ob sie einen naturkurzen vocal verlängern. Die erklärung, welche herr B. von der positionslänge gibt und welche von seiner annahme einer verlängerung des vocales ganz unabhängig ist, ist nicht nur sinnig, sie ist sehr wahrscheinlich; die einzelnen fälle aber, wo sie schwankend ist oder wo sie erst durch die hexametrische poesie im lateinischen aufkam, sind nicht genau verfolgt und einige aus dem deutschen beigebrachte wörter nicht richtig angeführt: sunu hat im althochdeutschen kein ū, sondern ŭ, und sonne lautet dort sunna. Endlich ist hier die aus Corssen citierte stelle misverstanden. Wesen und stellung des accentes sind in unserem buche mit geist und besonnenheit dargestellt, und in feiner weise ist die möglichkeit und wahrscheinlichkeit der historischen wandelung nachgewiesen. Die auseinandersetzung des verhältnisses von ă, ĕ, ŏ (s. 30 ff.) kann gewichtiger und tiefer werden durch benutzung der schon oben von uns angeführten arbeit von G. Curtius. Zu vŏmo, vŏco s. 33 stellen wir noch altes voto für veto, vocīvus f. vacuus, vocatio f. vacatio. Die deutschen beispiele s. 34 sind nicht gerade glücklich gewählt. O findet sich im althochdeutschen einige male bestimmt als schwächung von a, wie in gewonaheit gewohnheit u. a., besonders aber erscheint es als, wie es Grimm vielleicht nicht richtig nennt, gebrochenes u, wenn in der folgenden silbe a, o, e auftritt, es sei denn dafs mm, nn oder mit m, n gebildete consonantengruppen die brechung hemmen, und das ist nun gerade in sunna der fall. Im skr. puru, pulu (s. 35) etc. ist auch der einflufs des folgenden r mit anzuschlagen, und o im griechischen πολύς ist nicht etwa gleich u zu setzen, sondern ist selbständige griechische schwächung von altem ă, vgl. βαρύς neben gŭru. Wenn

vom verf. selbst gewiſs sehr richtig in soror u. ä. bloſs einfluſs von v angenommen wird, so dürfen auch indische uktá und iṣṭá nicht so erklärt werden, als sei hier ă einfach ausgestoſsen und v, j vocalisiert. Aus den quellen für archaisches latein ist wenigstens die Duiliusinschrift auszuscheiden, wie das nach Ritschls forschungen nicht mehr bezweifelt werden kann. Was die schwächung von a in u und i vor p, b betrifft, so hätten wir namentlich ein beispiel gerne aufgeführt gesehen, in dem wir die stufen noch verfolgen können, nämlich die zusammensetzungen mit răpio, von denen corrŭpio etc. vor corripio existiert hat. Und u war auch die vorstufe von i in insilire etc., wie uns consul, consŭlo zeigen. Auch condumnari st. condemnari ist so zu erklären. Die anm. s. 42 gegebene etymologie von causa, caussa von wz. cud „hauen, schmieden" wird wenige befriedigen. Nicht genau ist die erklärung von eo, queo, eum etc. s. 43. Herr B. nimmt doch wohl mit Corssen u. a. an, daſs der vokal der wurzeln ĭ von ire und quĭ von quire, i von is in der flexion gesteigert wurde, zunächst also ei, ē lautete; nun blieb eben diese form vor den vocalen a, o, u mit allmählicher verkürzung, während sie sonst in ī übergieng. Schade ist es, daſs der verf., wo er von der verkürzung der endvocale oder der vocale vor schlieſsendem consonanten im lateinischen spricht, nicht die arbeiten von Bücheler, Fleckeisen, Ritschl, Wagner u. a. benutzen konnte.

Der übergang von as (skr.) in ē in ēdhi „sei" für asdhi, und derjenige in o vor tönenden anlauten werden hier so erklärt, daſs i und u als compensierende vocale aufgefaſst sind. Gründlicher ist die deutung von A. Weber, daſs, nachdem sich das s in die specialisierten hauche j oder v aufgelöst, diese schlieſslich mit einwirkung der in ihnen liegenden vocale i und u verschwunden seien. *Κρείττων* werden wir nicht leicht anders erklären können als so, daſs wir doppelte vertretung des *ι* annehmen, wie in *μείζων*. Das lateinische hat denn doch (69) den hiatus in deesse, cooptare u. ä. gemildert und häufig ganz ge-

tilgt, und quercuum, tuus, filii sind gerade die jüngern formen; fluere hiefs eigentlich flovere (vgl. perplovere), dann flouere, flūere, flŭere. Die griechischen φ, χ, ϑ nimmt B. für spiranten, wie viele neuere und ältere, stellt aber zugleich die ansicht auf, dafs sie ursprünglich wahre aspiraten gewesen seien. Die griechische erscheinung, dafs in der reduplicationssilbe die tenues statt dieser laute auftreten, was sie denn doch eher als wahre aspiraten erkennen läfst, möchte in die urzeit zurückreichen, aber, waren sie in der classischen zeit spiranten, so begreifen wir nicht recht ihre vertretung im alten latein durch die tenues, im spätern durch ch, ph, th. Auch das lateinische (82) hatte einstmals buchstabe und laut z, und das oskische behielt ihn immerfort in doppelter geltung. In der genitivendung -azum entspricht oskisches z dem gotischen und ist, wie das gotische im althochdeutschen, im lateinischen durch r vertreten. Die darstellung von dem fortschreiten der assimilation würde (s. 100) der verf. nach einsicht des Index zum ersten bande des C. I. L. von Mommsen etwas anders gefafst haben. Wir können doch nicht obenhin sagen, lat. g gehe in v über. Das goth. quius, ahd. quëh zeigt ganz deutlich eine vorausgehende entwickelung in gv. Auf derselben seite 112 ist von der schwächung eines c in g die rede. Diese findet seltener im anlaute als im inlaute zwischen zwei vocalen statt. C (für C-ajus) aber haben wir immer mit weichem anlaute zu sprechen, rührt doch diese sigle noch aus der zeit her, wo c und k neben einander galten, jenes für g, dieses für k. Arguo (s. 121) ist von Meunier und B. sicher falsch als ad-guere „entgegen schreien" gedeutet. Der sinn dieses wortes mit seinen ableitungen spricht laut dafür, dafs arguere von einem lat. argus = *ἀῤγός abzuleiten ist und eigentlich „hell machen" bedeutet. Vafer (s. 126) ist uns doch nicht so dunkel, indem an seiner herkunft aus wz. vabh, ὑφ, wëban kaum zu zweifeln ist. Laut und bedeutung stimmen trefflich. Zu humerus als beispiel von unechtem h läfst sich noch humidus u. s. f. fügen; übrigens sind diese wörter in unsern texten in der

regel richtig ohne h gedruckt. Die erweichung von h in g wird im inlaute wohl immer mit nasaliertem vocale verbunden sein. Die deutsche lautverschiebung ist s. 142 ff. mit berücksichtigung der nach Grimm aufgestellten ansichten behandelt; in eine neue phase ist die erklärung derselben durch das geistreiche buch von Scherer getreten, welches B. noch nicht benutzen konnte. Die wandelung von griech. ν in ϱ nimmt auch der verf. (s. 154) nicht an, findet aber die veränderung von ν in λ, wie sie neuere sprachen etwa aufweisen, bei mehreren beispielen wahrscheinlich, nämlich bei anja, ἄλλος; dhēnu, ϑῆλυς naç, nanciscor, λαγχάνω; πλεύμων neben πνεύμων. Freilich sind alle diese beispiele, wie Curtius nachgewiesen, nicht streng beweisend. Gegen ausfall des μ zwischen zwei vocalen im inf. hat Benfey (Or. und Occ. I, 606) begründete einwendungen gemacht. Es ist in der that keine ursache vorhanden, die uns hinderte neben der endung -μεναι eine endung -εναι aufzustellen. Zu s. 158 ist zu bemerken, dafs Ascoli neuerdings (siehe die folgende seite) nachzuweisen versucht hat, dafs die lateinischen novem, septem, decem neutra, versteinerte neutra von a-stämmen seien, und bei wegfall von μ begreift sich das griechisch auslautende α um so leichter. Auf derselben seite, wo B. von diesen wörtern spricht, ist nun wie früher vom griech. ϱ, λ für ν, hier vom lateinischen die rede, und es steht die sache nicht sicherer: das fremdwort groma fällt aufser betracht, und lympha ist kaum gleich νύμφη, höchstens später durch ph st. p ihm genähert worden; lat. ist lumpa und dieses steht gleich osk. diumpa quellwasser. Es wird auch s. 164 lateinisches lăbor unrichtig an wz. labh „greifen, nehmen" gehalten, es sei denn, dafs der verf. diese als mit rabh gleich nachweise. Das slavische und das deutsche wort lassen uns in labor r als ursprünglichen anlaut erkennen. Iam wurde nicht nur (wie es s. 192 scheint), wenn das gefühl für die zusammensetzung, wie in quoniam, verloren war, zweisilbig gelesen, nunciam ist bei Plautus und Terenz immer dreisilbig. Ait ist s. 193 zu kurz abgethan. Wir müssen beachten, dafs

dessen ursprüngliche messung die spondeische gewesen ist, dann ăĭt, schliefslich erst ăĭt. Fleckeisen, zur kritik der altl. dichterfragm. p. 7 ff. Noch einige andere kleinigkeiten könnten wir aufführen, in welchen eine andere auffassung möglich oder die richtige wäre; das buch als ganzes bleibt aber eine hübsche und besonnene arbeit.

Zürich. H. Schweizer-Sidler.

Während in obigem buche eine treffliche übersichtliche darstellung der für das sanskrit, griechische, lateinische wichtigsten resultate der vergleichenden sprachforschung gegeben ist, liegt uns von Ascoli eine gröfsere abhandlung „di un gruppo di desinenze Indo-Europee“ vor, in welcher er mit grofsem scharfsinne (nicht blofs „nicht ohne scharfsinn“) und mit sichtung eines umfassenden materiales neuen gewinn zu erringen sucht und nach unserer meinung errungen hat. Wir theilen denselben in aller kürze mit. In den armenischen zahlwörtern für 7, 9, 10 sieht er -n, -an für spätern zusatz, nicht für uralte übereinstimmung mit dem sanskritischen schlusse der entsprechenden zahlwörter an. Diesen sanskritischen schlufs selbst bestreitet er und meint, dafs er blofs irrthümlich aus einigen formen der casus obliqui entnommen sei: ein n-stamm (pańkan, saptan, aṣṭan, navan, daçan) habe hier nicht existiert, sondern vielmehr im nominativus unflectierter a-stamm (pańka etc.). Die lateinischen septem, novem, decem aber gelten dem verf. als verkannte mit flexion des nominativus und accusativus versehene neutralformen eben solcher a-stämme, wie denn die griechischen ἑπτά etc. beweisen, dafs im auslaute derselben ein μ abgefallen sei. Aber die alte form -am zeige sich in einem worte noch weiter verbreitet unter der gestalt von av, ō, in dem worte für 8. Dieses dürfe nicht als dual gefafst werden, aber, und das führt den verf. auf den dualis überhaupt, der lautliche procefs sei hier derselbe als in dem genannten numerale. Die āu, ω, ε etc. des dualis seien

aus -am hervorgegangen, wie das āu im skr. dadāu ich gab. Ein solches āu trete auch in skr. asāu, griech. ἐγώ u.s.f. und schliefslich in φέρω u. s. f. auf. — Diese abhandlung ist, wie der kundige leicht aus den resultaten schliefst, wichtig für lautlehre und formenlehre, und enthält beiläufig manche treffliche vergleichung von einzelnen wörtern.

Zürich. H. Schweizer-Sidler.

Ueber aussprache, vokalismus und betonung der lateinischen sprache. Von W. Corssen. Zweite umgearbeitete ausgabe. Erster band. Ss. XV und 819. Druck und verlag von B. G. Teubner. Leipzig 1868.

Mit welchem rechte diese zweite ausgabe des trefflichen buches von Corssen den namen einer völlig umgearbeiteten und erweiterten verdiene, zeigt schon das mafs ihres umfanges gegenüber der ersten. Der stoff, dessen behandlung in der letzteren nur 232 seiten einnimmt, füllt im vorliegenden bande der zweiten bearbeitung über 800 seiten, nämlich alphabet und schrift, aussprache der consonanten und vocale, und der erste theil des vocalismus, d. i. die entstehung der diphthonge und langen vocale, und die trübung der erstern. Es war dem verf. vergönnt jetzt nicht nur reicheres, sondern auch besser gesichtetes material lateinischer inschriften verschiedener zeiten und neue funde auf oskischem und sabellischem sprachgebiete zu benutzen, es traten ferner in dem zeitraume zwischen der ersten und zweiten ausgabe faliscische inschriften ans licht, welche Mommsens vermuthung, dafs sich in Falerii eine der lateinischen nahe verwandte bevölkerung gefunden habe, aufs glänzendste bestätigten; endlich haben inzwischen die forschungen innerhalb der lateinischen und überhaupt italischen sprachdenkmale, so wie diejenigen auf dem felde weiterer historischer sprachforschung und der lautphysiologie ein frisches leben gelebt. Corssen selbst aber bethätigte sich fortwährend aufs eifrigste in mehrern dieser kreise,

bald abwehrend, bald weiter bauend, und nahm im übrigen meist alles dessen achtsam wahr, was irgend welche beziehung auf die grofse aufgabe hatte, welche er sich als provinz gewählt. Haben nun wirklich alle theile des Corssenschen buches, so weit es uns vorliegt, grofse bereicherung erfahren, so gilt dieses doch vor allem von demjenigen, welcher die entstehung der diphthonge und langen vocale behandelt. Wir folgen dem verfasser mit lebendigem interesse durch ein volles wurzelverzeichnifs und die mannigfachen und theilweise recht einläfslichen daran gereihten erörterungen über italische wurzel- und wortgestaltung, und freuen uns, wo er die ersatzlängen im zusammenhange dargelegt und immer noch einzelne räthsel löst; kein forscher aber wird undankbar sein für die entwickelung, welche der verf. den gesteigerten vocalen in wortbildungssuffixen und flexionen angedeihen läfst, mag ihn auch da und dort eine erklärung minder befriedigen. Kurz, wir halten dafür, dafs diese neue ausgabe des vocalismus für jeden, welcher vom heutigen standpuncte der wissenschaftlichen kenntnifs des lateinischen sich unterrichten will, ein geradezu unentbehrliches hilfsmittel sei.

Die wissenschaftlichen principien von C. sind bekannt, und auch wir haben dieselben schon mehr als ein mal darzulegen versucht und dieselben bis auf einen gewissen grad vollberechtigt gefunden. Der verf. führt seinen kampf wohlgerüstet und wehrt sich nach allen seiten hin mit nie ermattender beharrlichkeit. Es kann ihm dabei auch einmal begegnen, dafs seine polemik kleinlich wird, was wir besonders dann nicht gut heifsen können, wenn es einem die sache so ernst nehmenden, forschungseifrigen und scharfsinnigen manne, wie Ascoli, gegenüber geschieht. Wenn ein Italiäner, welcher deutsch schreibt, den ausdruck spalt für spaltung braucht, verdient er wahrhaftig darum keinen spott. Eine schwächere seite sind auch an diesem buche Corssens die allzu freie benutzung des sanskritwurzelverzeichnisses und besonders die unzulängliche kenntnifs der altdeutschen formen, welche doch so häufig beigezogen werden und in der that für die anschauung der diphthon-

gen- und längenentwickelung im lateinischen sehr wesentlich sind. Wir dürfen diese kleinen schwächen um so weniger verschweigen, da das werk sonst gerade durch seine gründlichkeit imponiert und im übrigen trotz des ungeheuren reichthums an stoff nur selten ein versehen einschleichen läfst. So wird ein Germanist sich vielleicht wundern, wenn er von C. die deutung von hëlt, hialt u. s. f. als ursprünglich reduplicierender perff. angezweifelt sieht, aber noch mehr, wenn er s. 400 mitten in einer trefflichen auseinandersetzung zu lesen bekommt: „die wurzel sa ist auch erhalten im as. got. sibun „sieben", vgl. mit griech. σάω „siebe", wo nach dem zusammenhange doch nicht vom gotischen zahlworte die rede sein kann, oder wenn er unter wz. bhug als beispiel gleichartiger steigerung mit skr. bhōga, fūgi das ahd. poko, ein ander mal als beispiel der deutschen ō-steigerung chōmen aufgeführt, fuōgan und dergleichen geschrieben findet; und umsonst würde es sein hier kenntnifs der vocalbrechung und des vocalumlautes, kenntnifs der vocalischen auslautsgesetze und genauere unterscheidung der germanischen dialekte zu suchen. Nach diesem allgemeinen urtheile wenden wir uns zum einzelnen, nicht um armselig zu kritteln, sondern um, wo möglich, wenn auch nur im kleinen zu ergänzen und die wahrheit zu fördern. Zunächst fällt es uns auf, bei der behandlung des alphabets die so bedeutende abhandlung Kirchhoffs „studien zur geschichte des griechischen alphabets" nicht mit einem worte erwähnt zu finden, und doch haben auch Mommsen in seinen neuesten ausgaben der römischen geschichte und Ritschl in dem allerdings erst nach erscheinen unseres buches veröffentlichten lichtvollen aufsatz „zur geschichte des lateinischen alphabets" das gewicht der resultate von Kirchhoffs forschung für erkenntnifs des ursprungs, der gestaltung und der ordnung der italischen alphabete in vollem mafse gewürdigt. Wir dürfen wohl erwarten, dafs unter den nachträgen des zweiten theiles die ergebnisse von Kirchhoffs und Ritschls untersuchungen mit verzeichnet werden. Ueber das merkwürdige ROMA aber wird sicher der verf. anders

urtheilen als Ritschl. Das kann doch eben, wie uns R. selbst lehrt, nichts anderes bedeuten als Rouma, darf aber darum nicht mit robur in verbindung gebracht und nicht v, u aus b erklärt werden, sondern bestätigt nur wieder die feine deutung von Corssen, welche mit der geschichtlichen auffassung Mommsens, einer auffassung, welche uns auch Cato an die hand gibt, trefflich stimmt. S. 14 werden die Plautinischen messungen simĭlumae, sagĭta u. a. erwähnt und gewifs ganz zutreffend erklärt; denn nicht darum, weil die doppelconsonanten nicht geschrieben wurden, wie einige meinten, konnten die silben vor ihnen als kurz gelten, sondern darum, weil sie nicht mit deutlich geschärften consonanten gesprochen wurden. Dafs gewisse, später doppelt geschriebene laute, selbst solche, deren doppelung sich durch assimilation erklärt, unter bestimmten bedingungen in der scenischen sprache nicht volle metrische länge begründen, ist in neuester zeit wieder von Christ hervorgehoben und geschickt begründet worden; bemerkenswerth ist aber, dafs das in sagita wohl ursprünglich einfach lautende t geschärft und der accent versetzt ward, eine vereinzelte willkürlichkeit, welche eben dadurch ermöglicht ward, dafs vor Ennius eine feste abgrenzung in dieser beziehung noch nicht bestanden hatte. Wie Ennius die viel wichtigere doppelte schreibung geschärfter consonanten in die schrift und metrik eingeführt hat, so gilt der dichter Accius für denjenigen, welcher die doppelte schreibung gewisser vocale aufgebracht habe, um deren naturlänge anschaulich zu machen; Bücheler aber wollte — in seiner gediegenen schrift über die lateinische declination — aus dem von Cato für diem geschriebenen diee schliefsen, solche schreibung sei vereinzelt schon vor Accius vorgekommen. Das bestreitet C. s 15 anm. und nimmt diee für einen ehrwürdigen überrest der vollen form diesem. Diese volle form als ursprüngliche anzunehmen, hat C. vollkommen recht, aber so jung, dafs ein derartiger rest noch zu Catos zeiten bestanden hätte, ist gewifs der ausfall des s nicht anzusetzen. Ebendaselbst spricht Corssen von h als längezeichen im umbrischen und oskischen

und führt den analogen gebrauch der deutschen schrift seit dem spätern mittelalter an. Aber spuren eines solchen h und noch viel häufigere spuren der doppelten schreibung von vocalen, um deren naturlänge zu bezeichnen, finden sich im deutschen um ein bedeutendes früher; Grimm, gr. I[s], s. 89. Wir dürften darum auch gar nicht daran denken, dafs Accius seine schreibung von einem andern zweige des italischen stammes herholen mufste, wenn nicht auffiele, dafs er nicht auch OO schrieb, was allerdings entlehnung von Oskern oder Sabellern wahrscheinlich macht. Was die schreibung mit EI, I longum oder einfachem I für ī betrifft, so müssen da noch, wie über die schreibung mit apex, die feinen und sprachgeschichtlich wichtigen erörterungen Useners in dessen aufsatz „varronische excerpte", rh. m. n. f. bd. 24, hinzugenommen werden, um uns dieselbe für die aussprache richtig werthen zu lassen. Was Corssen unter einer behandlung der aussprache der lateinischen consonanten versteht, ist bekannt: er erörtert in dem betreffenden abschnitte überhaupt das charakteristische des consonantensystems, die möglichen und wirklichen verbindungen derselben, ihre stärke und schwäche, und gewinnt dadurch in streng methodischer weise aufschlufs über die etymologie einer grofsen anzahl von lateinischen wörtern und bildungen. Eine nicht unwesentliche frage ist hier, wie die aspiraten der verwandten sprachen in den italischen und im lateinischen insbesondere vertreten, ob wir berechtigt seien eine voritalische stufe anzunehmen, auf welcher den italischen spiranten, wie im griechischen, tenues aspiratae vorangiengen, oder ob, wo lateinische spirans im anlaute, media im inlaute einer skr. media asp. entsprechen, eine blofs mechanische theilung stattgefunden habe, und was sich daran anschliefst. Diese frage besprechen wir nicht, da Ascoli, der von C. sehr heftig angegriffen worden ist, ohne zweifel den kampf für seine voritalischen aspiraten und für seine anschauung der spirantenentwickelung im italischen mit allem rüstzeuge aufnehmen und durchführen wird. Die analogien anderer sprachen begünstigen die ansicht, welche Ascoli in letzter

zeit mit besonderem eifer vertheidigt hat, in hohem grade, und C. ist kaum berechtigt die diesfälligen italischen vorgänge unmittelbar an die sanskritische lautgestaltung anzuknüpfen. Schliefsen wir uns auch Ascolis ansichten über die entwickelung der italischen spiranten an, so verlieren diese darum nicht dem griechischen gegenüber an ihrer selbständigkeit. Wir greifen aus diesem abschnitte nur einzelnes heraus. Dafs Corssen nun um so muthiger seinen satz festhält, es sei in alter zeit kein -cit, -ct in blofses -t mit vorausgehender länge übergegangen, d. h. die assimilation von tt aus ct sei erst spätlateinisch und romanisch, um so muthiger, da seine erklärung von suspīcio, convīcium boden gewonnen hat, das ist natürlich, und er läfst auch heute noch (s. 37) das einzige sētius, in welchem aber ein ursprüngliches g vor t geschwunden sei, als annähernd zutreffendes beispiel solches vorganges gelten. Götze wollte jüngst Corssens herleitung von sētius aus seg-nis bestreiten und meinte, dessen trennung von sĕcus sei formell höchst auffallend, es stimme aber auch die bedeutung von sētius nicht zu derjenigen von segnis. Der beweis für diese ansicht ist nur durch die beigebrachte analogie nicht schlagend geleistet, existiert doch ein adjectivstamm pĕnĭto, von dem penitius comparativ ist, und ist doch eben das adverbium penitus nicht unmittelbar von einer wurzel gebildet, wie es das adverbium secitus sein müfste, wenn man es mit secus gleichstellt und wie dieses von wz. sec herleitet. Aber vergleicht man socius, secta, sector (verb. intens. von sequor), so wäre sectus keine unerhörte form, und davon kann sectior, sētior kommen. Sei dem wie ihm wolle, das steht durch die überlieferung fest, sētius ist = sectius, und dieses ist ein beleg für t = ct, tt mit ersatzlänge. Und das gibt uns das recht invītus aus invicitus oder invictus zu erklären. Denkt man bei invītus an skr. vī und vergleicht vītus mit skr. vītas geliebt, erwünscht, mit zendischem vītas erwünscht, gut, invītus mit zend. evītas „bös, nicht erwünscht", so ist und bleibt der umschlag des part. perf. pass. eines transitiven verbums

in die active bedeutung sehr auffallend, und man erwartet eher hoc mihi invitum facit als me invito; überdies wäre die vereinzelte entlehnung eines participa doch wohl ein äufserst seltener fall. Wie wir demnach bei invitus als einem invicitus, invictus von wz. vec = ἰκ = vaç meinen uns beruhigen zu müssen, so trennen wir nicht vitare von ϝεκ, εἴκω, nicht invitare von vocare, um sie in gar künstlicher weise mit skr. wz. vî zusammenzubringen. Sehr instructiv und, denken wir, abschliefsend ist Corssens darstellung der assibilation von t und c. Gegen die ableitung jedoch von Bonifacius, älter Bonifatius (s. 57), sind jüngst schon im rhein. museum. bescheidene, aber begründete bedenken erhoben worden. Anläfslich der alten assibilation von t in s bringt Corssen seine früher aufgestellte scharfsinnige erklärung von osk. patensins aperuerint und umbr. combifiançust in erinnerung. Unbedingt ziehen wir aber die deutung vor, welche C. ebenfalls als die seinige ansprechen kann, sie jedoch am angeführten orte unserer zeitschrift schliefslich zurücksetzt. Von einem patenti konnte nur patentaum kommen wie lat. praesentare von praesenti u. s. f.; es liegt also dem oskischen worte ein thema patentio oder patentia zu grunde, und so ist selbst der übergang von t in s noch mehr gerechtfertigt. Unter den beispielen einer erweichung von c in g führt der verf. auch promulgare auf und stellt daneben promulcum und remulcum, womit er in aller stille die deutungen von prom. aus provulgare oder proinvulgare beseitigt und wiederum einem beispiele für den wechsel von v und m seine beweiskraft nimmt. Wir denken, C. fasse remulcum und promulcum als ableitungen von mellere (in promellere) und wolle promulgare als „hervorziehen“ deuten. An dieser deutung wird der verf. gewifs durch Wilbrandts bemerkungen, zeitschr. XVIII, 108, nicht irre werden. Auf s. 118 heifst es von ob wieder, es sei entweder verwandt mit griech. ἐπί, skr. api, oder mit skr. upa. Wir denken doch das erstere als nach form und bedeutung allein richtig erwiesen zu haben. Wir ken-

nen keinen fall, wo ursprüngliches u im lateinischen o geworden wäre und nehmen dieses selbst in fŏre (vor r) nicht an, noch minder in jŏcus. Nicht gehen wir noch einmal auf diejenigen mit f anlautenden wörter ein, deren etymologie jetzt noch streitig ist, wie famulus, faber, facere u. a., müſsten wir doch nur altes wiederholen und bekämen die alten nach unserer überzeugung nun einmal nicht genügenden einwürfe zurück. Ueber die wz. bhaj im sanskrit aber dürfte sich nun doch Corssen, weil nicht durch uns, durch Böhtlingk-Roth belehren lassen. In famulus ist immerhin beachtenswerth, daſs a kurz ist, wie denn überhaupt die quantität und allfällige erklärung des ausweichenden im vorliegenden buche — freilich bei so reichem materiale begreiflich — da und dort zu wenig beachtung findet, so in ăcerbus, fīmus, Vĕnafrum. Noch leichter scheint es uns form und bedeutung von feo zu begreifen, wenn wir feveo als grundform ansetzen; und daneben stellen wir unbedenklich und unbeirrt durch des verf., wir meinen, leicht zu beseitigende einwendungen als alte präsensform von fu fŏvo auf. Ueber die wz. bhar, bhra, bhru (s. 145) hat schon Ascoli bd. XVI d. zeitschr. neues beigebracht, nun sind Böhtlingk-Roth s. v. bhur zu vergleichen; und bloſse weiterbildung von bhra ist bhram, neben dem ein bhru leicht erklärlich ist. Sehr ausführlich läſst sich C. s. 152 ff. über das mit ab gleichbedeutende af gegen Curtius aus, und wir werden ihm einräumen müssen, daſs seine deutung von af aus einer form adhi, adh lautlich gerechtfertigt ist, wie keine andere. Da wir im lateinischen kein zweites beispiel aufzuweisen vermögen, in welchem etwa urspr. ausl. tenuis aspiriert worden und dann sich wieder zur media gesenkt hat, so werden wir uns bei Corssens ansicht beruhigen. Aber minder durchschlagend erscheint die anm. s. 160 f., in welcher C. im grunde nur die lautlich sporadisch sich geltend machende erscheinung, daſs auch im lateinischen s folgende tenuis zur aspirata, resp. spirans umgestalten könne, bestreiten will. Fallo aber ist ein nicht wegzuräumendes beispiel, und der verf. wird umsonst nachzuwei-

sen versuchen, daſs es einst im sanskrit ein sbhal vor sphal gegeben habe. So scheint es uns denn auch unerlaubt funda von σφενδόνη und der wz. spand zu trennen. Die bedeutungen des lat. funda sind schon von der gewöhnlichen lexikographie ohne alle künstelei zu einer organischen einheit vereinigt worden. Daſs aber funda und σφενδόνη zu spand gehalten werden, verwehrt uns nicht auch pendere zu derselben wurzel zu ziehen: warum dürften wir nicht nur, warum sollten wir nicht auch auf dem wurzelgebiete zeitlich verschiedene entwickelungen annehmen, warum sollte nicht auch diese forschung eine chronologie inne halten? Daſs plēbēs (s. 165) so erklärt werden könne, wie Corssen erklärt, ist unbestreitbar; aber für denjenigen, der nicht darauf ausgeht das lateinische vom griechischen möglichst scharf zu trennen — ein bestreben, das bei unserm verf. stark hervortritt —, liegt die vergleichung von πλῆθος mit plēbēs sehr nahe und die einwendung Corssens trifft nicht zu, daſs sonst (?) den griechischen neutris auf -ος im lateinischen solche auf -us entsprechen; haben ja doch gerade die neben einander stehenden formen nabhas, νέφος, nūbes, sadas, ἕδος, sēdēs den begründer einer wissenschaftlichen sprachforschung auf die richtige erklärung der lateinischen formen auf -es geführt. Unter abies s. 170 ist wieder skr. ēdh als steigerung von adh aufgeführt. Solches ēdh aber wird wohl einstimmig von den sanskritkennern als dialektische — und als solche erklärbare und nicht ohne analogie dastehende — nebenform von ardh angesehen. Der wurzel arbh, welche mindestens nach analogie erschlossen war, begebe ich mich um so lieber, da der verf. dem dh von ardh sogar im inlaute doppelte vertretung auf italischem boden einräumt. Wir meinen, daſs der verf. seine künstliche deutung von quotīdie und quotannis (s. 175 f.) nicht lange festhalten wird. Während er selbst in einem folgenden abschnitte seines buches sehr wahrscheinlich macht, daſs die pluralformen auf -eis, -īs in der o-declination relativ spät und vorübergehend gewesen seien, soll quotannis sein = quot annis (f. anni) sunt, und da-

nach quotidie = quoti dies aus dem alten quŏti mit gesteigertem ĭ und nom. pl. diēs. Die einfachste erklärung wird immer die sein, daſs wir in quotidie einen locativus „am wie vielten tage (es sei), in quotannis einen ablativus sehen. S. 186 anm., wo vom abfall eines t im perf. die rede ist, meint der verf., die von Ritschl für dieses tempus angenommene form deda = dedant = dedērunt könne nicht gehalten werden, und es sei in der betreffenden inschrift DEDA vielmehr als Deda, stammform zu Dedia, Didia zu nehmen, wie denn auch frühere geradezu Didia übersetzten. Seine einwendungen sind sehr gegründet, aber die namensform steht ihm entgegen: Didii gab es, aber nirgend Didi, und um die frage abschlieſsend zu beantworten, müſste wahrscheinlich gemacht werden können, daſs in Pisaurum ein i zwischen d-a nicht gesprochen oder daſs vom steinmetzen nachlässig geschrieben wurde. Wir übergehen die sehr interessante anmerkung über apud, apor (s. 197), über altes s und die nominativendung in Cusianes (s. 229); in anmerkung zu s. 232 ff. tritt C. einläſslich und gegen Pott polemisierend wieder auf die lateinischen formen dies, interdius, dius, diū ein. Wir erklären uns im wesentlichen mit seiner beweisführung und seinen ergebnissen einverstanden: das nur können wir nicht einräumen, daſs jemals das neutralsuffix -us, lat. -os, -us mit langem vocale vorgekommen sei, selbst nicht in dem zur vocalsteigerung allerdings sehr geneigten lateinischen. Diese einwendung wird uns kaum hindern dius und in interdius -dius für acc. sing. zu nehmen, da uns die bezeichnung interdiūs, diūs nach vergleichung der stellen nur weisheit der lexikographen zu sein scheint. Aber anders verhält sichs mit diū. Soll dieses aus dius entstanden sein, dann muſs die sprache letzteres miſskannt und als acc. pl. gefaſst haben: immerhin ist der bleibende abfall eines s nach langem vocale und in einer form, neben welcher noch in litterarischer zeit jenes s stand — angenommen, es wäre u in dius, interdius wirklich ū gewesen — etwas höchst singuläres. Wir sehen heute noch nicht ein, warum

diū nicht ablativus sein könnte, sei es nun für diō, sei es von einem stamme di(v)u. Dafs interdiu, interea, posthāc u. ä. nothwendig mit accusativus zusammengesetzt sein müfsten, wird uns zu glauben schwer, und hätten das die Römer geglaubt, so wären die formen eā, hāc nicht stehen geblieben. Wie erklärt Corssen aduorsum eād im S. C. de Ba.? Wir denken mit dagegen, und posteā ist danach. Grimm, gr. III, 130 f. ist auch für das lateinische wichtig. Dafs sich C. (s. 243), wie schon früher, durch Crain zur deutung von vīs „du willst" aus vir-s hat treiben lassen, können wir nicht gut heifsen. Einmal ist es sehr unwahrscheinlich, dafs in derselben conjugation die wurzel zwischen r und l gewechselt habe, und zumal eine wurzel, welche in dieser bedeutung auf europäischem boden nur mit l erscheint, anderseits gibt es ja auch kein beispiel, wo statt eines auslautenden rs sich ein s zeigt. Es hat also hier so oder so ein beispielloser vorgang stattgefunden, und Götze hat mit recht hervorgehoben, es heifse vīs und nicht vīl, um das zeichen der zweiten person zu retten, d. h. das sprachgefühl verlangte hier s. In einer anmerkung auf derselben seite handelt der verf. über die form Prosepnais etc. Wir wollen seine übrigen einwürfe gegen Useners zusammenstellung von *Περσεφόνη* und Proserpīna nicht bestreiten, aber den widerspruch hervorheben, dafs hier dieselben wörter mit suffix -īna aufgeführt werden, welche s. 606 īna erhalten. Curtius wird die annahme von einem aoristus II im lateinischen (s. 261 ff.) und wie die benennung gemeint war, selbst vertheidigen, jedesfalls hindern an dieser annahme nicht die indicativischen formen tăgo u. ä.; ist es doch rein zufällig, dafs das griechische nicht auch im indicativus augmentlose formen ausbildete, und sicher, dafs die nasalierten gestalten ursprünglich eine bedeutungsmodification anzeigten. Kühn ist die s. 268 ff. anm. ausgesprochene vermuthung, nicht nur duo sei ein versteinerter dualis, sondern in duom-, duumvirum seien noch genitive dieses numerus erhalten. Der form und dem geiste der italischen sprachen nach ist diese vermuthung

höchst unwahrscheinlich. Ob in den namen Titiēs etc. (281 anm.) die angenommene pluralendung -ēs = -ei nicht im widerspruch stehe mit dem später über die pluralendung von o-stämmen vom verf. gewonnenen resultate, möchten wir von ihm selbst hören: ein flexumines kennen wir übrigens nicht mehr, aber ein sehr merkwürdiges flexuntes. Sehr instructiv ist die auseinandersetzung über -aiius, -aius, -ējus s. 303 ff.; gerne hätten wir dabei das lautliche und sachliche verhältnifs von skr. -ējas berührt gesehen. S. 307 scheint uns der verf. doch nicht klar bewiesen zu haben, wie cuius, huius zu ihrer naturlänge vor i, j gelangen. Wenn i von cu͡ius, hu͡ius sich zum palatalen reibelaut verhärtete, so blieb eben wieder ŭ allein übrig.

Aber so manches wir noch in diesem abschnitte des imposanten buches zu fragen, einzuwenden, und so oft wir besonders auf schöne funde aufmerksam zu machen hätten, wir eilen in unserem referate darüber hinweg, um nicht die wichtigsten partien des buches ganz übergehen zu müssen. Die partie über die zweilautige und einlautige steigerung der vocale ist, wie wir schon oben anführten, sehr wichtig für die anschauung des beweglichen sprachlichen lebens in Italien, es kommen da aber nothwendig auch wörter für staatliche, rechtliche, religiöse begriffe zur sprache, und der verf. verweilt bei derartigen auseinandersetzungen mit besonderer liebe. S. 351 durfte deutsches koufōn darum nicht als gleichartiges beispiel aufgeführt werden, weil dasselbe wie eihhōn (unter aequare), sinnen f. signare u. a. reines lehnwort ist und uns nichts berechtigt ein got. chuf, huf anzunehmen. Wie es aber mit lehnwörtern rücksichtlich der verschiebung gehe, das hat Wackernagel „umdeutschung“ vor jahren nachgewiesen. Unter der wz. sku „aufschiefsen“ hätte mit demselben rechte als cōdex etwa ahd. scōz, nicht aber scōz „sprōfsling“, das ein ō für ŭ durch brechung hat, aufgeführt werden dürfen. Warum der verf. s. 357 und in ähnlichen fällen in deutschen wörtern -auvan, -ouvan schreibe, ist uns unklar. Zu pu „schlagen“ (s. 358) zählen wir auch

pavere „niedergeschlagen, feige sein“, und unter die erste reihe in krŭ (s. 360) ahd. hlŏsēn, hlŏsōn mit gebrochenem u, ein interessantes desiderativum. Flūvius s. 363 wird, wie porrīcere s. 369, druckfehler sein. Sowohl über die bildung als über die entwicklung der bedeutung von laedĕre, taedēre, pudēre finden wir in unserm buche feine weisung. Wir können nicht läugnen, auch verba denominativa im eigentlichen sinne des wortes sind in die dritte conjugation eingebrochen und zwar nicht nur verba der art wie metuere, für die wir ein metujere vorauszusetzen nicht als ungereimt erachten, sondern auch solche, welche das einfache thema auf -ă haben, wie laed-a, claud-a u. a. Taedet und pudet sind wie mĭseret hübsch als causative denominativa erklärt, „es macht voll, es schlägt nieder, macht unglücklich“. Dafs taedet von wz. tu ausgehen und diese „strotzen“ heifsen könne, ist unbestreitbar. Für aequus, īmitari etc. wird eine verlorene wz. ik (s. 374) statuiert, welche im deutschen als ah, im sanskrit als uḱ (nicht uç!) erscheine. Solche verlorene wurzeln haben natürlich immer etwas bedenkliches, und auffallend wäre hier schon das, dafs im lateinischen ic, im sanskrit uḱ, nur im deutschen ah sich zeigte, überdies im lateinischen c vor m ohne ersatz ausfiele. Da überdies aequus auch ohne annahme einer wz. ik sich erklären läfst, so frägt sich immerhin, ob nicht in diesem einen falle das reduplicierende m weggefallen sein dürfte, da mimi in der that eine um vieles unangenehmere lautgebung ist als mama u. a. Eine wurzel iv zu statuieren, um skr. ēva etc. zu erklären, sehen wir keinen grund, und über das wesen der wz. inv im sanskrit ist offenbar — wir wagen diesen ausdruck — C. nicht genau unterrichtet. Die wurzel zu ēva ist keine andere als i „gehen“. Unter wz. is (s. 375) ist mehreres durcheinander gerathen. Skr. išṭi (nicht išḍi) „wunsch“ ist nicht dasselbe wort mit išṭi „opfer“, welches ja nach bekannten skr. lautgesetzen von jaǵ „opfern“ stammt, und selbst bei aisos u. s. f. denken wir noch, wie vormals, eher an skr. išira, *ἱερός* und die wz. iš „saftig, kräftig sein“, als an

iš „wünschen". Vergl. Böhtl.-Roth s. vv. iš, išira, iḍ, iḍā. S. 376 ist ein skr. prēti „freude" verzeichnet: freude heifst prīti; prēti ist = pra-iti „weggang". Saeculum ist s. 377 sehr hübsch und, wir meinen, auch unanfechtbar als ableitung von wz. si gedeutet. Erwähnung und allfällige formelle widerlegung hätte die erklärung Mommsens (hinter seiner römischen chronologie), der saeculum als saepiculum von saepire genommen hat, verdient. In den deutschen wörtern spāhi u. s. f. (s. 379) ist die quantität nicht beachtet. Das deutsche flehan (s. 394) mag trotz des ihm entsprechenden got. thlaihan — freilich ist uns der übergang von f in th noch immer nicht erwiesen — mit placare oder precari gleicher wurzel sein, aber offenbar ist es nicht ein beispiel der steigerung von a in ĕ, sondern got. ai und ahd. ĕ sind durch verschiedene ursachen bewirkte brechungen von ĭ, oder, ist im got. ai, im ahd. ē, so haben wir dort steigerung von ĭ, hier die vor h gewöhnliche verdichtung von ái. Leider müssen wir auch die schöne reihe s. 396 ff. anfechten. Die vedische wurzel sagh, skr. sah heifst nirgend „schlagen, tödten", sondern bedeutet nur sustinere, ἔχειν und von ihr stammt got. sigis. Die italische wz. sag mag „scharf sein" bedeutet haben, mag mit got. sakan „streiten" zusammenhangen, aber nicht mit skr. sagh. Eher könnten wir hier eine alte lautsenkung von c in g annehmen und zusammenhang mit sĕcare gelten lassen. Anläfslich der wurzel sap s. 399 f., deren spröfslinge im lateinischen mit vielem geschick behandelt sind, ist auch des got. sibja u. s. f. gedacht, nicht aber der längst von Kuhn u. a. gemachten zusammenstellung mit skr. sabhja, sabhā, einer zusammenstellung, welche uns den begriff der sippe vollständig aufhellt und lautlich vollkommen zutrifft. Ein sehr reiches und viel licht verbreitendes abschnittchen ist wz. mar mit ihren ableitungen. Ob gerade die sehr scharfsinnige deutung von Mavors aus *maga = μάχη und vortere das richtige treffe, müssen wir dahin gestellt sein lassen; lautlich ist sie (vgl. mavolo) unanfechtbar. Unter der wz. sa widmet der verf. verdienter mafsen dem alten

gotte Sāturnus besondere aufmerksamkeit. Die alte form SAIITVRNVS d. h. Saeturnus will er so erklären, dafs in ae eine mittelstufe zwischen ā und ē liege (sēmen etc.). Wir kennen aber kein lateinisches wort, in welchem solche schreibung stattgefunden hätte und sehen uns genöthigt ae als aĕ, aĭ zu fassen. Gar nicht unwahrscheinlich ist nun, wie wir schon vor jahren vermuthungsweise äufserten, ein zusammenhang dieses namens mit skr. savitar, dem zeugenden sonnenwesen; dabei sind allerdings die lautlichen schwierigkeiten, die C. vorbringt, nicht zu übersehen, welche auch wir nicht, so dafs es uns genügte, wegräumen können. Unter wz. fac s. 423 tritt u. a. focus auf, ein wort, welches die alten auf foveo zurückführen; und dafs es zunächst zu diesem gehöre, meinen auch wir. Wie wir jŏcus nicht als unmittelbar für jŭcus gesetzt ansehen können, sondern ein joucus voraussetzen, so dürfte auch fŏcus für foucus stehen. Wie in jŭbeo für jŏbeo, joubeo, pŏpulus für poupulus, so ist in fŏre für foure, fovere, jocus für joucus, fŏcus für foucus diphthongentrübung und verkürzung eingetreten. Unter den wzz. pa und sna gewinnen wir manch sprachliches und sachliches, manches für erkenntnifs italischer wortbildung und mythologie. Wir bemerken nur, dafs fēdan im angelsächsischen (s. 424) sein ē blofs durch umlaut vermittelst i erhalten hat, und dafs Grafsmann (s. 435) sehr mit unrecht getadelt wird. Wenn dieser der skr. wz. nabh die bedeutung „hervorbrechen, quellen" gibt, so ist diese bedeutung durch grammatiker und den sprachgebrauch viel besser gestützt, als manche wurzelgestaltung und wurzelbedeutung, welche Corssen unbedenklich als ausgangspunkte hinstellt. Ebenso wenig durfte Curtius' deutung von νόμος u. s. f. gescholten werden, wenn wir auch dem verf. einräumen, dafs die seinige lautlich möglich und sehr scharfsinnig ist. Geht denn nicht aus νέμειν zutheilen sehr leicht ein ertheilen und das urtheil hervor, und kann nicht auch numerus ohne schwierigkeit unter diesen begriff befafst werden? Nach Mommsen und Hultsch dürfte nummus gar ein griechisches lehnwort sein, wie

hemina u. a. monēta wird doch kaum die prägestätte des geldes als die denkzeichen schaffende, die kennzeichen schaffende geheifsen haben, sondern nur nach der Juno Monēta so benannt sein. Nicht unwichtig für die beurtheilung der römischen rechtlichen und sittlichen anschauungen ist der gesichtspunkt, aus dem sie religion und gesetz benannt haben. Corssen fafst 445 nicht nur religio als bindenden glauben, auch lex als bindende satzung. Dafs lēx nicht als spruch erklärt werden dürfe, hat schon Curtius hervorgehoben, aber die vergleichung mit altn. lōg und die von Lottner herrührende herleitung von wz. λεχ aller beachtung empfohlen. Wir dürfen aber die lateinischen und oskischen wörter nicht trennen, ein griech. χ erscheint aber im oskischen inlaute als h und wir hätten wohl lihud etc. zu erwarten. Für die italischen wörter müssen wir also Corssen beistimmen, die germanischen aber führen uns entschieden auf wz. λεχ, ligan zurück, und C. wird sich dazu verstehen müssen das gesetz auch als liegendes oder gelegtes anzusehen, wie er denn doch die „satzung“ als richtige anschauung anerkannt und die „lage, grundlage“ keineswegs etwas todtes bezeichnet. Bekanntlich werden auch die got. bellagines von den Germanisten einstimmig als bilageineis gefafst. Wiederum von mehrfachem interesse ist die behandlung von wz. rag, unter welcher nicht nur lat. rēx, auch got. reik-s und sogar skr. rāǵan aufgeführt werden. Schon Kuhn, ind. studien I, 332 ff. vermittelte diese wörter, und nicht minder deutet dies Benfey im wörterbuch s. v. rāǵan an. Aber Kuhn glaubt mit recht, dafs die grundanschauung die des vorleuchtens sei. S. 453 ist sehr ansprechend über jacio gehandelt, nur wird der vorgang innerhalb des lateinischen ohne zweites beispiel sein. S. 458 läugnet Corssen, dafs skr. sīdati u. s. f. aus reduplication si-sad-, sisid- entstanden sei, scheint überhaupt den wegfall eines wurzelconsonanten und dann eintretende contraction einer ursprünglich verdoppelten form auch dem sanskrit absprechen zu wollen. Ueber tēnima u. s. w. treten wir unten im zusammenhange ein, hier möchten wir nur fragen, ob

Corssen auch in den sanskritdesider., wie çikš und andern bei Benfey kurze sanskritgr. s. 54 verzeichneten eine solche zusammenziehung läugne. Jedesfalls kann das nicht als zureichender grund einer derartigen negierenden behauptung gelten, dafs daneben noch reduplicierende formen vorkommen, welche unversehrt fortbestehen: die sprachen erscheinen uns in ihrer entwickelung und schon beim ersten eintreten in unsern gesichtskreis in einem vielfach entwickelten zustande. Eine analogie zu der begriffsentwickelung von sērus aus sar bildet skr. kira von kar gehen und dūra von wz. du. Gern stimmen wir dem verf. bei, wenn er s. 466 vērus von var „decken, schützen“ ableitet; denn so sinnig und von reicher analogie unterstützt die deutung Ascolis aus vas „bleiben, sein“ ist, so ist doch immer noch unerwiesen, dafs in diesem worte r aus s entstanden sei. Bei beiden ableitungen aber gewinnen wir ein gesteigertes a d. h. ē. S. 471 mag die deutung von Venus richtig sein, aber das sinnliche braucht nicht krafs hervorzutreten, und in venustus tritt es sehr zurück. Doch über die betreffende wurzel hat Kuhn im zweiten bande der zeitschrift trefflich gehandelt, und wir erwähnen nur noch, dafs nicht blofs deutsches wini, auch got. vēns, ahd. wān, ἐλπίς, dahin gehören. Ob cēra „wachs“ (s. 472) von kar, kar „laufen“ herstamme, ist uns doch noch nicht ganz ausgemacht, da unsers wissens sonst die anschauung des auseinanderfliefsens, zergehens nicht in dieser wurzel liegt, während allerdings ein sanskritwort drāvaka von wz. dru „laufen, zerlaufen“ für wachs angeführt wird. Callis und κέλευθος zeigen uns, dafs auch in den europäischen sprachen die anschauung des bestimmten gehens an dieser wurzel haftete. Ahd. sprīzan ist s. 475 unrichtig als sprĭzan unter die reihe spar gestellt. Aber so gerne wir noch über manches einzelne in diesem wurzelverzeichnisse einträten, wie über rēs, persōna, solātium (?), līctor, dīrus (von wz. dar), harvīga, wz. tar, ancīle, pīlum, rīpa, lītus, lībra, vitium u. a.: wir müssen uns bescheiden und wenden uns schliefslich noch den abschnitten unseres buches

zu, die gewisse conjugations- und declinationsformen entwickeln.

Zunächst werden wir dem verf. recht sehr dankbar sein für das reiche material, welches er behufs einer vollständigen überschau der italischen perfectformen vorführt. Wir werden auch bereitwillig den scharfsinn anerkennen, mit welchem er seine heutige anschauung, das lat. perfectum sei vielmehr ein aorist, begründet und ihm sogar einräumen, dafs seine ansicht vom einseitig italischen standpunkte aus nicht mit erfolg wird angefochten werden können. Aber angenommen, meint C., was nicht richtig sei, das italische perfectum entspreche dem sanskritischen, griechischen, deutschen perfectum, man dürfte es von da aus beurtheilen, so sei auch im sanskrit und deutschen die reduplication nicht ein nothwendiges element dieses tempus, und das skr. pētima sei nicht aus pa(p)atima oder paptima, got. gēbum nicht aus gaabum oder gagbum zu erklären, ja auch hēlt, hialt seien nicht erwiesen = haihald. Ueber fehlende reduplication im sanskrit hätte C. eher Benfey's ausf. gramm. s. 573, note 6 citieren sollen als s. 83. Freilich würde auch dieses citat nicht viel verschlagen. Auch die vedensprache ist relativ jung, und wir wissen ja genugsam, dafs in ihr schon völlig prakritische wortformen sich finden. Das classische sanskrit nahm aber die sprache in die zucht und schaffte mundartliche auswüchse und verstümmelungen weg. Es kommt doch Corssen gewifs nicht in den sinn das alter des augmentes in gewissen formen zu läugnen, die in den veden oder im Homer desselben aber entbehren, während sie in der classischen sprache desselben nie ermangeln. Und wir könnten ja überhaupt viel davon erzählen, wie oft in sprachen ein blofser rest einer form eine bedeutung beibehalten hat, welche ihr eigentlich nur als voller und ganzer zugekommen ist. In einer zeit, welche vor der litterarischen überlieferung der sprache liegt, sind nun auch formen wie pētima u. a. entstanden, welche wir, fassen wir bildung und flexion des skr. perfectums ins auge, platterdings nicht anders erklären können, denn als weitere zusammenziehungen

von gestalten wie paptima u. a., ob wir nun an aussto- ſsung oder an assimilation und nachherige vereinfachung denken wollen, welcher dann ersatzdehnung folgte. Was das germanische betrifft, so sollte man in der that annehmen, nach der jüngsten darlegung Scherers, welche unsers bedünkens die gelungenste partie in seinem genialen, übrigens vielfach zu widerspruch reizenden buche ist, dürfte ein gēbum u. a. aus gagbum nicht mehr angefochten werden; um aber ein giltiges urtheil abzugeben, muſs man die deutsche starke conjugation und Scherers entwickelung derselben im zusammenhange betrachten. Daſs heialt aus haíhald (nicht háihald) entstanden seín müsse, und daſs stiaz u. a. denselben proceſs durchmachten, kann den thatsachen, wie eben diesem heialt und angels. leolc gegenüber, nicht geläugnet werden. Wenn nun in zwei enge verwandten sprachen ein derartiges ineinanderwachsen vôn reduplication und wurzel vorkommt, so ist das natürlich kein beweis für eine ähnliche erscheinung im lateinischen, aber es läſst uns eine solche selbst dann begreifen, wenn sie aus den in der litterarischen sprache bestehenden lautgesetzen und lautvorgängen nicht für jede einzelne dahin gehörende form erklärt werden könnte. Aber Corssen will im lateinischen perfectum ja kein eigentliches perfect, er will darin einen aorist sehen. Dagegen darf trotz Corssens einwürfen zunächst die bedeutung des tempus geltend gemacht werden. Das sanskrit und deutsche brauchen wohl die perfectform aoristisch, nicht aber das sanskrit und griechische den aorist zum ausdrucke des gegenwärtig vollendeten. Zweitens fiele die immerhin ziemlich reiche anzahl reduplicierter lateinischer aoriste, ohne daſs dabei eine bedeutungsdifferenz waltete, auf, und drittens: wie sollte eine sprache, die das augment verloren hat, in welcher zwei einzige kümmerliche reste vom imperfectum geblieben sind, gerade ein mit dem augmente auftretendes präteritum, von dem sie aber das augment durchaus verwirft, im gegensatze gegen das reduplicierende tempus der vergangenheit zum ausdrucke der bestimmten vollendung wie des aoristes wählen? Daſs aber bei gewis-

ser beschaffenheit der wurzel die reduplication fallen konnte, das hat seine volle analogie wieder im germanischen. Wir dürfen wohl im ganzen Scherers aufklärungen für das deutsche perfectum auch für das lateinische folgen, und es liegen uns auch im lateinischen die gestalten verschiedener zeiten vor, aber alle zuletzt ausgegangen von reduplicierten formen. Auch die endungen oder, sagen wir lieber, der themavocal des lateinischen perfectums wird uns nicht zwingen in demselben einen aorist zu sehen. Das aoristische liegt gewifs nicht in dem ī. Dafs dieses schliefslich aus ā, ă entstehen konnte, wird Corssen am wenigsten läugnen, er, der das ursprünglichere -īs, -īt im präsens mit recht schützt. Nach diesem allgemeinen, das aber meist schon von andern vorgebracht ist und womit wir den hochverdienten forscher zu belehren uns nicht einbilden, wagen wir auf dem vorliegenden gebiete noch einige einzelheiten zu bezweifeln. Es ist uns doch gar nicht ausgemacht, dafs die wörter, wie pluere u. s. f. (s. 551), ihre perf. mit -vi gebildet haben. Warum sollten sie nicht gerade, wie ihre einstigen praesentia, einstmals auf -oui gelautet haben und ov, ou dann wie in andern fällen zu ū, ŭ geworden sein? Also plov-i, plou-i, plūi, plŭi. Denn pluueram bei Plautus und ähnliche formen sind entweder noch schreibungen wie fluvius statt flovius, oder es ist das lange u durch doppelte schreibung bezeichnet. Wir kennen wohl auch die ansicht, dafs hier eine neue steigerung des einst präsentischen ov stattgefunden habe, sehen aber keinen grund unsere einfachere dagegen aufgeben zu müssen. Von diesen verben vermögen wir nun schon um fōre willen, dann mit rücksicht auf das sanskrit und deutsche nicht das verbum fuo zu trennen, und die schreibung fuuimus kommt unsers wissens auch bei ihm vor. Sehr interessant sind die perfectformen der nicht lateinischen italischen dialekte. Hier hat offenbar die zusammensetzung mit fuo weiter um sich gegriffen; aber aus covortuso, benust u. a. dürfen wir noch nicht schliefsen, dafs dieselbe zusammensetzung auch schon in der ersten pers. sing. perf. in dem-

selben umfange sich eingedrängt habe. Dafs wir auf das einmalige uupsens (s. 554) so hohen werth legen, fordert gewifs der verf. selbst nicht. Und was berechtigt uns fefākust zu schreiben? Nichts als die nach unserer ansicht immer noch sehr precäre satzung, fēci enthalte einfach eine vocalsteigerung. Tutūdi und -toudi, -tūdi in contūdimus können sehr wohl bildungen verschiedener perioden sein.

Von annähernd ähnlicher wichtigkeit als die darstellung des perfectums ist diejenige eines theiles der casus, deren nähere betrachtung wir auf ein ander mal versparen. Wir würden unsere anzeige mit einem kleinen verzeichnisse von druckfehlern schliefsen, das wir uns angelegt haben, wenn dieselben nicht von jedem aufmerksamen leser sofort als solche erkannt würden. Das grofsartige werk ist übrigens, wie wir dessen von der Teubnerschen verlagshandlung gewohnt sind, prächtig ausgestattet. Wir scheiden von dem buche mit warmem danke und dem wunsche, dafs diesem ersten theile die übrigen bald folgen mögen.

Zürich, im februar 1869.

H. Schweizer-Sidler.

Λήγω und ϝρήγνυμι.

Curtius vermuthet gr. d. gr. et. 167 die wurzelverwandtschaft von λήγω mit λαγαρός, λάγνος, langueo etc. Das bleibt nur eine vermuthung, der die herbeigezogenen Hesychischen glossen λαγάσ-σαι ἀφεῖναι, λαγγεύει φεύγει nichts helfen. Mir hat sich bei genauerer betrachtung der Homerischen formen von λήγειν, ἀπο-λήγειν die überzeugung ausgebildet, die wurzel des fraglichen wortes sei mit der von ϝρήγνυμι ursprünglich identisch. Die gründe für diese überzeugung will ich hier kurz angeben.

Für den abfall eines consonanten vor dem λ von λή-

γειν sprechen die beiden *λλ*, von denen das erste durch assimilation entstanden ist, in einigen Homerischen formen von *ἀπο-λήγειν*: Il. XV, 31 *ἵν' ἀπο-λλήξῃς ἀπατάων*; Od. XII, 224 *ἀπο-λλήξειαν ἑταῖροι*; Od. XIII, 151 *ἀπο-λλήξωσι δὲ πομπῆς*; Od. XIX, 166 *οὐκέτ' ἀπό-λλήξεις τὸν ἐμὸν γόνον ἐξερέουσα*. Ferner hat das adjectiv *ἄ-λληκτος* bei Homer immer doppeltes *λ*, und schliefslich führt die positionslänge Od. VIII, 87 *ἤτοι ὅτε λήξειεν ἀείδων θεῖος ἀοιδός* auf anlautende doppelconsonanz in *λήγειν*.

Dafs aber der sonst geschwundene consonant das für *ϝρήγνυμι* nachgewiesene digamma ist, schliefse ich aus vielen stellen des Homer, in welchen man *λήγειν*, *ἀπο-(λ)λήγειν* statt durch das blasse „schwinden, ablassen" durch das sinnlichere „brechen, abbrechen" besser wiedergiebt. Vgl. die angeführten stellen Od. VIII, 87 und XIX, 166. Die hier, so wie Il. IX, 97 *ἐν σοὶ μὲν λήξω, σέο δ' ἄρξομαι*; Il. XIII, 230 *τῷ νῦν μήτ' ἀπόληγε, κέλευέ τε φωτὶ ἑκάστῳ* hervortretenden ausdrucksweisen „die rede abbrechen, den gesang abbrechen, unterbrechen etc." sind auch im deutschen gebräuchlich, und, wie wir eine handlung abbrechen, so sagt auch der Grieche: *ἀπο-λλήξωσι δὲ πομπῆς* oder Il. XIX, 423 *οὐ λήξω, πρὶν Τρῶας ἄδην ἐλάσαι πολέμοιο* oder Il. XXI, 224 *Τρῶας δ' οὐ πρὶν λήξω ὑπερφιάλους ἐναρίζων*. — Dazu ziehe man die lautlich, da *ρ* und *λ* oft wechseln, sogar im accente correspondierenden adjectiva *ἄ-λληκτος* und *ἄ-ρρηκτος* z. b. in Od. XII, 325 *μῆνα δὲ πάντ' ἄλληκτος ἄη Νότος* und in Il. II, 490 *φωνὴ ἄρρηκτος*. Wie wir in der letzten stelle im vergleiche mit der angeführten Od. VIII, 87 auch *ἄλληκτος* statt *ἄρρηκτος* setzen könnten, so würde auch in Il. XX, 150 *ἄρρηκτον νεφέλην ὤμοισιν ἕσαντο* das abgeschwächtere *ἄλληκτος* (ununterbrochen) ebenso gut den sinn wiedergeben, was ein beweis dafür ist, dafs die bedeutungen beider wörter ineinander verschwimmen. Ferner vergl. Il. XXI, 305 *οὐδὲ Σκάμανδρος ἔληγε τὸ ὃν μένος* und Il. IX, 636 *σοὶ δ' ἄλληκτόν τε κακόν τε θῦμον ἐνὶ στήθεσσι θεοὶ θέσαν εἵνεκα κούρης* etc. — Endlich gewinnt auch der herrliche vergleich Il. VI, 146:

Οἵη περ φύλλων γενέη, τοίη δὲ καὶ ἀνδρῶν·
φύλλα τὰ μέν τ' ἄνεμος χαμάδις χέει, ἄλλα δέ θ' ὕλη
τηλεθόωσα φύει, ἔαρος δ' ἐπιγίγνεται ὥρη·
ὣς ἀνδρῶν γενέη ἡ μὲν φύει ἡ δ' ἀπολήγει.

durch wiedergabe von *ἀπολήγει* mit „bricht ab" oder „bricht zusammen" in berücksichtigung von *φύει* „sprießt empor" sehr viel an correctheit und schönheit. Hierzu stellt sich sehr gut Hes. op. 419 *φύλλα λήγει πτόρθοιο* „das laub bricht vom zweige". — Schließlich beweist mir noch *λάκις* äolisch *βράκος*, das von den *ἱμάτια ῥαγέντα* Xen. Cyr. I, 6, 6 unmöglich und so wohl auch nicht von *ῥῆγος* zu trennen ist, die ursprüngliche identität der wurzeln von *λήγω* und *ϝρήγνυμι*. Mit der zeit hat sich dann nach entstehung der form *(ϝ)λήγειν* die abgeblaßtere bedeutung „schwinden, ablassen" etc. in diesem worte festgesetzt, während die sinnlichere in *ϝρήγνυμι* blieb.

Mitau, den 11. november 1868.

G. Schönberg.

Lateinische wortdeutungen.

1) frendo.

Daſs frendere mit seiner grundbedeutung „zerreiben" von fremere gänzlich zu trennen sei, zeigt unter anderen Corssen beitr. 208. Allein das von Walter zeitschr. XII, 413 verglichene gr. *χρόμαδος* hat, wie Fick indog. wörterb. 69 erkennt, sein abbild in ags. grimetan, ahd. gramizôn knirschen, grimmig sein, so daſs es bedenklich ist, mit Walter das *α* im griechischen worte als vocaleinschub zu fassen. Dagegen stimmt zu frendere nach laut und bedeutung ags. grindan molere, conterere, frendere, wozu altn. grenna attenuare, granda nocere (vgl. termentum, detrimentum), grand granum, ahd. grint furfures capitis (vgl. furfur von wz. ghar). Wenn nun zu derselben wurzel mit Diefenbach goth. wörterb. II, 432 ags. grist, gerst

molitura, farina zu ziehen ist, so erweist sich der nasal als unursprünglich und wir werden zu einer wurzel ghardh geführt. Da ferner dh ein geläufiges wurzeldeterminativ ist, so liegt es nahe, die wurzel ghardh in ghar-dh zu zerlegen und als secundärbildung von ghar zerreiben zu betrachten. Ich treffe sonach mit Corssen zusammen, der a. a. o. frendo zur wz. ghar stellt, die nähere begründung dieser ansicht aber fehlen läfst.

2) infestus.

Potts herleitung des lat. infestus von infendere (et. forsch. I[1], 255. II[2], 485), der Corssen (beitr. 183) und Curtius (grundz. n. 311) folgen, hat das bedenkliche, dafs sie das wort hinsichtlich seiner bildung isolirt. Die in der formation mit fen-d-o übereinstimmenden verba, die den nasal im perfectum behalten, stofsen ihn auch im supinum nicht aus, vgl. accensum, tentum tensum, pensum, scansum u. a.; und so bildet infendo das regelmäfsige particip infensus. Andrerseits kommen supina auf stum, das seltsame mixtum mistum ausgenommen, nur von verbis mit dem wurzelauslaut s: tostum, pistum, depstum, textum, gestum, ustum, haustum. Es setzt demnach die obige erklärung in doppelter hinsicht ein abweichen von der analogie voraus. Die folgende deutung, welche lautlich kein bedenken hat, scheint auch den grundbegriff des wortes noch schärfer zu erfassen. In allen sprachen ist vertreten die wurzel skr. dharš dreist sein, wagen, sich wagen an, caus. sich an etwas vergreifen, über jemanden kommen, jemand bewältigen, bezwingen, beunruhigen, etwas verderben, zu grunde richten (petersb. wörterb.), zu der unter anderem dharšaṇam angriff, mifshandlung, dharšakas angreifend, über etwas herfallend, gehören. So wird auch infestus recht eigentlich vom feindlichen angriff gesagt im unterschiede von infensus, das mehr auf die gesinnung geht; die bedeutungen von infestare „feindlich behandeln, angreifen, beunruhigen, verderben“ entsprechen genau genug den angeführten von

dharšajati. Manifestus, welches von infestus nicht getrennt werden kann, deutet sich auf einfache weise: (homo) manifestus ist so viel wie manu oppressus. Ob confestim und festino hierher oder zu gr. σφεδανός, σφυδρός eifrig, heftig, ungestüm gehören, ist nicht ersichtlich.

Das r der wurzel mufste in infestus nach lateinischem lautgesetz ausfallen. Zu anderen von Corssen (beitr. 396 ff.) behandelten fällen der art wird vielleicht fas-ti-go (vgl. fa-ti-go, castigo, vestigo) spitzen, fastigium spitze zu fügen sein, das sich auf die von Kuhn zeitschr. XI, 372 nachgewiesene wurzel bharš mit der grundbedeutung des emporstehens spitzer gegenstände unschwer zurückführen läfst. Zu ihr gehören skr. bhṛšṭi f. spitze (z. b. des berges), altn. bust fastigium tecti, ahd. parran rigere, parrunga superbia, invidia, nhd. barsch, borste u. a. Dafs mit fastigium fastus, fastidium (bildung wie custodia) gleicher wurzel seien, scheint Corssen (beitr. 197) mit recht anzunehmen (vgl. ahd. parrunga und die ähnliche verwendung der synonymen wurzel von abhorreo), aber seiner herleitung der wörter von wz. bhās glänzen fügen sich die bedeutungen nicht.

Liegnitz. F. Froehde.

Nachruf.

August Schleicher,

geboren den 19. februar 1821 zu Meiningen, gestorben den 6. december 1868 zu Jena.

Hic est ille situs cui nemo civis neque hostis
Quivit pro factis reddere opis pretium.

Vor wenig mehr denn jahresfrist ward der sprachwissenschaft ihr begründer entrissen, und schon stehen wir wieder an einem frischen grabe. Bopp war, wie wenigen, das glück beschieden seine mission ganz zu erfüllen, er

gieng zur ewigen ruhe ein, nachdem er den grofsen gedanken seines lebens verwirklicht und ihm allgemeine anerkennung errungen hatte. Er hat eine wissenschaft hinterlassen, deren grundlagen durch ihn für alle zeiten sicher gestellt sind.

Schleicher ist vom plötzlichen tode mitten aus fruchtbarem schaffen hinweggerafft worden voll von entwürfen zu rastloser arbeit, ohne vollenden zu können was er als das hauptwerk seines lebens betrachtete. Wohl ist ihm ein beneidenswerthes loos gefallen im vollgefühle der kraft noch auf dem wege zum gipfel des ruhmes abgerufen zu werden, die aber, welche gleiches strebens die von ihm gebrochene bahn verfolgen, empfinden schmerzlich den verlust des führers, dessen vorbild sie anfeuerte und dessen zuspruch sie stärkte.

Schleicher hat sich nicht ausgelebt, und doch was hat er geleistet! Mit ausnahme der etymologie gibt es kein gebiet der sprachwissenschaft, welches nicht durch seinen scharfsinn wesentlich gefördert ist.

Wider willen war er zum studium der theologie bestimmt, doch sein reger geist war nicht geschaffen sich einem starren dogma zu unterwerfen, fühlte sich vielmehr zur philosophie hingezogen. Auch die Hegelsche lehre vermochte den nach sicherer, objectiver erkenntniss strebenden nicht dauernd zu befriedigen; er gieng in die schule strenger philologischer kritik und wandte sich, in ihr methodisch gebildet, dem theile der philologie zu, welcher der subjectivität am wenigsten spielraum gestattet, der grammatik. Dies war das feld, auf welches ihn neigung und ungewöhnliche begabung gleichmäfsig hinwiesen; dafs er nicht alle theile desselben mit gleicher lust angebaut hat, lag tief in seiner natur begründet. Ueberall suchte er das gesetz der entwickelung, welches die persönliche willkür des forschers ausschliefst, den labyrinthen der etymologie war er daher nie hold, sie bot ihm nicht genügende bürgschaften ihrer ergebnisse, welche selten nothwendigkeit, meist nur möglichkeit für sich beanspruchen können; oft genug hat er sich geringschätzig über sie aus-

gesprochen. Um so eifriger widmete er seinen fleifs denjenigen seiten der sprachwissenschaft, welche, weniger dem individuellen ermessen anheimgegeben, in sich selbst ein regulativ gegen den irrthum tragen: der lautlehre, stamm- und wortbildung und der morphologie. Was Bopp in grofsen zügen angelegt hatte, ist nicht zum wenigsten durch Schleicher weiter ausgeführt, schärfer gefafst und berichtigt worden. Aber nicht die resultate allein, zu welchen er auf diesen gebieten gelangte, haben sein ansehen begründet, sondern vor allen dingen die art, wie er sie gewann und die gewonnenen der wissenschaft einzuordnen verstand. Schleicher besafs ein glänzendes organisatorisches talent. Wenige wissenschaften bringen ihre jünger so sehr in gefahr auf unermesslichem meere die richtung zu verlieren, wie die sprachwissenschaft. Dem vorgebeugt zu haben ist Schleichers nicht geringstes verdienst. Er ist es, der die sprachwissenschaft in ein system gebracht und die fülle des stoffes unter feste, aus der natur der sache selbst geschöpfte gesichtspuncte geordnet hat. Musterhafte klarheit und methode haben seinen arbeiten einen so durchgreifenden einflufs verliehen.

Mit der beherrschung des ganzen uud der erkenntniss des allen indogermanischen sprachen gemeinsamen verband er einen scharfen blick für die eigenthümlichen charakterzüge der einzelsprachen, welchen er stets gerecht wurde. Er bekannte es gern, dafs er ein sclave der lautgesetze wäre, welche er bis ins einzelste beobachtete, verlor aber dabei nie das grofse ganze aus dem auge. Gleichweit entfernt von einer aufgezwängten teleologie wie von einem rath- und ziellosen untergehen im stoffe, vom idealismus wie vom materialismus, strebte er stets das eigenthümliche wesen der erscheinungen zu erfassen und das in ihnen wirkende gesetz zu ermitteln. Hierbei kam ihm seine frühere philosophische schule zu statten. Das, wodurch Hegel einen nachhaltigen befruchtenden einflufs auf die neueren wissenschaften geübt hat, ist dafs er den begriff der entwickelung in den vordergrund gerückt hat. Die organische entwickelung in ihrer continuität, ohne sprünge, nach

inneren treibenden ursachen, ist der leitstern, welchem Schleicher bei allen seinen untersuchungen gefolgt ist. Streng hielt er darauf, daſs man nicht gesetze, welche in früheren perioden des sprachlebens wirkten, unbesehens auch auf spätere übertrüge oder umgekehrt. Hiermit hängt zusammen, daſs er die verwandtschaft der indogermanischen sprachen auf einen rationalen ausdruck zu bringen, d. h. ihren stammbaum festzustellen und die ursprache zu reconstruieren suchte. Mögen auch manche der hier einschlagenden fragen noch nicht endgiltig gelöst sein, so gebührt doch Schleicher das unstreitige verdienst sie angeregt und künftiger forschung ihre bahnen vorgezeichnet zu haben *). Nicht genug, daſs er die verwandtschaft der indogermanischen sprachen genau zu bestimmen unternahm, wies er auch unserem ganzen sprachstamme seinen platz in der sprachenwelt an und entwarf nach maſsgabe des morphologischen baues die grundzüge eines natürlichen systems der sprachen. Dies system wollte er zugleich als die einzig würdige classification der menschheit betrachtet wissen, für welche er mit recht forderte, daſs man sie nicht wie die der thiere nach leiblichen merkmalen aufstellte sondern nach dem eigenthümlich menschlichen, d. h. eben nach der sprache.

Erhob sich so sein geist zu den höchsten und weitgreifendsten aufgaben menschlicher wissenschaft, so ward er doch nie müde die anscheinend trockensten untersuchungen der lautlehre mit gewissenhafter sorgfalt und nüchternheit zu führen. Und unter seiner behandlung blieb nicht leicht etwas trocken, überall wuſste er das wirkende gesetz herauszufinden und den stoff sachgemäſs zu ordnen. Am glänzendsten bewährte sich sein beobachtungstalent und seine gestaltungskraft auf dem felde der slawolettischen sprachen. Seine litauische grammatik wird lange zeit die

*) Die möglichkeit, ein bild der ursprache zu entwerfen, findet sich zuerst angedeutet in Schleichers formenlehre der kirchenslawischen sprache s. 4. Befremden muſs es, daſs an einem orte, wo die männer erwähnt werden, „deren arbeiten auf die aufhellung des zustandes des indogermanischen volkes vor seiner trennung gerichtet sind", Schleichers name fehlt.

grundlage für das studium dieser sprache bleiben. Auch das slawische ist hauptsächlich durch seine formenlehre des altkirchenslawischen den blicken der sprachforscher näher gerückt worden. Leider sollte er die vergleichende grammatik der slawischen sprachen, welche er als die hauptaufgabe seines lebens betrachtete, nicht vollenden. Einen theil derselben, vielleicht den schwierigsten, hat er zum drucke fertig hinterlassen, die grammatik des jetzt verschollenen polabischen, von welchem nur dürftige und sehr entstellte aufzeichnungen unkundiger auf uns gekommen sind. Hier gab es eine arbeit, wie sie Schleicher zusagte und der wenige aufser ihm gewachsen waren: es galt den worten und sätzen, welche deutsche, der sprache nicht mächtige aufzeichner nach mangelhaftem gehöre aus volkesmunde aufgeschrieben haben, ihre wahre gestalt zurückzugeben. Schleicher hat wiederholt diese polabische grammatik sein bestes werk genannt. Die übermäfsigen anstrengungen, welchen er sich unterzog um es zum abschlusse zu bringen, haben seine gesundheit so untergraben, dafs sie dem anfalle einer lungenentzündung nicht mehr widerstand leisten konnte. Wenige tage vor seinem tode war er noch mit der vollendung des manuscriptes beschäftigt.

So schlofs ein rastlos für die wissenschaft wirkendes leben mitten im besten schaffen. Was wir an ihm verloren haben, darüber herrscht nur eine stimme. Nicht nur aus ganz Deutschland, aus fast allen ländern Europas hat man den hinterbliebenen die aufrichtigsten und zartesten beweise der werthschätzung des verstorbenen und der trauer um seinen tod dargebracht.

Schleicher war eine natur von bewundernswürdiger kraft und rücksichtsloser aufrichtigkeit. Was er als wahr erkannt hatte, danach handelte er gewissenhaft, und das verkündete er, unbekümmert ob es ihm bei anderen schadete oder nicht. Nicht geschaffen zu concessionen an herrschende von der seinigen abweichende meinungen zwang er jeden, der mit ihm in berührung kam, für oder wider ihn partei zu ergreifen. Dabei war er weder intolerant noch suchte er anders denkende zu seiner meinung zu be-

kehren: „ich kann ja nicht verlangen, dafs alle menschen mir gleich organisiert seien", diese äufserung konnte man oft aus seinem munde vernehmen. In stiller zurückgezogenheit lebend war er schwer zugänglich. Wem es aber gelungen war ihm näher zu treten, der konnte keinen treueren und aufopfernderen freund finden als ihn.

Für seine schüler war ihm keine mühe zu schwer, keine zeit zu kostbar. Stets war er für sie zu sprechen, mochte er in seinem garten arbeiten oder, was er in den letzten jahren oft tage lang hintereinander trieb, mit mikroskopischen pflanzenuntersuchungen beschäftigt sein, oder am schreibpulte schaffen. Wer das glück hat sein schüler gewesen zu sein, kann ihn nie vergessen.

Alles was er war und wufste durch eigene kraft erzielt zu haben, mufste dem manne ein stolzes bewufstsein geben. Niemals aber ward dies berechtigte selbstgefühl zur selbstüberschätzung, vielmehr bewahrte der schlichte mann eine fast beispiellose bescheidenheit, verbunden mit dem drange nach immer höherer vervollkommnung. „Ich habe mein ganzes leben hindurch nach klarheit gestrebt, und es soll ja alles noch viel, viel besser werden", waren die letzten worte, welche er, aus fieberträumen noch einmal zu sich kommend, sprach.

So lange der name Bopp lebt, wird Schleicher seinen platz neben ihm behaupten.

Johannes Schmidt.

Wilhelm Scherer, zur geschichte der deutschen sprache. Berlin 1868.

Das vorliegende buch des scharfsinnigen und gedankenreichen verfassers faſst den begriff der geschichte höher auf, „als daſs sie eine blos gedankenlose anhäufung wohlgesichteten materials sei“, es forscht daher bei der geschichte der sprache nicht blos nach dem, was geworden ist, sondern auch danach, warum und wie es so geworden ist. Bei einer forschung auf dem boden der geschichte der germanischen sprachen, die nur ein einzelnes glied der indogermanischen sind, muſste dem tiefer dringenden forscher daher die umschau auch bei den übrigen sprachen des stammes sich von selbst aufdringen, und Scherer hat denn auch von einer sehr ausgebreiteten sprachkenntniſs zu seinem zweck weitreichenden gebrauch gemacht. Aber wir müssen zu unserm bedauern erklären nicht immer den richtigen. Erklären wir uns näher: Scherer legt da, wo es ihm um ergründung der ältesten sprachformen zu thun ist, fast ausschlieſslich die ihm als solche erscheinenden des sanskrit und zend zu grunde, ohne z. b. das griechische immer in ausreichendem maſse zu berücksichtigen. Ferner scheint er fast zu glauben, daſs alle vedischen formen einer einzigen sprachperiode angehören, wenigstens kann ich seinen eifer gegen nichtbeachtung der lautgesetze bei der bisherigen erklärung derselben nicht anders verstehen, als daſs er meint, so verschiedene formen könnten nicht, wenn aus einer gemeinsamen grundform hervorgegangen, in einer sprachperiode neben einander liegen, daher müſsten die verschiedenen formen verschiedenen ursprungs sein. Die vedischen lieder gehören nun aber sehr verschiedenen epochen an und wenn man verschiedene formen eines und desselben wortstammes oder einer flexion neben einander in ihnen findet, deren entstehung auseinander mehrfach sich an verschiedenen stufen, die sie durchlaufen haben, nachweisen läſst, so hat man allen grund anzunehmen, daſs sie auch wirklich sich historisch auseinander entwickelt haben, die verschiedenen formen demnach auch verschiedenen zeiten angehören, wenn auch selbst oft die volleren

formen der älteren zeit noch neben den kürzeren der späteren stehen, wie bei Homer die formen auf οιο, οισι neben denen auf ου, οις. Schon wer den inhalt der verschiedenen lieder betrachtet, wird diese überzeugung leicht gewinnen, wenn er sie die stufen von der verehrung reiner elementargötter bis zu der des brahma oder puruša, der die kasten aus seinem körper schafft, durchlaufen sieht, und nicht glauben, daſs eine priesterschaft, die ein interesse hatte den ursprung der kasten von der gottheit darzuthun und deshalb das bekannte stück in die sammlung aufnahm, die es vielleicht gar that, um dem buddhismus entgegenzutreten, dieselbe sprache gesprochen haben müsse, als das stammeshaupt, welches den gott pries, der ihm im kampfe um die heerden in den thälern von Sapta Sindhavas den sieg verliehen. Wer formen wie dhitā dem metrum gemäſs sprechen, aber duhitā in den geschriebenen text setzen konnte *), der muſste einer zeit angehören, wo der sänger sich nicht zu scheuen brauchte auch von pāliformen gebrauch zu machen. Diese entschieden vorliegende historische entwicklung in den vedischen formen hat Scherer fast gar nicht beachtet, wie wir mehrfach zu zeigen haben werden.

Wenn er aber dies schon bei den vedischen und sanskritformen thun muſste, so war es noch in viel höherem maſse bei denen des zend nöthig, wo die überlieferung der texte eine solche ist, daſs man nur bei einer gröſseren anzahl von übereinstimmenden fällen eine form als hinreichend gesichert ansehen kann, und wo überdies örtliche und zeitliche verschiedenheiten der sprache vielleicht in weit höherem maſse vorhanden sind, als es die in den ersten anfängen stehende kritik der texte noch ahnen läſst.

In beiden fällen scheint mir daher vom geschichtsforscher der deutschen sprache der geschichtliche boden mehr oder minder verlassen und das gebiet des ganz subjectiven erkennens von ursachen in groſsem umfange betreten. Es ist gewiſs ein hohes ziel, was der vf. als die aufgabe der

*) R. VIII, 113, 3. parǵánjavŗddham mahišā' tā' sūrjasja duhitā́ bharat.

gesammten sprachwissenschaft hinstellt, wenn er sagt (widmung s. XIII): „Wenn ich mir also sämmtliche wurzeln, prädikative wie formale, aufgelöst denke in ihre einfachsten elemente, so könnte ich mit geringem fehler die aufgabe der gesammten sprachwissenschaft, abgesehen von der lautlehre, definiren als eine geschichte der machtverhältnisse jener einfachen laute, wie sie in übertragung und differenzirung ihre existenz und ihren sinn zur geltung bringen"; aber ich glaube doch, dafs wir uns hüten müssen uns jetzt schon zu sehr in den elfentanz dieser einfachen laute hineinreifsen zu lassen, damit uns der albleich, sei es nun der wauwau- oder der i-a-sprache, nicht allzusehr sinn und herz bethöre. In diesen fehler scheint mir Scherer nicht allzu selten zu verfallen und in seinen erklärungen sprachlicher formen das nur ihm als richtig erscheinende resultat zur grundlage kühn aufstrebender gebilde zu machen, die vor der nüchternen historischen forschung nicht bestehen können. Bei dem heutigen standpunkt unserer wissenschaft werden wir uns vielfältig noch bescheiden müssen vorerst nur die thatsachen sicher zu stellen und von den ursachen, aus denen sie hervorgingen, so lange abzusehen als nicht neue thatsachen uns denselben näher führen.

Der ganze abschnitt über die entstehung der nominal- und verbalflexionen der indogermanischen ursprache bei Scherer hätte daher nach unserer ansicht nach inhalt und form noch wohl ungeschrieben bleiben können, ohne dafs des verf.'s hauptzweck, die geschichte der deutschen sprache zu erhellen, dadurch beeinträchtigt worden wäre. Wir glauben sein buch hätte dadurch wesentlich gewonnen. Aber er ist nun einmal da und ich bin dem wunsche des verfassers selbst eine anzeige desselben zu liefern nur nach längerem widerstreben gefolgt, konnte mich aber dieser aufgabe nicht entziehen, da Scherer das, was wir bisher für gesicherte resultate hielten, allzu oft als falsch und unbegründet hinzustellen bemüht ist. Die gründe, aus welchen wir seine ansichten für irrthümer halten, werden wir im folgenden darlegen, aber wir werden nur auf seine von der ursprache entworfene skizze eingehen, da unsere

auseinandersetzung so schon einen umfang gewonnen hat, der sich nur durch die bedeutung des verfassers und die geistreiche art, in der er seine ansichten vertritt, rechtfertigt.

Noch eins aber müssen wir bemerken, ehe wir zur prüfung des buches im einzelnen schreiten; das betrifft die darstellung desselben. Sie ist meist eine so knappe, daſs es oft schwer hält den verfasser zu verstehen; er verlangt ferner, auch ohne ausdrücklich auf schon dagewesenes zu verweisen, daſs man dasselbe bis ins einzelnste wie er im kopfe trage, während es ihm doch eine geringe mühe gewesen wäre durch verweisung auf den betreffenden ort den leser zu einem sicheren urtheil in den stand zu setzen. Aber noch viel schlimmer steht es in solchen fällen, wo er die beweise nicht schon in früheren theilen des buches gegeben hat; er verweist da zur vervollständigung derselben sehr häufig ohne oder doch nur mit sehr allgemein gehaltener ortsangabe auf die späteren theile des buches und macht dadurch ein miſsverständniſs leicht möglich. Kommt nun dazu, daſs der verfasser sich in wesentlichen punkten gelegentlich selbst widerspricht, was er in der widmung s. IV auch selbst sagt, so müssen wir doch billigerweise den anspruch erheben, daſs er all dergleichen in den nachträgen hätte berichtigen müssen. Das ist aber mehrfach nicht geschehen. Wir bitten deshalb, wo wir ihn miſsverstanden haben sollten, nicht uns die schuld aufzubürden, sondern dem eilenden eifer, der ihn drängte dem schon dem gipfel sich nähernden freunde nachzuklimmen, um einen blick in das gelobte land zu thun (widmung s. XIII f.), ehe sich noch die nebel völlig zerstreut hatten.

Die untersuchungen zur formenlehre beginnt Sch. mit der frage: „Ist die unterscheidung der verba auf ā und mi eine ursprüngliche oder secundäre in den arischen sprachen“?

„Man hat bisher unbedenklich das letztere angenommen. Mir scheint dagegen das erstere kaum einem zweifel zu unterliegen“.

Was hier zunächst die fragestellung betrifft, so ist der

ausdruck „verba auf ā“ ein neuer, an dessen stelle „verba auf o“ verständlicher gewesen sein würde; ferner aber erwartet man, dafs nun im folgenden die frage entschieden werden solle, ob die conjugation, welche gewöhnlich die bindevocalische genannt wird, oder ob die bindevocallose die ursprünglichere sei. Darauf kommt es aber dem verf. hier gar nicht an, er will nur nachweisen, dafs jene in der 1. sg. ein anderes personalkennzeichen habe als diese, nämlich gar keins.

Er behauptet nämlich (s. 173), „dafs jemals ein pronominales element mit dem nominalstamm auf ā in der 1. sg. ind. praes. dieser verba zur worteinheit verbunden gewesen sei, läfst sich auf keine weise erhärten, wenn auch ein solches pronomen als subject des satzes einst natürlich nicht gefehlt haben kann“. Diese reine nominalform wird dann als ein nominativ ohne s erklärt.

Zunächst ist es denn doch eine harte zumuthung an unsern glauben, dafs wir annehmen sollen, die sogenannte bindevocalische conjugation im sanskrit habe ihre endung erster pers. sg. mi nicht ursprünglich gehabt, sondern erst von der bindevocallosen her übertragen. Damit aber können wir freilich nichts beweisen. Bedenklicher ist jedoch schon, dafs das älteste griechisch bei Homer auch in der ω-conjugation noch die eigenthümlichen endungen der conjugation in -μι zeigt, da wir in ihm sowohl ἐϑέλωμι, κτείνωμι u. s. w. als ἐϑέλησι, λάβησι u. s. w. finden. Sollen diese formen auch nur spätere bildungen sein, wie Sch. mit Hirzel bei den äolischen φίλημι u. s. w. annimmt? Da hoeret ouh geloube zuo! Also die geschichtliche entwicklung wäre gewesen -ā, -ω, ωμι, -ω? Etwa um 1. sg. ind. und conj. besser scheiden zu können? Warum wurde dann die scheidung wieder aufgegeben? Scherer scheint gewicht auf die übereinstimmung der westarischen sprachen in bezug auf diese form ohne mi zu legen, sowie darauf, dafs auch das ostarische im altbaktrischen daran theil nehme. Wir können ihm daher selbst noch aus dem sanskrit dergleichen formen beibringen, nämlich 1. sg. von conjunctiven, die auf ā statt āni ausgehen, so z. b. stávā R. II, 11, 6.

X, 89, 1. níraja R. IV, 18, 2 (vgl. ebd. gamāni, anu gāni, pṛkkhāi, judhjāi), prá vokā R. VI, 59, 1. prá bravā R. X, 39, 5 u. a. Sie verhalten sich also genau zu den regelrechten formen stavāni, nirajāni, prabravāni wie die vedischen nom. acc. pl. n. tā, jā, bhuvanā zu den regelrechten tāni, jāni, bhuvanāni. Der umstand, dafs auch hier zwei solche formen nebeneinanderstehen, kann uns natürlich nicht dazu bewegen, die kürzere für die ältere form anzusehen. Doch für Sch. ist es vielleicht ein unerwartetes troestelîn, wenn es nicht etwa durch eine dritte wieder abbruch erleidet. Neben dem eben angeführten pra vōkā stehen nämlich einige male gleichbedeutende conjunctivformen 1. sg. auf am, nämlich R. I, 32, 1 índrasja nú vīrjā'ṇi prá vōkam des Indra heldenthaten will ich nun preisen. R. I, 154, 1 víšṇor nú kam vīrjā'ṇi prá vokam des V. heldenthaten will ich nun preisen. R. V, 31, 6 prá te púrvāṇi káraṇāni vokam deine früheren thaten will ich preisen. Dazu gehören auch offenbar die formen auf am nach mā wie mā rišam dafs ich nicht schaden leide R. X, 18, 13. mā tvā nagnā darçam dafs ich dich nicht nackt sehe Çat. br. XI, 5, 1, 1 und nun erklärt sich, denke ich, auch weshalb der conjunctiv in 2. und 3. sg. bald si, ti, bald s, t zeigt; jenes sind präsentische, dies aoristische conjunctive. Aus pra vokam aber wurde pra vokā wie aus katham ved. kathā u. a. So hatte vermuthlich auch das perf. in 1. sg. einmal am, für das ā eintrat, denn zweimal finde ich eine solche form: bibhajā R. VIII, 45, 35. ǵagrabhā R. X, 18, 14, die durch das gr. α im perf. weitere bestätigung erhält, denn auslautendes α ist der regelrechte vertreter von ā oder am, vgl. das α (η) im nom. der feminina und das des accus. πόδα mit skr. ā und pádam. Auf die form mit am werden auch die perfecta wie dadhāu, papāu zurückgehen.

Uebrigens ist dem scharfsinnigen forscher bei der behauptung eine kleine bemerkung ganz entgangen, dafs er nämlich von der ersten sg. auf -ā spricht, während er dieselbe doch für den reinen nominalstamm ohne s erklärt, dieselbe also auf kurzes a ausgehen müfste. Er hat diesen fehler erst später bemerkt (eine erscheinung, die sich grade

bei sehr wesentlichen punkten im buche öfters findet und nicht weiter beurtheilt zu werden braucht) und darum auf s. 228, wo er ein neues personalsuffix der 1. sg. auf a gefunden zu haben glaubt, hinzugefügt: „Mit diesem a muſs man offenbar das ā der ersten hauptconjugation im westarischen *) und in mehreren formen des ostarischen gāthādialekts combiniren, an dessen stelle im sanskrit und altbaktrischen durch formübertragung von der zweiten hauptconjugation das mi getreten ist. Ich nehme daher die s. 173 darüber geäuſserte ansicht zurück".

Aber selbst wenn man dem verf. zugeben wollte, daſs nun auch diese nicht geringe schwierigkeit hinweggeräumt sei, bleibt doch noch anderes. Vor allem hält es Scherer, der doch sonst so streng auf beachtung der lautgesetze hält, nicht der erwähnung werth, daſs rein auslautendes ā der ursprache nur durch griechisches ᾱ oder ᾰ, lat. a vertreten werde, wie der nom. sg. der 1. decl. der feminina und der nom. acc. der neutralen a-stämme (vedisch ā statt des āni des klassischen sanskrit), ebenso wie die endung σθα gegenüber skr. thā oder tha zeigt. Der beweis bleibt ihm also zu führen, daſs griechisch auslautendes ω, lat. ō irgendwo unzweifelhaft indischem ā im auslaut entspreche, ohne daſs ein danach abgefallener consonant die ursache der verdumpfung zu ω, o gewesen wäre.

Endlich hat Sch., wie schon oben gesagt, offenbar auf die übereinstimmung der westarischen sprachen in betreff der unterscheidung der verba auf ā und mi besonderes gewicht gelegt, da er die worte gebraucht: „die westarischen sprachen kennen die unterscheidung sämmtlich (über die scheinbare lettoslav. ausnahme s. s. 189 *)". Wie steht es nun mit dem thatsächlichen verhalt bei den lettoslavischen sprachen und in wiefern berechtigt derselbe von einer scheinbaren ausnahme zu sprechen.

Ueber das altslovenische sagt Miklosich vgl. gramm. der slav. sprachen III, 88f.: „Wenn man die altslovenischen

*) so nennt Scherer die europäischen glieder der indogermanischen familie.

personalendungen mit denen des sanskrit vergleicht, so sieht man, daſs in der 1. sg. praes. aus dem ursprünglichen mi regelrecht мь entstanden ist, welches nur ausnahmsweise sich erhalten, in der regel zu м abgeschwächt mit dem vorhergehenden vokale zu ѫ sich verbunden hat". Im neuslovenischen tritt sowohl in der sogen. bindevocalischen als in der bindevocallosen conjugation überall m ein (Miklosich ebd. s. 198). Im bulgarischen dagegen erhält sich das m in der bindevocalischen conjugation nur in den verben von kl. V. 1. und VI., in allen übrigen fällen schmilzt m mit dem vorhergehenden vokal zu ъ oder ь zusammen (ebd. 230). Im serbischen erhält sich м in der regel, doch daneben steht auch y (ebd. 255). Im kleinrussischen geht das m der ersten sing. mit dem vorhergehenden bindevokal in u über, die verba der kl. V. 1. haben aju und am (ebd. 294). Im russischen bildet die personalendung der 1. sg. mit dem bindevokal ein y in allen jenen fällen, in denen im aslov. ѫ steht (ebd. 342). Im čechischen erhält sich das m in den verben der kl. III., IV. und V. 1., in den übrigen tritt u ein, wofür die schrift i vorzieht (ebd. 407). Im polnischen hat sich das m bei den verben V. 1. erhalten, bei allen übrigen geht es mit dem vorhergehenden bindevokal in ę, altsl. ѫ, über; die volkssprache zieht auch hier manchmal m vor (ebd. 490). Im oberserbischen hat sich das m im praes. der verba V. 1. erhalten, sonst bildet es mit dem bindevokal o den vokal u; dialectisch kann sich m überall erhalten (ebd. 532). Das gleiche findet im niederserbischen statt (ebd. 564). In den wenigen verben der bindevokallosen conjugation dagegen erhält sich das m (mit oder ohne folgenden vokal) durchweg.

Das litauische zeigt in der bindevokalischen conjugation ů, in der bindevokallosen mi, doch ist die letztere bedeutend umfangreicher als in den slavischen sprachen. Das lettische zeigt im ersten falle u, im zweiten mu.

Wir finden also in der bindevokalischen conjugation überall entweder 1) das m, oder 2) einen aus demselben hervorgegangenen nasalen nachlaut, oder 3) einen vokal, der aus dem bindevokal mit dem nasalen nachlaut hervor-

gegangen ist. Wenn wir nun auch dem verf. zugestehen wollten, daſs die verba ad 1. ihr m erst einer neubildung verdankten, wie sie Hirzel für die äolischen φίλημι u. s. w. angenommen, sollen denn die ad 2. und 3. erst wieder aus diesem durch neubildung entstandenen m abgeschwächt sein? Wir werden auf s. 189* verwiesen, aber da findet sich gar keine anmerkung; dagegen findet sich eine solche auf s. 190, wo von einem weiteren umsichgreifen der secundären endungen im litauischen gesprochen wird. Sch. sagt: „3. sg. praes. véža steht ohne zweifel für véžat, nicht für vežati. Und wenn dieselbe form auch für den plural gilt, so sind eben veža für vežat und vežaṅ (welches ṅ ja litauisch nicht gesprochen wird) für vežan, nicht für vežanti zusammengeflossen. Ebenso steht 1. sg. vežù ganz regelrecht für vežâm, wäre aber doch sehr auffallend für vežâmi, und dies gilt auch für das slavische: vgl. lit. esmì, ksl. jesmĭ. Im lit. dualis liegen gleichfalls die secundären formen vor augen".

Hier wird also behauptet, daſs die litauische 3. sing. véža zunächst aus vežat, nicht unmittelbar aus vežati hervorgegangen sein könne. Ebenso stehe vežù ganz regelrecht für vežâm; das soll doch wohl nur heiſsen, an die stelle der vollen primärendungen sind die secundären getreten, mi habe sich frühzeitig zu m abgestumpft und dies sei mit dem voraufgehenden vokal in ù übergegangen, und wenn Sch. dann fortfährt „und dies gilt auch für das slavische", so kann man das doch wohl nur so verstehen, daſs auch ѫ, u, y aus vorangegangenem ām oder am entstanden seien, daſs sich also asl. *pletāmi, pletą, klr. *płetāmi, *płetą, płetu wie *vežāmi, *vežām, vežù verhalten. Demnach wird doch überall der nasal als ursprünglich vorausgesetzt. Wo bleibt denn da die scheinbarkeit der ausnahme? erscheint denn nicht überall ein, wenn auch abgestumpftes, personalkennzeichen? Ist denn auch nur der schein eines beweises in den worten des verfassers zu finden, daſs dasselbe erst aus einer neubildung entstanden sei, daſs das reine verbalthema auf a in der 1. sg. praes. der slavischen sprachen das ursprüngliche sei? Soll etwa

die entwicklung veža, vežāmi, vežām, vežù und analog in den slavischen sprachen gewesen sein? Dann vermissen wir den beweis dafür vollständig.

Denn die bloſse behauptung s. 176, daſs nur im russischen die altkirchenslavische mit dem altgermanischen und griechischen übereinstimmende abscheidung der verba in mi bewahrt sei, kann doch für einen beweis nicht gelten. Man sollte nach des verf. worten meinen, daſs das russische und altslovenische in der ersten person reinen vokal, wie zend. ā (griech. ω), goth. a zeigten, während doch, wie wir gesehen haben, Miklosich altsl. ѫ, russ. y aus älterem am hervorgehen läſst. Oder ist Scherer etwa gegen Mor. Haupt, Miklosich und Schleicher der ansicht Kopitar's gefolgt, daſs ѫ nicht nasalisch sondern reiner vokal sei? Dann hätte dies doch wohl ausdrücklich ausgesprochen, resp. durch neue und bessere beweise, der von Miklosich ausführlich bekämpften ansicht gegenüber, dargelegt werden müssen.

Die besprechung des m in der 1. sing. praes. ind. im althochdeutschen führt den verf. auch zur erwägung der neben einander stehenden formen gām und gēm, stām und stēm; über die letzteren sagt er, daſs sie die färbung des reduplicationsvokals zu e voraussetzen. Das neben einanderstehen von gianc und gēnc läſst doch wohl auf älteres giam für gēm schlieſsen, ebenso auf stiam für stēm. Da schon in den veden ǵigāmi und tišṭhāmi auch im klassischen sanskrit das i in reduplicationssilbe zeigen und für älteres gigāmi, stistāmi stehen, kann diese bildung schon aus der arischen urzeit herrühren.

Für die 1. plur. praes. im gothischen nimmt Scherer (s. 189) an, daſs sie ma gewesen und aus den secundären endungen eingedrungen sei. Dies soll bei der litauischen analogie [das lit. hat me] wahrscheinlicher sein als Westphals deutung aus ms für mas. Wir werden uns natürlich dieser ansicht nicht anschlieſsen können, sobald wir das conjunctivische ma nicht mit Scherer aus m + am oder m + ἄν entstehen lassen, und bei der bisherigen er-

klärung verbleiben, die sich auf die sichere analogie von dat. fiskam aus *fiskamis, *fiskams gründet.

Bereits bei besprechung der gothischen auslautgesetze (s. 106 ff.) nämlich hat sich der verf. gegen die auffassung Westphals gewendet, der einen hilfsvocal (a) im gothischen als stütze für indog. t, d, n im auslaut angenommen hatte; er sagt „dafs ein an sich bedeutungsloses lautelement eigens dazu geschaffen wurde, um ein anderes zu schützen, läuft gegen alle erfahrung und bisherige kenntnifs des sprachwesens“ u. s. w.

Man kann vielleicht Scherer den satz in dieser form für das gothische zugeben, ohne dafs man damit gleich einräumte, dafs sich überhaupt im auslaut keine vokale nach ursprünglichen consonanten entwickeln können und so gewissermafsen doch die auslautenden consonanten vor abfall schützen, man denke z. b. an das e im zend, welches sich hinter r entwickelt, an die niederdeutschen stark betonten ícke, détte (welche schwerlich den ahd. ihha, goth. thata gleich stehen); aber wenn man den satz auch in Westphals fassung nicht zugibt, wird man doch kaum Scherer's eigene erklärung dieser erscheinung glaublicher finden, welche in dem pronominalen hilfs-a die anhängepartikel am wiederfinden will, wie sie sich in ita gegenüber idam, in ina gegenüber imam darstelle. So wie wir über diese beiden wörter hinausgehen, verliert der antritt eines am alle wahrscheinlichkeit, da ja dasselbe nach Scherers eigener auffassung, die er später über das accusative m entwickelt, bereits in dem hvan-, than- von hvana, thana steckte. Hier wird also gleichbildung mit der declination der starken adjectiva anzunehmen sein, möge diese nun auf welche weise immer entstanden sein. Wenigstens wird niemand durch eine erklärung befriedigt werden, welche goth. ina, hvana auf andere weise entstehen läfst als ahd. inan, hvenan.

In diesem falle bietet uns Scherer denn doch wenigstens eine anlehnung an das sanskrit; viel weiter geht er nun aber bei der erklärung des a im conjunctiv des verbi

(s. 111). Hier soll das au der 1. sing., das a der 1. du. plur. und 3. plur. aus derselben partikel am, die hier dem griech. ἄν gleichgesetzt wird, welche sich mit den endungen verschmolz, entsprungen sein. Der widerspruch, in den Scherer mit sich selbst geräth, indem er das am oder ἄν in der 1. pers. sg. in u übergehen, in den übrigen zu ā d. i. goth. a werden liefs, hat ihn denn auch offenbar vermocht diese erklärung der 1. sing. conj. s. 472 in den nachträgen für falsch zu erklären, weshalb er auch schon s. 206 goth. sijau als fast genaue parallele zu skr. sjām erkannte. Allein die erklärung des a der übrigen personen ist beibehalten. Diese wird niemand glaublich finden, zumal wenn man sich ähnliche erscheinungen anderer sprachen vergegenwärtigt. Das italienische setzt dem lat. amamus, amant amiamo, amano u. s. w. zur seite, an die stelle des lat. sum, sunt treten sono, sono, das neugriechische bildet die 3. pl. γράφουνε oder γράφουν, ἡγράφανε oder ἔγραφαν u. s. w. in offenbarer nachbildung zu 1. pl. γράφομε, ἡγράφαμε, γράφαμε, das nhd. sie sind, wir sind. Wir werden also wohl nicht anstehen dürfen, auch nimaina, nemeina aus der analogie von nimaima, nemeima entstanden zu erklären. Nur dürfen wir bei der ersten plur. nicht auf das ma der secundären tempora des klassischen sanskrit zurückgehen, sondern auf das vielfach erscheinende mā, dem das goth. ma der regel gemäfs entspricht. — Schliefslich möge doch übrigens bemerkt sein, dafs der hilfsvokal anderen bewährten sprachforschern nicht ganz so ungeheuerlich erscheint wie Scherer, denn Miklosich vergl. gramm. I, 85 sagt: „Dagegen nimmt die auf т auslautende 3. sg. und plur. aor. und imperf. nicht selten ein ъ an, wodurch das vorhergehende т geschützt und erhalten wird“. Er läfst dann beispiele folgen und verweist am schlufs s. 87 auf die ähnliche eben besprochene erscheinung im gothischen.

Für die erklärung der althochdeutschen endung der ersten pluralis auf mēs schlägt Scherer (s. 190f.) einen ganz neuen weg ein, indem er zunächst auf die unübersteiglichen lautlichen schwierigkeiten hinweist, welche die

erklärung von mēs aus skr. masi bietet. Man kann das unbedenklich zugeben, ohne doch darum die noch viel gröſseren schwierigkeiten der erklärung Scherers, nämlich aus mansi, zu übersehen.

Wenn er nämlich zunächst sagt, daſs es sicher sei, daſs mēs von lat. mūs (Corssen vokalismus I[1], 360) nicht getrennt werden könne und eine deutung der 1. pl. praes. gewiſs auch auf die griechischen doppelformen μες und μεν ihr augenmerk richten müsse, so ist das zu unterlassen ja wohl auch bis jetzt niemandem eingefallen; es fragt sich nur, ob die auffassung von diesen formen, die Scherer hat, die richtige ist.

Wenden wir uns zuerst zur endung mus, so weist uns Corssen a. a. o. die länge mūs in einer plautinischen stelle, einer der Aeneis und einer der metamorphosen nach, in den letzteren durch metrische gründe gerechtfertigt (vershebung vor der hauptcäsur); da nun niemand glauben wird, daſs das u in myrtus (metam. 9, 98), laurus (ib. 15, 634) wie in mehreren anderen fällen (vergl. Corssen a. a. o. 362—363) an gleicher stelle jemals lang gewesen sei, so bleibt nur die eine plautinische stelle übrig, die möglicherweise auch andre deutung zuläſst, jedenfalls aber zum beweise der länge des u doch wohl nicht ausreicht. Wir werden also das u von mūs und das ē von mēs wohl einstweilen noch zu trennen haben.

Was aber die doppelformen μες und μεν betrifft, die auf ursprünglicheres μενς zurückweisen sollen (verf. vergleicht δελφίν und δελφίς für δελφινς und ähnliches), so wird auch diese auffassung sehr bedenklich, denn die lautregel ist doch im griechischen eine andere, wie μήν und μείς für *μηνς oder *μενς, εἷς für *ἑνς, ἄρρην, τέρην, ποιμήν, λιμήν, πυθμήν, αὐχήν für *ἀρρενς, τερενς, πυθμενς u. s. w. zeigen. Die stämme auf -ῑν und -μῑν, die doch aber hier wegen des vokals nicht in betracht kommen können, schwanken allerdings zwischen ν und ς im nominativ. Wir halten deshalb auch hier an der bisherigen auffassung fest, daſs μεν aus μες hervorgegangen sei und daſs der nasal sich beim schwinden des ς ebenso entwickelt habe,

wie im pāli die optativendung ū aus dem skr. us, wie im prākrit instr. -hī aus altem -bhis hervorging.

In betreff der althochdeutschen endungen der 1. plur. werden zunächst alle bisherigen erklärer zurechtgewiesen, dafs sie sich nicht weiter umgesehen als das paradigma führte, selbst Graff nicht, dessen materialien doch gerade auf das nach Scherers ansicht richtige hinleiteten. Nun, unter umständen ist es jedenfalls gut, sich das paradigma anzusehen und daran festzuhalten, damit man nicht verschiedene formen durcheinander werfe, wie es dem verf. z. b. in betreff einiger sanskritformen begegnet ist (man vergl. das unten zu s. 228 bemerkte); für unsern fall scheint denn doch auch die erwägung der übrigen, nicht im paradigma stehenden formen doch wirklich nicht von allzubedeutender erheblichkeit.

Die untersuchung ergibt nämlich aufser der form auf mēs noch eine solche auf mus. Ihre verhältnifsmäfsige seltenheit ergibt wohl, dafs sie nur in dialektischer eigenthümlichkeit ihren grund haben wird, und man darf sie daher wohl, wie auch Weinhold bair. gramm. §. 283 annimmt, als durch verdumpfung aus mēs entstanden ansehen; jedenfalls kann sie für mansi oder mans nichts beweisen, da wir, wenn sie daraus hervorgegangen wäre, doch wohl statt ihrer muos zu erwarten hätten.

Eine zweite ganz vereinzelte form (in zwei beispielen bei Graff II, 580) ist mas; sie beruht offenbar ebenfalls nur auf dialektischer eigenthümlichkeit, welche für unbetonte vokale a eintreten liefs. Das eben besprochene mus könnte sich übrigens auch leicht aus mas entwickelt haben. Jedenfalls müssen diese beiden formen auch nach Scherers eigener ansicht nichts zum beweise der existenz eines früheren mansi beitragen, da er sie bei seiner beweisführung nicht weiter herbeizieht.

Von einer dritten nebenform, nämlich der auf men, sagt Scherer, dafs Graff von ihr verhältnifsmäfsig viele beispiele habe und zwar aus sehr verschiedenen quellen; darunter die von ihm ins 8. jahrh. gesetzte und daher mindestens noch aus der ersten hälfte des 9. jahrh. stammende

glossensammlung Gc. 4. „Und so geläufig, fährt er fort, war dieses men neben mus den schreibern, dafs sie es auch im lateinischen gelegentlich für mus setzten, subigamen z. b. schrieben statt subigamus“.

Statt „verhältnifsmäfsig viele“ zu schreiben, hätte Scherer wohl am besten gethan zu sagen, dafs es im ganzen nur zehn beispiele in zwölf handschriften seien, welche Graff beibringe. Ebenso schmilzt die grofse verschiedenheit der quellen etwas, wenn man sieht, dafs fünf fälle aus den gloss. monsee. stammen. Dazu kommt, dafs dem doch sonst so gründlichen gelehrten, der über das paradigma hinausgehen will, entgangen ist, dafs Graff in seinem verzeichnisse dieser formen (II, 589) für illemen den codex Gc. 4 als quelle angibt, während unter dem betreffenden verbum (I, 229) dafür Gh. 4 steht; damit wird das 8. jahrh. für diese form zweifelhaft, neue untersuchung mufs erst ergeben, an welcher von beiden stellen bei Graff der druckfehler steckt. Gewifs läfst sich aus dieser geringen zahl von beispielen nicht der schlufs ziehen, dafs den schreibern dieses men so geläufig gewesen sei, dafs sie es gelegentlich auch im lateinischen für mus setzten, sondern es wird eben ein anderer grund für den ursprung dieser formen zu suchen sein. Vielleicht gibt die notiz von Graff, Diutisca III, 172, dafs die von ihm verglichene handschrift der monseeischen glossen aus dem 9. jahrh. abschrift eines älteren codex sei, in welchem r und ſ noch zu verwechseln war, einen fingerzeig über die entstehung des n in men. Wenn nämlich die älteren quellen, aus denen jene glossen stammten, die aufzeichnungen irischer bekehrer oder ihrer nachfolger gewesen wären, so wäre eine verwechselung von ꞃ (r) mit ꞅ (s) ebenso leicht möglich gewesen als eine solche mit n (n), um so mehr als die facsimiles altirischer handschriften bei O'Curry (Lectures on the manuscript materials of ancient Irish history, Dublin 1861) vielfältig den unter die linie hinabgehenden strich der ersten beiden buchstaben fortlassen und namentlich n und r dadurch fast ganz zusammenfallen. Dazu vergl. man, was Zeuss in der vorrede zur gramm. celtica p. XX

über den codex Paulinus der Würzburger universitätsbibliothek sagt: Atque hic codex is est, cuius meminit Eckhartus in Commentariis de rebus Franciae orientalis (I, 272. 452. 847), ex quo etiam quaedam excerpsit, sed falso passim. Nec mirum; magnum enim esset praedito oculis minus acutis, insuper ignaro linguae, minutissimas istas literas, pallidas saepius marginem versus, quarum quaedam (e. gr. n, r, s) sibi valde similes apparent, recte legere et reddere. Dieselbe ähnlichkeit der zeichen für n, r, s findet sich auch, wie mir mein college herr dr. G. Wilmanns mittheilt, in der angelsächsischen schrift. Wer danach suchen wollte, würde bald beispiele solcher verwechselungen in den glossen finden; hier nur einige, die mir grade zur hand sind, für r aus n: in den strafsburger altsächsischen glossen steht kr*ar*u (das zweite r bei Graff cursiv zum zeichen, dafs die handschrift deutlich so liest) von Schmeller unzweifelhaft richtig in kranc gebessert: eulogio, benedictione o f e l e n e Mart. 2, der Cod. hat o f e l e r e Diut. II, 183; für r aus s: in den merseb. glossen las Leyser aerebiad, Heyne das richtige aeschiað (so MS.!) = exigunt. Die vergleichung der fehlerhaften schreibweisen des codex Paulinus (wie sie Zeuss a. a. o. XXI angibt) mit den gleichen des Sg. 913 (Vocabularius S[t]. Galli) zeigt mehrfache übereinstimmungen. Das parietas uuanti und culmes first des Vocabularius und ähnliches könnten auch die mas und mus der 1. plur. sehr wohl erklären helfen. — Eine andere möglichkeit wäre auch, dafs wenn die ursprünglichen schreiber der glossen Iren waren, sie die ihnen geläufige irische endung der ersten pluralis auf me mit dem angehängten pronomen ni (dessen i geschwunden wäre) an die stelle des deutschen mes gesetzt hätten, zumal drei dieser formen aus handschriften stammen, die mit geheimschrift geschrieben sind, wodurch dann die lesbarkeit für den uneingeweihten noch weiter erschwert wurde als durch die blofse vertauschung der vokale mit den im alphabet nächstfolgenden consonanten. Doch wie auch immer der ursprung dieser räthselhaften form zu erklären sein möge, der umstand, dafs sie blos in glossen

vorkommt, nirgend in den ältesten zusammenhängenden texten zu finden ist, läfst doch wohl mit recht daran zweifeln, ob sie jemals in der sprache vorhanden gewesen sei.

Aber auch wenn diese formen auf men wirklich richtig überliefert wären, so wäre ihnen doch für begründung einer form *mansi nicht mehr oder vielmehr ebensowenig gewicht beizulegen, wie dem griechischen μεν neben μες, deren ableitung aus *mansi, wie wir sahen, in den lautgesetzen erhebliche schwierigkeit findet. Scherer nimmt schwächung des a von mans zu mens an und dafs für dieses die form mēs, mit ē als ersatz der nasalirung, eingetreten sei. Hier wäre doch der nachweis anderer fälle nothwendig gewesen, wo ahd. ē in gleicher weise vor s oder andern consonanten durch ersatzdehnung für vocal + nasal entstanden wäre. Mindestens hätte doch Scherer auf s. 104 zurückverweisen müssen, wo er die entstehung der ahd. acc. plur. bespricht, die aus den formen auf ans, ins, uns durch ās, īs, ūs hindurch zu ās, īs, ūs geworden und dann das s abgeworfen haben sollen, wobei in der parenthese kurzweg bemerkt wird, „wie aus 1. plur. mansi ahd. mēs wurde". Selbst wenn man zugibt, dafs diese erklärung der formen der ahd. accusative pluralis die einzig mögliche sei, so müfste doch mansi auf germanischem gebiet schon nach dem allgemeinen gesetz, das die auslautenden kurzen vokale vernichtete, mans geworden sein, und dies mans oder das daraus geschwächte mens hätte doch nach analogie der acc. plur. althochdeutsch zu mā oder mē, dann zu ma oder me werden müssen. Ebenso wenig beweisen für den ursprung des ē aus en die in der anmerkung auf s. 430 beigebrachten fälle, die mit mēs zusammengestellt werden, da in den sicheren darunter ē aus vorangegangenem ia, wie gēnc, fēnc aus gianc, fianc, entstanden ist, abgesehen davon, dafs es sich hier um betonte stammsilben nicht wie bei mēs um eine tonlose endung handelt.

Alles dies berührt natürlich nur die erklärung, welche Scherer von der endung mēs gibt, an der existenz derselben sowie daran, dafs das e lang sei (denn es wird

wiederholentlich mees geschrieben) ist damit kein zweifel ausgesprochen. Wir werden daher nach einer wo möglich befriedigenderen erklärung suchen müssen.

Den weg zu einer solchen bahnt uns zunächst die beobachtung, dafs schon in den ältesten quellen die form auf blofses m neben mēs erscheint und dafs kein den übergang vermittelndes mē oder me neben beiden erscheint. Das sieht doch sehr danach aus, als sei mēs keine ursprüngliche, sondern erst eine später angetretene endung und für diese vermuthung sprechen noch lauter die namentlich im perfectum auftretenden formen mit doppelter endung wie birunmēs, quamunmēs, comenmēs, gisahunmēs, gihalotunmēs.

Ferner erscheint diese endung bei Otfried nur im imperativen conjunctiv, wie Kelle in Haupt zeitschr. XII, 103 nachgewiesen hat. Dazu erwäge man, dafs Müllenhoff altd. sprachproben vorrede s. IV sehr wahrscheinlich macht, dafs suohhemēs, araughemēs u. s. w. sehr wohl die der 1. plur. praes. indic. gleichlautende 1. plur. des imperativs sein könne und auch noch andre fälle nachweist, in welchen eine gleiche auffassung platz zu greifen scheine.

Von diesem gebrauche aus möchte daher wohl das mēs auch erst in andere formen eingedrungen sein und das wird um so wahrscheinlicher, als sich, vorausgesetzt dafs in mēs ein angetretenes pronomen erster person stecke, dieser gebrauch dann in den mittelhochdeutschen formen ohne personalzeichen, wie heize wir, neme wir gr. I, 932; werde wir, schaffe wir, trībe wir, Weinhold alem. gramm. s. 337 (mit weiterer aufgebung des auslautenden vokals verswīg wir, lāz wir ebend. 341, fuog wir 366) fortsetzt. Ja im bairischen dialekt tritt dieser gebrauch noch mit bewahrung des alten m in der form auf in trage mer, gebe mer oder gemme', segme', stemme', zuweilen mit doppeltem pronomen: mīr gemme', mīr segme' oder hamme' mir, gemme' mir, Schmeller bair. gramm. §. 909, Weinhold bair. gramm. 290, so dafs schon Schmeller §. 912 vermuthete, dafs das alte mēs dem bairischen angehängten mer entspreche.

Wenn daher unsere voraussetzung durch die ganze fernere entwicklung der sprache einige stütze erhält, so entsteht nur die frage, in wiefern die annahme einer form mēs neben goth. veis, ahd. wir (daneben noch älteres wer) sich begründen lasse. Hier zeigen denn nun die neueren volksdialekte vielfach die form mir, mīr an stelle des wir, wīr. In den nordischen dialekten findet sich die pronominalform mit m im dual und plural bereits ums jahr 1300 als mit, mér und heutzutage ist me die alleinherrschende (Aasen, norsk gramm. Christiania 1864 s. 179). In den slavolettischen sprachen lautet der nom. plur. des pron. 1. pers. mit ausnahme des bulgarischen durchweg mit m an, altsl. мы, neuslov. mi, serb. mi, kleinruss. my, russ. мы, čech. my, poln. my, oberserb. my, niederserb. my, lit. més, lett. mês. Im pāli tritt ebenso majam statt skr. vajam auf. Da ist denn doch wohl die annahme keine allzukühne, dafs auch das germanische frühzeitig eine form mit gleichem anlaut entweder neben der alten form mit w gehabt oder neben ihr gebildet habe. Eine dem skr. vajam analog gebildete germanische form würde daher mit v vajas, mit m majas gelautet haben. Jenes hätte eigentlich goth. vais, wie *habajasi zu habais, werden müssen, ist aber zu veis geschwächt, majas mufste mais werden, aus dem regelrecht ahd. mēs hervorging, wie aus goth. habais ahd. habēs. Ich bin mir wohl bewufst, dafs diese ganze entwicklung nur auf einer hypothese beruht, aber das zusammentreffen der endung mēs mit dem nom. plur. des selbständigen pronomens der ersten person lit. més, lett. mês spricht doch einigermafsen für die wahrscheinlichkeit derselben, eine wahrscheinlichkeit die noch erhöht wird, wenn man die nahe berührung des nom. plur. des pronomens der zweiten person zwischen goth. jus und lit. jûs, lett. jûs mit in betracht zieht.

In dem abschnitt über das personalpronomen s. 213 ff. ist Scherer durch eine untersuchung der personalendungen zu dem resultat gekommen, dafs man bisher durch willkührliche annahme grofsartiger verstümmelungen klarliegende dinge in verwirrung gebracht habe. Dies resultat

ist zwar nicht in dieser form ausgesprochen, aber doch deutlich genug aus den worten herauszulesen. Scherer schlägt daher, wie er glaubt, einen richtigeren weg ein und geht bei demselben von dem satze aus, dafs unbetontes a einst selbständiger monosyllaba, die mit ihrem verbal- oder nominalstamm zur worteinheit verschmolzen sind, oftmals spurlos verschwunden sei (s. 216).

Wie beweist nun Scherer diesen satz? Mit den worten: „die belege werden im verlauf des vorliegenden aufsatzes alle zur erwähnung kommen. Der beweis gegen die verstümmelungstheorien wird dadurch geführt, dafs man auch ohne sie auskommt“.

Es ist denn doch erstens eine eigenthümliche art der beweisführung, dafs man dem leser versichert, ein satz sei wahr und ihn indirect auffordert sich die beweise selber aufzusuchen in einem aufsatze, der beinah anderthalb hundert seiten umfafst. Zweitens ist es doch wunderbar, dafs der gegen die willkührlichen verstümmelungstheoretiker auftretende mann des gesetzes, der uns wenige zeilen vorher gesagt hat, dafs die sprachen, deren leben und geschichte wir beobachten können, uns lehren, dafs feste gesetze über allen wandlungen des auslauts wachen, dafs derselbe mann des gesetzes uns sagt, die von ihm besprochene erscheinung zeige sich oftmals, woraus wir doch wohl schliefsen sollen, dafs auch ausnahmen vorkommen. In welchem verhältnifs nun diese ausnahmen zu dem gesetze stehen, wäre doch aber gerade nöthig zu wissen; wir möchten doch gern die überzeugung von der gesetzmäfsigkeit der erscheinung wie der verfasser gewinnen oder uns überzeugen, dafs er geirrt hat. Einstweilen, ehe wir von dem verhältnifs der zahl der beispiele für das gesetz zu der der ausnahmen nicht näher unterrichtet sind, können wir doch in dem satze auch nur eine willkührliche annahme und kein gesetz sehen. Wie aber der verfasser ohne die verstümmelungstheorie auskommt, werden wir im folgenden noch mehrfach zu erkennen gelegenheit haben.

Im folgenden entwickelt denn Scherer demgemäfs seine neue theorie der endungen des medii und passivi im gegen-

satz zu den bisherigen auffassungen, sieht sich aber gleich von vorn herein genöthigt zwei ausnahmen von derselben hinzustellen, nämlich die endungen griech. μην und skr. thās, die ihm als „versprengte reste einer sonst gänzlich verschwundenen formation und zwar eines eigentlichen mediums gelten". Nun, bei der in betracht kommenden geringen zahl ursprünglicher endungen — es sind, wenn wir den dual bei seite lassen, eben nicht mehr als sechs — sind denn doch zwei endungen von einiger bedeutung und es wird ein starker glaube dazu gehören, sie als solche versprengte reste anzusehen. Ja der zweifel wird sich noch mehren, wenn wir gleich nachher erfahren, dafs die dritten personen, die ursprünglich gar keine verbalbildungen waren, in des verfassers darstellung gar nicht in betracht kommen und somit nur noch vier ursprüngliche endungen übrig bleiben.

Scherer läfst nun die formen des activs aus denselben grundformen wie die des passivs hervorgehen und läfst sie nur durch den accent differenzirt werden; dvík tva gibt dvékši und dvik tvá gibt dvikšé, wobei freilich gleich wieder ein neues element i zur erklärung herbeigeholt werden mufs. Doch sehen wir einstweilen davon ab, und wenden wir uns zu einem zweiten beispiel Scherers s. 219, wo er sagt: „Setzen wir die 2. sing. aor. ἔϑης, so zweifelt kein mensch, dafs als grundform á dhā sa anzunehmen sei. Dem liegt passivisch ἔϑου d. i. ἔϑεσο, vormals a dha sá gegenüber. Wir sehen, das ursprünglich unbetonte active a der personalendung hat sich verloren, das ursprünglich betonte passivische blieb erhalten".

Wir machen erstens darauf aufmerksam, dafs hier ganz stillschweigend eine verschiedenheit in der quantität des wurzelvokals angesetzt wird, über die man doch von Scherers standpunkt aus nicht so leicht hinwegkommt, zweitens darauf, dafs selbst wenn man zugäbe, dafs der accent im medium ursprünglich auf der letzten silbe stand, man doch über das ο der endung nicht so leicht hinwegeilen darf, wie es Scherer thut. Ich glaube wenigstens in dem aufsatz über einige medialendungen (zeitschr. XV,

406 ff.) dargethan zu haben, dafs auslautendes *o* im griechischen nicht der vertreter eines ursprünglich rein auslautenden a sein könne. Da Scherer diesen aufsatz gekannt hat, denn in der anmerkung zu oben stehendem satze citirt er ihn, so durfte er meine behauptung doch nicht mit stillschweigen übergehen, sondern er mufste sie wenigstens widerlegen, wenn er ihr nicht beistimmte. Aber selbst noch wenn wir uns auf Scherers standpunkt stellen, bleibt das *o* von *σο* unerklärlich, denn das aus tva entstandene sa soll ja accusativ sein (flexionslos und dem nominativ gleichlautend) und der flexionslose accusativ des selbständigen pronomens 2. pers. lautet doch nicht *σο* sondern *σέ*, selbst noch wenn er nicht enklitisch ist, sondern seinen vollen ton hat. Und hier sollte das stärkere *o* geblieben sein, selbst nachdem nun der accent auf die anlautende silbe getreten war? Wir werden einstweilen, ehe diese schwierigkeiten nicht gehoben sind, doch noch lieber an der alten erklärung festhalten. Das thun wir auch in bezug auf die erklärungen, welche Scherer von allen anderen medialendungen im folgenden gibt, da es uns nicht möglich ist in voller ausdehnung darauf einzugehen, ohne ein ebenso umfangreiches buch wie das seine zur widerlegung zu schreiben. Nur einzelnes wollen wir nicht übergehen.

Scherer hat nämlich die ansicht durchgeführt, dafs das i der activendungen des praesens sowie das im medium hinter dem a des pronominalstammes erscheinende ein blos deiktischer zusatz oder vielmehr die zu lediglich verstärkender function herabgesunkene lokalpartikel i, ı sei (s. 219). Die medialendung der 1. sg. praes. ē im sanskrit ist ihm daher, da er a als personalsuffix der 1. pers. gefunden zu haben glaubt, aus a + i entstanden. Diese entdeckung hat er aber erst, wie wir bereits oben s. 327 sahen, auf s. 228 gemacht und da er s. 219 gesagt hatte, dafs das i den beruf hatte im activum praesens und futurum, im passivum praesens und perfectum auszuzeichnen, so, sagt er nun s. 228, finden wir das personalsuffix a con-

sequenterweise im imperf. und aor. medii und im perf. activi wieder.

Scherer handelt hier von den endungen des sanskrit und da sehen wir denn, dafs es doch manchmal gut ist, ein sprachvergleicher nach der vorstellung mancher hochgelahrten leute zu sein, welche glauben, dafs den sprachvergleichern das studium von lexikon und grammatik der sprachen genüge. Jedenfalls kann man das studium derselben nicht ohne sie treiben, ohne in irrthümer zu gerathen, wie es dem verf. begegnet ist, welcher die 1. sg. imperf. und aor. medii auf a ausgehen läfst und wenige zeilen weiter sagt, dafs dieselbe person im potentialis und precativ auf i ausgeht, während doch das umgekehrte der fall ist. Die stellen aus Bopp's sanskritgrammatik brauche ich wohl nicht herzusetzen.

Den schlufs seiner untersuchungen über das ich am verbum bilden bei Scherer die sätze (s. 229). „Nun erhalten wir die reihe: a, ama, ma. Ich meine: das pronomen a, seinen superlativ ama und dessen verstümmelung [also doch! aber freilich nur im inlaut] durch aphärese ma. Aus der verstümmelung [schon wieder!] stammt das mi des praesens: so zeigt sich, wie die a-stämme mit ihrem ā das ursprüngliche bewahren".

Diejenigen, welche hier das i des imperf. und aor. vermissen möchten, mache ich, da es Scherer nicht gethan hat, darauf aufmerksam, dafs er dies erst auf s. 234 bespricht. Es ist ein bisher noch nicht bekanntes pronomen der 1. pers. i und gleich dem i des pronominalstammes 3. pers., welches als pronomen 1. pers. fungirt. Wir kommen zu s. 234 darauf zurück. — Nach Scherers oben hingestellter reihe und den vorangehenden entwicklungen sind also das mi der mi-conjugation und das am der praeterita aus ama hervorgegangen; ehe das i (hier die locativpartikel) aber antrat, war das a der letzten silbe schon geschwunden. Hier wäre erwünscht gewesen zu erfahren, wie sich Scherer die entwicklung bei consonantisch auslautenden wurzeln gedacht hat. Haben sich wirklich admi

und dvēšmi nach seiner ansicht in der reihenfolge adma, adm, admi, dvēšma, dvēšm, dvēšmi gebildet? Wir vermissen hier wie überall im ganzen buche die durchführung der gewonnenen theorie an beispielen, die Schleichers darstellung überall so klar machen. Man fragt doch billigerweise, worin das bedürfnifs gelegen haben solle, dafs die mi-conjugation und namentlich die consonantischen wurzeln gleich von vorn herein die verstümmelte endung ansetzten, während doch ama viel bequemer war? Man fragt, welche absicht hatte die sprache dabei, dafs sie im praesens u. s. w. der sogenannten a-conjugation das ich durch den bescheidenen positiv ausdrückte, während sie es in der mi-conjugation und im imperf. und aorist als „allerhöchst ich“ im superlativ auftreten liefs? Doch wir haben oben die grofsen bedenken, welche sich der annahme einer personalendung a der 1. person entgegenstellen, entwickelt und sind dadurch der nothwendigkeit enthoben, weiter auf die angeblich daraus hervorgegangenen superlativentwicklung einzugehen. Uebrigens ist es Scherer sowohl hier als bei der besprechung von amāt, amā (s. 231) entgangen, dafs das sanskrit den pronominalstamm ama nicht nur in diesen adverbien sondern auch als selbständiges pronomen in der mehrfach vorkommenden formel „amō 'hā sā tvā der (bin) ich, die (bist) du“ besitzt, vgl. petersb. wb. s. v.

Wenn Scherer ferner s. 231 auch den skr. pronominalstamm ana mit ama identificiert, der aber vom *ana jener, wie es im litauischen u. s. w. auftritt, zu trennen sei, wenn er sich auch in der unmöglichkeit befinde für jetzt anzugeben, was zu dem einen und was zu dem andern gehöre, so werden wir doch wohl thun, auch noch ferner beide auseinander zu halten, zumal das sanskrit mit ana immer das hier im gegensatz zum dort bezeichnet: ijā diese (die erde), asau jener (der himmel, die sonne).

Was in bezug auf das ı als pluralzeichen mehrerer casus von asāu auf s. 232 gesagt wird, ist für den, welcher s. 263 noch nicht gelesen hat, vollständig unverständlich. Wir kommen darauf bei der besprechung von Scherers acht pluralformen zurück.

Auf s. 233 ff. wendet sich der verf. nun zur betrachtung des selbständigen pronomens der 1. person, in dessen a (a-hã) er natürlich auch hier den positiv a erkennt; dasselbe a auch im pluralstamm asma anzunehmen, wie das petersburger wörterbuch thut, scheint ihm nur vom speciell sanskritischen standpunkt aus möglich. Da nämlich das germanische in un-sis, un-s noch ein n zeigt, so setzt er amsma, ansma (eigentlich amaṣma, anasma, also der superlativstamm von a + sma) als grundform an. Grade über die hauptfrage aber, wie er sich den ursprung von unsis, uns aus ansma denke, findet sich hier so wenig wie später (ausgenommen einmal eine leise andeutung auf s. 249, wo neben ansma in parenthese „ansva?" gesetzt wird und noch einmal s. 265) irgend eine erklärung*). Sollte seine annahme überzeugend sein, so waren doch die lautverhältnisse der verglichenen stämme nicht mit so vollständigem stillschweigen zu übergehen und die griechischen ἄμμες und ἡμεῖς, das z. ahma- waren denn doch auch noch in die untersuchung hineinzuziehen. Es mufste erklärt werden, warum unsis, uns das aus m entstandene v aufgaben, izvis es dagegen bewahrte. — Die wahrscheinlichste erklärung des unsis, uns bleibt immer noch die von Bugge zeitschr. IV, 247 f. gegebene, wo das n als ein nasaler einschub erklärt wird. Das pāli zeigt in der 3. plur. aor. ïsu statt des skr. išus, in der declination -amha neben -asma beliebig wechselnd; vielleicht ging dem -amha ein -amsa voran, das dann auch unser unsa erklären würde.

Auf s. 234 wird auch das s. 228 unbeachtet gebliebene personalkennzeichen i der betrachtung unterzogen, ohne dafs eine verweisung auf jene stelle geboten würde. „Gerechtfertigt wird es, sagt Sch., durch die art und weise, wie auch in der 3. person der pronominalstamm i dem stamm a zur seite steht". Das wäre ein genügender beweis dafür, dafs das i jemals pronomen der ersten person gewesen sei? Eine einfache vergleichung wirklich historischer vorgänge auf sprachlichem gebiet ergibt wohl eine

---

*) Ueber das verhältnifs von sma zu sva wird s. 269 gehandelt.

natürlichere erklärung. Die endung ē der 1. sg. pf. ātm. wird im pāli zu i (vgl. die formen bei Weber in d. zeitschr. d. d. morgenl. gesellsch. XIX, 657), ebenso wird auch das i des imperf. und aorist ātm. schon im sanskrit aus vorangegangenem ē entstanden sein. Das ist freilich verstümmelungstheorie, aber wir werden ihr sowohl hier als noch mehrfach im folgenden ihr gutes recht wahren müssen; die ideale welt, in welcher die identität des ich und nichtich sich vollzieht, erleidet natürlich auch dadurch abbruch.

Die erklärung des präsentischen i scheint den verf. in bezug auf das imperativische dhi der zweiten person etwas in verlegenheit gesetzt zu haben, allein er faſst sich bald s. 237 und sucht in dhi nur das resultat eines neben tva stehenden stammes tvi, wie dvi neben dva, die pron. stämme ki, di neben ka, da, die partikel hi neben ha stehen, wie auch in der ersten person i und a nebeneinander gefunden seien.

Daſs das letztere richtig sei, haben wir eben bestritten, ob die übrigen analoga nicht vielleicht anders zu erklären seien als durch ursprünglichen doppelstamm, bleibt doch fraglich. dvi z. b., das als erstes glied in compositis auftritt, verhält sich zu dva, wie der vokal der reduplicationssilbe in ǵigāmi, tiš̤ṭhāmi zum vokal der wurzelsilbe. Ferner sind doch die partikeln hi und ha nicht etwa identisch, so daſs die vokaldifferenz, vorausgesetzt sie seien reine wurzeln, in der begrifflichen ihren grund hätte, also für unsern fall gar nicht paſste.

An dies glücklich gefundene tvi „knüpfen sich noch weitere beobachtungen“ s. 237.

„Wir finden dha resp. tva wieder in der 1. plur. med. skr. praes. perf. mahē (zend. maidhē), imper. mahāi, was auf secundäres maha schlieſsen läſst, welches das griech. *μεθα* in der that darbietet. Als urform müssen wir matva aufstellen. Daneben läſst das skr. secundaire mahi auf altes matvi schlieſsen mit dem i-stamm der zweiten person. Das w i r ist als i c h und d u gefaſst und durch ein dvandva-compositum gegeben, wie sie in den zahlwör-

tern, z. b. quattuor-decim, fidvör-taihun aus uralter zeit vorliegen."

Also mahē, maidhē, mahāi stehen für ursprüngliches madhē, mahi für madhi. Das ē des praes. ist nach der darüber aufgestellten erklärung Scherers ganz in der ordnung, da madha + i madhē ergab; aber wie kommt es denn in den imperativ, von dem der verfasser eben noch gesagt hat, daſs in ihm an das präsentische i nicht gedacht werden könne. Und das secundaire maha soll wirklich durch griech. μεθα sich darbieten? Soll griechisch auslautendes α etwa der regelrechte vertreter von sanskrit auslautendem a sein, so hätte Scherer das erst beweisen müssen.

Aber die form tvi führt noch zu weit groſsartigeren entdeckungen. Scherer sagt nämlich weiter s. 237: „Ging das verständniſs für den eigentlichen sinn von matvi verloren, so konnte sie leicht als mat-vi aufgefaſst und mat für einen ganz überflüssigen ablat. sing. gehalten werden, so daſs vi sich als stamm des plurals ergab, den wir im skr. vaj-ám, germ. *vaj-as (goth. veis) in der that vorfinden".

Nun in der that ohne die alte verstümmelungstheorie kommt der verf. bei seinen erklärungen aus, aber nur indem er eine neue noch viel gewaltsamere an ihre stelle setzt. Er beruft sich freilich für seine ansicht auf eine ähnliche verstümmelung des anlauts, die im pronominalstamm khšma der gāthās gegen jūšma vorliege, aber die verstümmlung durch fortfall der silbe jū ist ja erst seine erklärung, für die er erst ein hypothetisches jugh oder jug ansetzen muſs, während alle anderen forscher bei erklärung dieser schwierigen form ein anderes verfahren eingeschlagen haben. Jedenfalls sind die seltenen formen des gāthādialekts, zumal bei dem zweifelhaften zustande des textes und seiner erklärung, nicht sehr geeignet um an sich gewaltsame combinationen zu stützen. Als probe, wie bedenklich es noch mit der erklärung dieser zendform überhaupt aussieht, wollen wir nur bemerken, daſs Haug ihr früher die bedeutung „you" gab, später aber ange-

nommen hat, dafs sie „that, such" pluralisch bedeute, welches aus Y. 46, 10 deutlich hervorgehe (Essays p. 107).

Auf s. 218 hatte der verf., nachdem er die formen dvékši und dvikšé beide aus dvik tva durch differenzirung aus verschiedenem accent erklärt, weiter gesagt: „Diese bemerkungen gelten für das ganze passiv [= medium s. 217]. Die personalbezeichnung war dieselbe wie im activum, nur der ton ein anderer". Nun war aber bereits s. 193, wie wir gesehen haben, als endung der 1. plur. act. mansi angesetzt und danach hätten wir dieselbe endung auch im medio-passivum erwarten sollen; wir haben bereits oben gesehen (zu s. 237), dafs für dies eine andere endung angesetzt wurde. So führt der verf. seinen leser stets in die irre, während er doch mit leichter mühe gleich hätte auf die ausnahme hinweisen können. Doch hören wir den verf. über die form mansi! Sie soll aus dem genitiv mama, z. mana mit dem pluralen s gebildet sein; so entstand mamas, manas, mit verlust des a mans. Die formen mama und tatva, titvi (die letzteren werden der 2. pl. medii zu grunde gelegt s. 237) sind durch reduplication entstanden. „Es sind genitivformen, heifst es s. 239, deren zusammenhang mit dem plural sich später aufklären wird." Wichtig wäre doch bei der begründung einer von der bisherigen so abweichenden erklärung gewesen, schon hier darzulegen, wie die formen des gen. sing. zu pluralischen werden; allein wir werden auf die zukunft verwiesen. Da erfahren wir denn, vorausgesetzt dafs ich die richtige stelle gefunden habe, auf s. 260, dafs Scherer acht verschiedene arten des pluralausdrucks kennt, welche der arischen ursprache zugeschrieben werden müssen und: „der plural wird erstens durch reduplication bezeichnet in *mama (aus mansi gefolgert, oben s. 239) und tatva (s. 237). Ueber reduplication als ausdruck der mehrzahl Pott etym. forsch. II, 67. Doppelung s. 176—205. 275. 299f. 302. Dafs der plural matva „wir" nicht unter den pluralbildungen aufgeführt werden kann, versteht sich nach dem darüber bemerkten von selbst". Dazu vergl. man noch s. 267.

Also der zusammenhang der genitivform mama mit

dem plural sollte sich doch später aufklären, und wie geschieht das? Dadurch dafs wir wieder auf die hypothese von s. 239 zurückverwiesen werden. Die verweisungen auf Pott waren doch hier wohl überflüssig, denn dafs in mehreren sprachen pluralbildung durch reduplication entsteht, ist doch eine allzubekannte thatsache. Hier war doch nachzuweisen, wie dies genitivische mama in den plural gekommen ist und warum sich die sprache nicht mit der reduplication zum pluralausdruck begnügt, sondern noch ausdrücklich einen plural auf s, wie sich Scherer ausdrückt, daraus gemacht hat. Einen nom. pl. auf s, der doch sonst nicht erscheint, denn das s. 239 verglichene z. jūs vom stamme ju zeigt ja noch längung des vocals vor dem s, also nach Scherers auffassung symbolische pluralität durch verlängerung + s (vgl. s. 260).

Aber wir wollen einmal zugeben, dafs mansi, mans, die ursprünglich dem mas, mus, μες, μεν, mēs, m vorhergegangene endung gewesen sei. Wie wird es wahrscheinlich, dafs das n in masi, mas, ma im skr. spurlos verschwunden sein soll? Dem sanskrit ist ja eine verbindung von anusvāra mit s eine ganz geläufige, wie zahlreiche formen zeigen, hāsi (aus han + si), hāsa, āsa, dāsu, amāsi (a-man-si), ja amāsta, amāsthās u. s. w. Nur auf die nomina auf an könnte sich Scherer berufen, welche im loc. plur. das n vor s ausstofsen, wie rāǵasu, nāmasu, allein das kann er auch nicht einmal, da er für diesen fall gar keinen an--stamm annimmt (vergl. s. 317 und 428), sondern einen a-stamm. Aber mansi soll ja gar nicht die ursprüngliche endung sein, da das i erst später antrat; die ältere endung soll ja mans sein, aus dem doch nach indischem auslautgesetz man und nicht mas werden mufste, wie āsan für āsans (āsans tatra) u. s. w. beweisen. Also nur man oder mus (wie in der 3. pl. potent. us aus ans) hätten aus mans hervorgehen können.

Woraus ebendaselbst gefolgert wird, dafs das griech. μεν, μες secundairsuffixe seien, welche das ι nie besafsen, ist mir nicht ersichtlich. Ebenso wenig, warum im altir. ammin (für ammīn nach Schleicher comp. s. 668), dessen

n am folgenden wort erscheint, sich noch eine spur der alten endung mans oder mansi erhalten zu haben scheine. Abgesehen davon, dafs die eine form schwerlich viel beweisen würde, wird sie auch von Schleicher ganz anders erklärt; indefs ist mir auch diese erklärung wegen des ephelkystischen n bedenklich. Sollte sich die form nicht einfach aus dem angehängten pronomen ni (nos) erklären, dessen auslautender vokal schwand? Die gebräuchliche form ist ja ammi, Zeuss 476.

Auf s. 241 schreitet Scherer zur aufstellung der arischen grundformen des selbständigen pronomens, wie er sie erschlossen hat; wir können hier nicht in der ganzen ausdehnung darauf eingehen und beschränken uns auf einige kurze bemerkungen.

Ob das s. 242 mit ἐγώ, egō unmittelbar zusammengestellte ahd. ihha desselben ursprungs sei, ist mir zweifelhaft, da es Graff Diut. I, 146 durch aegomet glossirt wird. Auch Grimm hat sich schon aus demselben grunde gegen die von Scherer ohne neue gründe aufgestellte ansicht erklärt (gramm. III, 12).

Als grundformen des accus. sing. werden s. 242 má, mám, tvá, tvám angesetzt. Dafs skr. mām in den veden ein paarmal ma-am gelesen werden müsse (beitr. IV, 182) ist dem verf. wohl entgangen, dadurch würde wenigstens má neben ἐμέ eine stütze gewinnen. Dafs diese formen auch durch das lateinische vorausgesetzt werden, läfst sich von Scherer's standpunkt aus, der zwei stammformen tva und tvi annimmt, doch wohl nicht behaupten, umbr. tiom, siom, lat. mē, tē würden doch nach ihm auf die stämme mi, tvi zurückgehn.

S. 243 wird zum ablativ, der im paradigma mat nach dem ostarischen angesetzt ist, bemerkt: „Doch halte ich auch mamat für keine neubildung“. Sollte man nicht meinen ein skr. abl. mamat wäre eine so allbekannte thatsache, dafs er, offenbar wegen seiner weitreichenden verwandtschaft in den übrigen sprachen gleiches stammes, nicht als eine neubildung angesehen werden dürfe? Diese form mamat nun kommt fünfmal in dem zwiegespräch

R. IV, 18, 8. 9 vor, wo sie von Sājana durch pramādjat, pramatta, im petersb. wtb. durch modo-modo erklärt wird. Wie Benfey, der sie vollst. skr.-gramm. s. 332 für einen ablativ genommen, diese form aus dem zusammenhang der stelle erklären mag, ist mir nicht klar. Jedenfalls ist sie als abl. 1. pers. ganz und gar zweifelhaft und das petersb. wtb. hätte schon darüber auskunft geben können. Aber sie paſste so schön zu mancher hypothese Scherers, daſs er noch ein paarmal z. b. s. 267. 274 darauf zurückkommt, um sie als stütze anderer beobachtungen zu gebrauchen.

S. 243 wird bei besprechung der formen des nom. pl. 1. pers. gesagt, daſs die altpr. mes, lit. més (aus mès gedehnt), ksl. my durch abfall des anlauts (as-, urspr. ans-), der durch den auf der endung liegenden ton herbeigeführt sei, zu erklären seien, was mir wenig wahrscheinlich erscheint, wenn man lit. esmì, altsl. есмъ vergleicht, wo, wenigstens im litauischen, der ton auf der endung ruht und trotzdem der anlaut bewahrt ist; man würde, wenn diese formen aus ansma, asma entstanden sein sollten, mindestens die bewahrung des anlautenden s, wie bei skr. 1. pl. smas, zu erwarten haben; vgl. neuslov. smo, bulg. smi. Man wird mit Bugge (zeitschr. IV, 245 f.) in diesem falle anbildung an den singularstamm anzunehmen haben.

Ebend. werden ansmā, jušmā als ursprüngliche instr. plur. angesetzt, denn in asmābhis, jušmābhis sei das bhis „offenbar pleonastisch" angetreten, „wie mi im lit. instr. sing. tů-mi, denn auf andere weise wäre das ā hier nicht zu rechtfertigen". Verlängerung von vokalen in offener silbe im inlaut ist aber auch in anderen fällen nachweisbar, so in havīman, bharīman, savīman neben haviman u. s. w., so in den intensiven ganīgam neben ganigam, k̆arīkṛ neben k̆arikṛ, narnṛt, narinṛt, narīnṛt, k̆anīkas, panīpat u. s. w.

S. 250 möchte Sch. beim nom. pl. I mundartlich mir, II altn. ther zunächst an das dem verbum in fragender stellung nachfolgende pronomen denken: kallidh ther für kallidh er, bringem mer für bringen wir. Er vergleicht indeſs den anlaut von pāli majam (neben ambē) „wir" und

tumhē „ihr“, welche übertragung vermuthen lassen. — Schon oben (s. 339) ist von dem früh auftretenden nord. mer die rede gewesen. Beide auffassungen verbindet Aasen (norsk. gramm. s. 179): Formerne me og de synes fremkomne ved en tillempning efter eentallet, hvor man allerede havde et paar former med m i förste og d i anden person; desuden kunde de ogsaa bestyrkes ved den tilsvarende endelse i verberne, f. ex. erum vér (s. ere vi) og erudh ér (ere I). Der umstand (s. oben), daſs frühzeitig auch das duale mit neben vit erscheint, läſst den von Aasen vorangestellten grund als den richtigen erscheinen.

Auf s. 260 ff. entwickelt Scherer seine kenntniſs von acht verschiedenen arten des pluralausdrucks, welche der arischen ursprache zugeschrieben werden müssen. Dabei sei zunächst erinnert, daſs in den meisten der acht fälle nicht vom plural im ganzen, sondern vom nom. resp. auch acc. plur. gesprochen wird, mithin doch nur pluralzeichen dieser casus und nicht pluralausdruck im allgemeinen gehandelt wird.

Als erste bezeichnung des plurals gilt die reduplication, wie sie angeblich in mama (aus mansi gefolgert) auftreten soll. Diese annahme ist, denke ich, genügend im obigen beleuchtet.

Als zweite wird die symbolische bezeichnung durch vokalverstärkung des ableitungssuffixes genannt, wie sie sich in den zendischen neutris auf aṅh (d. i. as), an, man, deren nom. acc. plur. auf āo (ās), ān (ān), mān (mān): man-āo, dām-ān, dun-mān findet, aufgeführt. Die frage ist hier nur die, ob das verstümmelte oder ursprüngliche formen seien; bisher hat man aus vergleichung mit dem sanskrit gründe für die bejahung der ersten alternative hergenommen*) und Scherer stellt eine bloſse behauptung ohne solche auf.

Die dritte formation geschieht mittels eines beigefüg-

*) z. b. Haug p. 94: aṅh. The nom. and acc. plur. is āo, a contraction of a fuller form. p. 95: an, man. The nom. and acc. plur. is either equal to the sing. or i is added to ān; now and then ān alone remains e. g. dāmān.

ten sma in a-sma, ju-sma. Hier haben wir also wirklich ein dem ganzen plural durchziehendes suffix, welches pluralität bezeichnen könnte, denn die casuszeichen treten ja dahinter an, wenn nicht wieder an diesen mehrfach ein doch wohl ebenfalls wieder nach Scherer (s. o. mans) den plural bezeichnendes s erschiene. Und nun erscheint dies sma in der pronominal-declination auch im singular, so dafs es doch jedenfalls eine andere bedeutung als pluralische gehabt zu haben scheint. Das naheliegende sama, sima, ahd. sama, engl. same scheinen doch eher auf die bedeutung von selb zu führen, so dafs es wie myself, thyself, himself u. s. w. unser derselbe gebildet wäre. Wir kommen mit Scherer weiter unten auf dies sma zurück.

„Viertens ist a pluralzeichen. Im neutrum allgemein, wie bekannt". Aber es soll auch im nom. acc. plur., wie das zend evident lehre, stattfinden, wo „vac-a, çtār-a, vastār-a, bhrāthr-a, arshān-a, hāvanta" beispiele consonantischer stämme seien. Sollen denn das die ursprünglichen formen sein? Neben vaća steht ja vaćo, neben dastāra stehen dātāro, nipātāraçka Spiegel gr. 144. 163. Scherer sagt: „dafs nicht etwa s abgefallen, zeigen çtaorā-ka, mašjā-ka". Ist denn das ka so eng mit den formen von anfang verbunden gewesen, oder kann es nicht auch noch, nachdem eine verstümmelung eingetreten war, angetreten sein? Und gibt uns denn der zustand der zendtexte irgend eine gewähr, dafs wir es mit einem einheitlichen sprachtypus éiner zeit zu thun haben?

Dies pluralische a soll auch noch in mehreren anderen formen erhalten sein, auf die wir nicht weiter eingehen, da wir den thatbestand im zend, wie oben gesagt wurde, anders erklären.

Hervorzuheben ist nur, dafs auch die skr. personalendung á der 2. plur. perf. dabei herangezogen wird. Das a „ist stammauslaut und das personalpronomen hat sich damit nicht zur worteinheit verbunden, sondern ging verloren".

Was meint der verf. hier mit stammauslaut? Es soll wohl heifsen pluralkennzeichen? Soll denn das α von $\gamma\varepsilon$-

γόνα-τε, das das ganze perfect, singular und plural (mit ausnahme der 3. sing.) durchzieht, einen anderen ursprung haben, als das von tutudá und wie denkt sich der verf. das verhältnifs z. b. bei dadhá, ist davor der wurzelvokal abgefallen?

„Endlich, sagt der verf., gehören hierher die personalendungen ma, tha, ta des plurals: wenn wir die urformen ansetzen ma und tva. Sie unterscheiden sich in nichts von der reinen stammform resp. von den suffixen des singulars. In der actuellen sprache, des sanskrit z. b., findet thatsächlich keine lautgleichheit statt: neben dem plur. tha des praesens steht sing. si, neben dem plur. ta des imperfects sing. s. Aber wenn die vorliegende pluralbildung eingeführt wurde als noch unverletzt und unverändert im sing. ma und tva bestanden, was für ein mittel stand der sprache zu gebote, um plural vom singular zu unterscheiden? Kein anderes als der accent. Und dafs er thatsächlich so, also wieder differenzirend (vgl. s. 218) verwendet wurde, dürfen wir dem skr. ton der zweiten hauptconjugation und des perfects wohl glauben, der uns im ersten aufsatze dieses buches so wichtige dienste zur aufklärung des germanischen ablautes leistete.“

Also ma und tva waren die ursprünglichen endungen des singulars und des plurals und nur durch den accent als diese oder jene characterisirt. Worin bestand denn nun die einführung der „vorliegenden pluralbildung“, wo zeigt sich denn ein neues a hinter ma und tva des plurals? Ich verstehe den verfasser wirklich nicht. Denn wenn der verf. s. 219 den vorgang im sing. so dargestellt hat, dafs nach seiner ansicht das im singular unbetonte a der endung schwand und erst, nachdem es geschwunden, das locale i antrat und wenn man nun auch annehmen wollte, dafs der erste vorgang, das schwinden des a der pronominalwurzel, hier eingetreten sein soll, so ist diese annahme ja durch des verf.'s satz vom schwinden des a nur in unbetonten silben unmöglich gemacht, da wir es hier mit einer betonten silbe zu thun haben. Die ansätze Scherer's lauteten ja 2. sg. act. dvík tva, 2. sg. pass.

dvik tvá, folglich mufs, wenn auch die 2. plur. act. dem singular gegenüber durch den accent differenzirt werden soll, diese wieder dvik tvá lauten, und dies betonte a kann nicht verschwinden: als daher die angeblich „vorliegende pluralbildung“ eingeführt wurde, konnte diese form nur dvik-tvá-a d. i. dik-tvā lauten. Folglich mufste die endung thā und tā lauten, wovon bei Scherer nichts zu finden ist. In den veden kommen nun dergleichen formen mit ā wirklich vor, was aber gar nichts für Scherers annahme beweist, namentlich so lange nicht, als die noch daneben stehenden vedischen formen auf na: tana, thana (sthana, jāthana, sjātana, pipartana, dadhātana, aitana), die Scherer gar nicht zu kennen scheint, sowie vor allen das lateinische tis unerklärt bleiben.

Bemerkung verdient übrigens doch auch noch, dafs jeder, der Scherers entwicklungen über mansi gelesen, glauben mufste, er halte mansi für die primäre endung, mans dagegen für die secundaire, denn s. 239 hatte er ja ausdrücklich gesagt: „Ja wir dürfen nun bestimmter griech. μεν, μες als secundairsuffixe ansehen, welche das i am schlusse nie besafsen“. Man wird daher einigermafsen überrascht sein hier abermals ein neues suffix der 1. plur., und zwar doch wohl ein secundairsuffix angesetzt zu finden. Gegen die ansetzung desselben gilt übrigens derselbe grund, der gegen tha, ta als mit pluralem a gebildet vorgebracht wurde.

Es wird gut sein, die ansätze des verfassers für die urzeit einmal durch ein beispiel klar zu machen, da er dies, wie wir schon gesagt haben, nicht zum nutzen seiner beweisführung, fast durchgehends unterläfst. Da würde also z. b. von wz. dā geben 1. sg. act. lauten: dá-ma geben + ich (s. 217 f.) oder geben + mein (s. 259) = ich gebe, 1. sg. pass. dā-má geben + ich, geben + mein = ich werde gegeben, 1. sg. praet. act. dá-ma oder á-dā-ma (über die unwesentlichkeit des augments s. 231) (da) + geben + ich = ich gab s. 219, 1. pl. praet. act. dā-má geben + ich = wir gaben s. 262. Nimmt man für unsern fall noch die drei gleichlautenden formen des nom. acc. voc. sing.

von dáman das geben, nämlich dáma und die vedischen drei gleichlautenden des plural.: dáma sowie die sechs ebenso lautenden von dáman das band, die fessel hinzu, so hat man ein stattliches contingent von dáma oder dāmá, mit dem es den Urariern schwer geworden sein mufs sich verständlich zu machen.

Die fünfte pluralbildung zeigt ī oder i. Scherer sagt: „Die länge ergibt sich, wie Friedrich Müller sitzungsber. 35, 60 hervorhebt, aus den skr. pronominalformen amī, amīšām, amībhjas, amībhis, amīšu (immer der ton auf dem ī)". Hier wie bei der dritten bildung wäre doch die bemerkung am orte gewesen, dafs die pluralbildung in diesen fällen nicht erst hinter der casusendung sondern am stamme vor derselben auftrete. Ferner, warum soll das ī von amī u. s. w. berechtigen ī als pluralzeichen anzusetzen, ist es denn so unumstöfslich, dafs wir es mit einem pluralzeichen, nicht mit einer blofsen stammvariation zu thun haben? Warum hat denn das masc. im acc. plur. amūn, neutr. nom. acc. amūni und das ganze femininum im plur. amū, wie masc. fem. und neutr. im sing. ebenfalls den stamm mit u zeigen? Wäre es da nicht consequent gewesen, wenigstens auch eine durch vokalverlängerung (no. 2) entstandene pluralbildung mit ū anzusetzen? Nimmt man das oben (s. 344) besprochene ama hinzu, so erhält man die nebeneinander stehenden pronominalstämme ama, ami, amu, denen Benfey vollst. skr.-gramm. s. 334 anm. 4 ka, ki, ku, auch a, i, u (?) verglichen hat. Jedenfalls sehe ich danach keine berechtigung grade allein das ī herauszugreifen.

Was im übrigen das i als pluralzeichen betrifft, so soll es natürlich nicht geläugnet werden; ob es in allen den fällen, die Scherer ansetzt, anzunehmen sei, ist eine weitere frage, deren erledigung uns hier zu weit führen würde. Wir bemerken nur, dafs wenn Scherer sagt: „das allgemeine skr. i des nom. acc. voc. plur. neutri pflegt man als schwächung von a aufzufassen. Schwerlich richtig. Denn wenn skr. dhāmāni, vartmāni neben zend. dāmān, dunmān stehen, so mufs doch wohl i einer pluralbildung

nach der zweiten art blos hinzugesetzt sein u. s. w.", so sieht man das zwingende doch nicht ein, da neben skr. dhāmāni ja noch formen wie dhāmā, dhāma stehen, zend. dāmān also die mittelstufe zwischen dhāmāni und dhāmā sein kann, gerade wie wir im conjunctiv vok̓āni, vok̓am und vok̓ā nebeneinander haben, vergl. s. 326. Grade dafs das zend. auch nāméni und nāménī zeigt, könnte doch wahrscheinlich machen, dafs auch dort die symbolische bildung mittels vocalverstärkung nur die zweite stufe einer einst volleren bildung war. Dazu kommt, dafs es sich mit i- und u-stämmen im sanskrit ähnlich verhält, indem sie neben purūni, bhūrīni noch purū, bhūrī (?), puru, bhūri aufweisen. Aber das ganz vereinzelte nāméni im zend läfst kaum überhaupt einen schlufs auf die pluralbildung der neutra zu, da daneben noch einige male nāménīs vorkommt, was eine bildung wie von einem masc. oder fem. i-stamme zu sein scheint, da diese im nom. acc. plur. mehrmals mit der endung īs auftreten. Dieser ansicht neigen sich wenigstens Spiegel und Justi zu; der erstere sagt s. 153: „Unregelmäfsig scheinen die formen nāméni (Yt. IV, 2) und nāménīs (Yt. I, 11. 16. 19); es scheint ein erweitertes thema auf i gebildet zu sein". Der letztere: §. 511. „Wörter der 8. decl. gehen über .... in die zweite nāman (nāméni?)". Wenn daher Scherer fortfährt: „Und eine weitere nebenform desselben dialekts nāménīs belehrt uns über die natur dieses i: wir finden īs selbstständig als acc. plur. masc. vom pronominalstamm i, hier neutral wie auch sonst neutrale nom. acc. plur. auf as im plural begegnen", so wird er doch wohl zugeben, dafs auf eine so einzeln stehende form eines einzelnen wortes, über deren ursprung wir durchaus nicht in entschiedener klarheit sind, die entstehung der ganzen kategorie der neutralen nom. und acc. plur. auf āni, īni u. s. w. im sanskrit nicht aufgebaut werden könne, zumal ja die endung īs als die ursprüngliche angesetzt wird und die verbindung von masculinen und femininen formen der pronomina mit neutris offenbar nur eine syntactische eigenthümlichkeit des zend ist, von der Spiegel s. 262 f. einige beispiele gibt. Es ist

der umgekehrte fall von dem uns geläufigen, dafs wir das neutrum setzen, wenn auch masculina und feminina folgen, wie: das sind meine freunde, das ist eine pracht u. s. w., worüber Grimm gr. IV, 275 ff. ausführlich gesprochen hat. Dagegen das zend. tāoçka imāo nāmēnis dies (sind) meine namen Yt. I, 16. tāoçka mē nāma zbajaēsa bei diesen namen rufe mich an Yt. XV, 48; wo tāo, tāoçka das wenigstens im letzteren falle mit dem neutrum verbundene pron. fem. im plural ist. Im ersteren falle darf man, wie oben vermuthet wurde, gradezu übereinstimmung von nomen und pronomen auch im verbum annehmen. Die erscheinung bedarf jedenfalls erst viel eingehenderer untersuchung, ehe man kurzweg aus einem angeblich neutral gewordenen is die endung i der neutra ableitet.

Die sechste bildung (s. 265) ist nom. voc. plur. skr. āsas, zend. āoṅhō, altp. āha. Es soll eine combination der dritten und vierten bildungsweise sein (sma und a) und zwar indem smas = dem smas des nom. plur. der personalpronomina (asmas, jusmas) sei. Daraus entstand svas und wie sva „du" zu sa, so wurde svas zu sas. Hier wird also wenigstens eine erklärung über den ursprung des schwindens von v im germ. plural des pron. 1. pers. sowie desjenigen der endung āsas gegeben. Aber sie ist eben nur eine vermuthung, die keine weitere unterstützung durch die sprachen findet. Erstens liegen die fälle sich doch nicht ganz gleich, denn nicht sva wurde zu sa sondern tva, ob durch sva hindurch ist ja von dem standpunkt des verf.'s selbst aus zweifelhaft, da er auch die erklärung von skr. sva, 2. sing. imp. med. aus dem reflexiv für möglich hält (vgl. s. 223. 236). Er sagt zwar s. 223, dafs tva durch sva hindurch zu sa gelangt sein müsse, aber der übergang von tva in tha liefse doch auch den von tha in sa als möglich erscheinen, wenn sva bei der erklärung wegfallen sollte. Zweitens ist die lautverbindung sm im sanskrit sowohl im anlaut als im inlaut eine ganz geläufige und nur im fem. der pronomina, wo die consonantenhäufung smj eintreten würde, ist von den beiden letzteren consonanten das m ausgestofsen und nicht

das j, wohl weil dies eben der das fem. charakterisirende consonant war, denn sonst wären masc. neutr. und fem. in gemeinsamem tasmāi zusammengefallen. Ebenso ist nicht recht wahrscheinlich, dafs m oder das an seine stelle getretene v von *unsmis, *unsvis neben dem beibehaltenen v von izvis ausgestofsen sein sollte, denn wollte man dies auf grund etwa der consonantenhäufung thun, so wird das sehr unwahrscheinlich, da das gothische ja doch andere consonantenhäufungen ähnlicher art wie taihsvs, rohsns, haifsts svumfsl ohne widerstreben erträgt. Scherers neue erklärung scheint mir nur ein neuer mifsglückter versuch, die räthselhafte form zu erklären; „die ursprünglichen formen der persönlichen pronomina sind wohl kaum zu erschliefsen“, sagt Schleicher comp. §. 266 s. 650 und der vorliegende versuch erscheint mir wenigstens als ein neuer belag dazu.

Schliefslich bemerke ich über die fassung des schlufssatzes von no. 7 bei Scherer, dafs sie wohl kaum recht verständlich sein möchte; sie lautet: „Dies smas folgte meiner ansicht nach selbständig dem worte, dessen mehrheit es bezeichnete, als die neue formation aufkam: ā setzt sich dazwischen, wirkt als bindemittel, verschmelzung findet statt im nominativ, während sma in anderen casus verloren geht“.

Was heifst „die neue formation mit ā“? unter no. 4 ist doch nur vom pluralzeichen a die rede gewesen, also sollen wir hier doch in dem ā die verbindung des stammhaften und pluralen a erkennen, und nun: „ā setzt sich dazwischen“ zwischen çivā z. b. und smas? Also çivā + ā + smas? Das hat Sch. doch wohl nicht gemeint, er sagt es aber mit deutlichen worten.

Zur sache endlich ist die fast an zauber gränzende auffassung vom verschwinden des sma („w ä h r e n d s m a i n a l l e n a n d e r e n c a s u s v e r l o r e n g e h t“ sagt Sch.) aus allen übrigen casus des pluralis doch jedenfalls zu charakteristisch für des verfassers ganz willkührliche auffassung grammatischer formen, als dafs sie mit stillschweigen übergangen werden könnte.

„Siebentens: as“. Dafs hier das nāo des gāthādialekts für nō grade auf nās d. i. na + as zurückgehen soll, dürfte doch nicht so obenhin zu behaupten sein, ohne den ursprung des āo im allgemeinen etwas genauer untersucht zu haben als bisher geschehen ist. Schon lat. nōs neben acc. plur. ōs der zweiten könnte ja auf ursprüngliches nans, etwa für mans (vgl. āni für āmi) führen, zumal da nāo auf den accusativ beschränkt ist. Wenn ferner angenommen wird, dafs selbst das neutrum auf a im zend die pluralbildung mit as zeigen solle und zwar sowohl beim nomen als beim pronomen, so ist schon oben zu no. 5 s. 357 ff. darauf hingewiesen, dafs diese erscheinung zum theil auf syntactischer eigenthümlichkeit beruhe, andrerseits wird das āo auch hier erst noch näher untersucht werden müssen, ehe man seine identität mit ās schlechthin behaupten kann. Die wenigen beispiele mit āoç beruhen doch wohl unzweifelhaft auf thematischen nebenformen von masculinstämmen. Würde Scherer wohl incesta vom masc. incestus ableiten wollen, oder loca von locus?

„Achtens: Der plural bleibt unbezeichnet u. s. w.“ Wir kommen darauf unten zu s. 319 ff. zurück.

Es wird hier am schlufs der aufzählung von acht arten des pluralausdrucks nicht überflüssig sein noch einmal zu bemerken, dafs nur die dritte ein pluralzeichen aufweist, welches wirklich den ganzen plural durchzieht, aber dafs dadurch, dafs es anderwärts auch im singular erscheint, seine pluralnatur verdächtig wird. Aufserdem erscheinen nur noch bei no. 3 und 4 die angenommenen pluralzeichen hier und da in anderen casus als im nominativ und accusativ. Der beweis, dafs wir es überall mit wirklichem pluralausdruck zu thun haben ist also gar nicht erbracht. Wenn Scherer daher s. 267 sagt: „Ueberblicken wir nun sämmtliche arten des pluralausdrucks und vergleichen sie mit den übrigen formen der declination, so gewahren wir bald, dafs sich fast alle acht irgendwo mit anderer bedeutung wiederfinden. Wie ich jetzt im einzelnen zeigen will.“ so brauchte uns das um so weniger in erstaunen zu setzen, als für ihr erscheinen im plural nicht die pluralbedeutung

nachgewiesen ist, die andere bedeutung mit der sie im singular auftreten mithin vielleicht die ursprüngliche ist und mit pluralität gar nichts zu thun hat.

Betrachten wir diese spukenden wiedergänger etwas genauer. Von dem angeblichen zusammenhange zwischen reduplication, pluralität und genitiv ist schon oben die rede gewesen (s. 348).

„Die oben nur als möglich hingestellte verstärkung des wurzelvokals gewähren die genitive tava und sava." heifst es weiter s. 267, d. h. also von wz. tu z. b. würde mit dem unter no. 2 aufgestellten bildungsmittel der plural tau lauten, also vom stamme tua regelrecht tava, von sua ebenso sava. Indefs ist dem verf. selbst diese erklärung nicht ohne bedenken, er verweist daher auf Aufrecht-Kirchhoff I, 56 anm. 3, die ja aber vom stamme tu und nicht von tua wie Scherer ausgegangen waren und den guna aus antritt des denselben erfordernden a erklärten.

Auch die erklärung der ostarischen locative auf āu von u-stämmen, wonach die vokalsteigerung casusbildend sein soll, ist nicht zuzugeben, sondern es ist vokalsteigerung des themas vor dem suffix, das auch hier ursprünglich i gewesen sein wird, wie die vedischen locative višnavi, sūnavi, sānavi (daneben auch sānō) wahrscheinlich machen. Erst nach abfall des i scheint als ersatzdehnung die weitere steigerung von ō zu āu eingetreten zu sein.

Die verwendung von sma im sing. der pronominaldeklination weifs Scherer s. 268 nicht anders zu begreifen als wenn es selbst ursprünglich zum ausdruck des dativs, ablativs und locativs diente. „Die drei casus haben die vorstellung des beisammen, der vereinigung, der nachbarschaft mit einander gemein: diese liegt zu grunde, ob ich mich aus einer gemeinschaft loslöse (ablativ), mich zu ihr hinwende (dativ) oder in ihr verweile (locativ)".

Nun, die aufhebung der gemeinschaft (ablativ) so allgemein durch einen begriff des beisammen auszudrücken, wäre doch jedenfalls etwas wunderbar, aber sie ist doch nicht unerhört, wie das englische z. b. to part with one sagt und das vulgaire deutsch mit ohne zur aufhebung

des zusammenseins verwendet (z. b. kaffee mit ohne milch). Aber viel auffälliger ist, dafs der eigentliche socialis, der instrumentalis, grade dies sma nicht zeigt. Scherer fragt daher mit recht, wie es komme, dafs er in dieser gruppe fehle. Doch er sagt, er fehle wohl nur scheinbar.

„Man denke, fährt er fort, an die skr. präp. smát (z. maṭ, griech. μετά, goth. mith) und das im stamm unverkürzte skr. sám (z. ham, preufs. sen, lit. sù), griech. ἅμα, ahd. samant. Ich zweifle nicht: alle vier genannten casus wurden einst durch die postposition sma (sammt) ausgedrückt: in jenen dreien schwächte sich die bedeutung, das wort verlor seine selbständigkeit und schmolz an das pronomen, welchem es folgte; im sociativen sinne aber hielt es sich lebendig, blieb freie präposition und nahm verschiedene ableitungssuffixe an."

Da das gothische und griechische den socialen instrumental nicht kennen, so kommen hier nur sanskrit und zend in betracht, die also den zweifel des verfassers gehoben haben müfsten durch die beobachtung, dafs der instrumental bei pronominibus oder pronominaladjectivis, denn um diese handelt es sich ja hier nur, häufig mit einer präposition, die vom stamme sma oder sama herstammte, verbunden sei. Davon findet sich aber bei ihm nichts. Die hier in betracht kommenden präpositionen smat und sam finden sich aber gar nicht so häufig als „freie", dafs sich daraus die erscheinung erklären liefse. Von smat habe ich mir einige fälle verzeichnet R. I, 51, 15; V, 41, 15; ibid. 19. VIII, 18, 4, wo es dreimal in verbindung mit sūribhis, einmal mit nadībhis auftritt. Die beispiele werden gewifs noch zu vermehren sein, allein der umstand, dafs es sich im Sāmaveda gar nicht findet, zeigt doch wohl, dafs sein gebrauch kein allzu lebendiger gewesen sein könne. Häufiger ist es als adverb oder in compositis in gebrauch und Sājana gibt ihm da gewöhnlich die bedeutung von su, bhṛçā, praçasja, praçasta, nitja. Die freie präposition sam mit instr. ist ebenfalls nicht so häufig; wenn ich nichts übersehen habe, so erscheint sie als solche im ersten aṣṭaka des Rigv. gar nicht. Häufiger tritt die

präposition sakā mit locativ, genitiv und instrumental in gleicher bedeutung auf, aber der instrumentalis ohne präposition am häufigsten, doch gehört sie nicht zu der klasse der nach Scherer mit sama zusammenhangenden präpositionen. Ich bemerke übrigens auch noch, dafs nach Benfey vollst. skr.-gramm. §. 785. 2, 6 smát auch den accusativ regiert; beläge hat er indefs nicht gegeben. Mit dem zendischen maṭ steht die sache ziemlich ebenso wie mit smat. Der instrumental steht bei dem worte, sei es nun prä- oder postposition, in der mehrzahl der fälle, dazu kommt der ablativ (oder dativ?) und der genitiv, ob auch der accusativ ist zweifelhaft, Spiegel gr. s. 299, Justi wb. s. 224, aber Justi gibt im ganzen nur zehn fälle, zu denen sich vielleicht noch einige finden werden, ohne dafs dadurch das verhältnifs wesentlich anders würde. ham, hām kommt nur als adverb und verbalpräfix vor, nicht als freie präposition. Vgl. Justi wb. s. v. s. 320. Damit erledigt sich, wie ich denke, die vermuthung Scherer's gänzlich und das hauptbedenken gegen seine auffassung von sma bleibt bestehen. Dazu kommt aber noch ein anderes: Benfey hat im Or. und Occ. III, 131 darauf aufmerksam gemacht, dafs sma auch mit anderen casus der pronomina in verbindung erscheint, dafs es ihnen nämlich nachfolgt wie es im abl. dat. loc. mit ihnen componirt ist; so tā smā R. I, 102, 3. tasja sma R. I, 12, 8. asmākā sma R. I, 102, 5. jēna sma R. III, 62, 1. āsu šmā R. VI, 44, 18. tā sma Yaj. S. 18, 59. tasja sma, tā ha sma Taitt. Br. III, 11, 3. Da ist doch wohl der gedanke nicht mehr möglich, dafs sma ursprünglich nur zum ausdruck des dativ, ablativ, localis gedient habe. Uebrigens mag bemerkt werden, dafs in erklärung dieses suffixes fast alle forscher bisher ihren eigenen weg eingeschlagen haben. Pott, wie bereits gesagt, gibt ihm die bedeutung „selbst", Bopp sieht darin ein pronomen der 3. pers. (vgl. gramm. II, 111. 421), Benfey den superlativ von sa (sa + ma) „am meisten eins" = „ganz, all", also asma „ich all" = wir, jušma „du all" = ihr (vollst. skr.-gramm. §. 773. III). Schleicher sagt (comp. s. 627): „sma, wohl aus sa-ma einer stammbildung auf ma

von der pronominalwurzel sa (hic), ist ein demonstrativum, das sich als selbständiges wort im altindischen nur in der partikel sma (vielleicht ursprünglich instrumentalis) findet, welche etwa „damals, einst“ bedeutet.

Auch das lokativsuffix sva des zend weifs Scherer in sehr künstlicher weise mit sma in zusammenhang zu bringen (s. 269 f.). Aus dem physiologisch und durch beispiele nachgewiesenen übergang von m zu v folgert er: „es müsse ein dem sinne nach von ma nicht unterschiedenes suffix va, es müsse namentlich ein superlativsuffix va in der arischen ursprache gegeben haben“. Die folgerung könnte doch höchstens die sein: da m oft in v übergeht und ein superlativsuffix va mit derselben bedeutung wie ma existirt, so wird auch va aus ma hervorgegangen sein. Scherer aber schliefst, da ma superlativsuffix ist und m in v übergeht, so mufs va ein superlativsuffix sein. Kann denn das va nicht eine vom ma unabhängige existenz haben? In dem oben angeführten āsu šmā R. VI, 44, 18, das für āsma sma stehen müfste, wäre also das suffix doppelt. Es wird wohl mit z. sva, skr. su auch eine andre bewandtnifs haben, als Scherer annimmt.

„Ausfall des v wie im plur. sas für svas, smas möchte ich auch in dem sanskrit secundairsuffix sāt annehmen“. s. 270. Da der ausfall von v bei āsas (s. oben s. 358) nicht bewiesen ist, so wird er auch hier zweifelhaft bleiben; Benfey vollst. skr.-gramm. s. 244 erklärt sāt als ablativ des pronominalthemas sa. Da auch der davon gebildete locativ sasmin in den veden vorkommt, sāt auch dem griechischen ὥς gleich steht, thut man wohl besser dabei stehen zu bleiben. Dabei möge beiläufig bemerkt werden, dafs neben -sāt auch sā vorkommt (Yv. 11, 80 sarvā tā bhasmasā kuru), worin ich nicht etwa einen instrumental sehe, sondern einen der pāliform gleichstehenden ablativ. Es ist entschieden ein irrthum, alle vedischen formen ohne unterschied als die ältesten anzusehen, wie dies auch Scherer mehrfältig thut; wir haben es mehrfach mit formen verschiedener epochen zu thun, die in einer sammlung beisammen stehen.

An die betrachtung der vier casus, welchen sma dient, reiht Scherer eine solche der casusformen, in welchen bhi als grundform erscheint und man wird seinen entwicklungen, die manches in den verschiedenen indogermanischen sprachen erst in das rechte licht setzen, im ganzen zustimmen können, wenn man auch schwerlich die ansicht von der grundbedeutung des bhi theilen sowie die weitere entwicklung zugeben wird, welche diese wurzel gar in den wurzeln bandh, bhid, bhī wiederfinden will.

Wenn Scherer s. 283 beweisen will, daſs das instrumentalsuffix ā im sanskrit auch im locativ erscheine, so scheinen mir die thatsachen, auf die er sich beruft, nicht dazu zu berechtigen. Er sagt: „der locativ sg. der stämme auf a, ā lautet im veda bisweilen ā, die stämme auf ī, ū scheinen gar keine sing. locativendung anzunehmen, d. h. ihre einstigen locative jā, vā wurden contrahirt“.

Es wäre erstens gegenüber der gewaltigen zahl der locative auf ē von a-stämmen, die kleine zahl von beispielen bei Benfey vollst. skr.-gramm. s. 301 §. 370 I. 1. b, welche das locative ā beweisen sollen; guhā, madhjā, samanā sind adverbia, die sich entschieden ebenso gut als instrumentale fassen lassen, wie es die herausgeber des petersburger wörterbuchs bei den beiden ersten thun; madhjē und guhājām, die wirklichen locative kommen ja oft genug vor. jaǵńā-jaǵńā Sāmav. I. 1. 4. 1 = R. VI, 48, 1 ist unzweifelhafter instrumental, wie schon der parallelismus mit girā in demselben verse ergibt. Ebenso ist in der stelle jaǵńā-jaǵńā va: samaná tuturváṇi: R. I, 168, 1 der instrumental anzunehmen: „mit jedem opfer tritt alsbald euer eifer ein“. vasantā für vasantē gibt der scholiast zu Pā. VII, 1. 39 (vasantā jaǵeta). Es findet sich öfter in der sprache der brāhmaṇas (Weber theilt mir 10 stellen mit, darunter acht aus dem Kāṭhakam) und ist mehrmals mit locativen (prāvṛši, grīšmē, çaradi) verbunden, so daſs die locativbedeutung nicht zweifelhaft sein kann; aber auch hier wie bei jaǵńā wird die bedeutung des socialis „mit dem frühling“ = „im frühling“ die ursprüngliche sein und die alte form auf ā wurde dann neben dem locativ auf e auch lo-

cativisch verwandt, nachdem der instrumental seine neue gestalt auf -ena angenommen hatte. Die letztere findet sich (ob zuerst?) Yagurv. 21, 23. — rasā (Sā. II. 6. 3. 16. 1 = Rv. VIII. 72. 13 Müll.) nimmt Benfey für rasājām, während Sājana es durch rasē (also von rasa m.) also wie jagñā, vasantā erklärt. Der instrumental wäre auch hier wohl denkbar, obwohl die gewöhnliche construction den locativ erfordert. — Was aber die stämme auf ī und ū betrifft, so zeigen wenigstens die letzteren allerdings mehrfach eine locativendung, aber nicht das spätere ām sondern i, so tanvi, kamvi und aus denen erklären sich die daneben stehenden tanū, kamū (man berücksichtige namentlich die formen mit aus ū entwickeltem uv wie tanuvi) grade wie sānau aus sānavi. Bei den ī-stämmen konnte natürlich durch antritt des i aus älterem *iji ebenso nur ī hervorgehen.

Scherer fährt fort: „Man findet ferner den locativ nābhā vom stamme nābhi, und aus einem solchen ā, das sich an die stelle des stammvokals setzte, ist meiner überzeugung nach auch das skr. āu im locativ der i-stämme hervorgegangen“. Nicht blos nābhi, sondern zahlreiche andere stämme auf i zeigen diesen locativ auf ā, wie ūrmā, nēmadhitā, çātātā, svaršātā (Bf. vollst. skrgr. s. 302 anm. 3), sarvatātā, devatātā, jōnā, agnā u. s. w. Daſs aber ā aus āu hervorgegangen, nicht āu aus ā, machen doch wohl die oben (s. 361) schon angeführten višnavi, sūnavi unzweifelhaft. Die i-stämme hätten analog ūrmaji, jōnaji bilden müssen und da mag, wie in der declination aller u- und i-stämme im deutschen sowohl als im sanskrit frühzeitig eine vermischung eingetreten sein und dann aus ūrmavi, jōnavi, ūrmāu, jōnāu und ūrmā, jōnā wie bei den u-stämmen sich entwickelt haben. So ist auch wohl das nebeneinanderstehen der gleichbedeutigen stämme ijant, īvant, kijant, kīvant aus dem wechsel von j mit v zu erklären, worauf wie häufig vor v verlängerung des vokals eintrat.

Im anschluſs an den so vermeintlich von ihm gefundenen locativ auf ā erkennt dann Scherer (s. 284) auch in den formen wie çivājām, nadjām, vadhvām locative auf ā,

die nur durch das antreten der partikel am weitergebildet sind. Wir können, da wir die grundform nicht zugeben, auch diese auffassung nicht theilen, und ohne hier eine andre erklärung aufstellen zu wollen, erinnern wir nur an die scholien zu Pāṇini (vārtika zu Pā. VII, 1. 39 bei Böhtlingk II, 310), wo es heifst: dhuri dakšinājās (R. I, 164, 9) dakšinājām iti loke. Ob diese erklärung richtig ist, lassen wir dahingestellt; es genügt hier, dafs die indische grammatik den genitiv-ablativ als locativ glaubte auffassen zu dürfen. Man vergleiche übrigens z. gen. loc. açtvaithjāo, açtvaithjō und den locativ der u-stämme bei Spiegel s. 141.

Die im folgenden angeführten zendischen locative der i-stämme auf ā, a, o und der u-stämme auf a, ō, vō sind, wie Spiegel bei der declination dieser stämme gezeigt hat, blofse verstümmelungen der zum theil noch daneben stehenden ursprünglichen formen (Spiegel gr. 132. 141).

Dafs übrigens der instrumental auch locativbeziehungen ausdrücken könne, wollen wir durchaus nicht läugnen, vgl. auch Spiegel s. 133; sein gebrauch als socialis mufste schon von selbst dazu führen; nur dafs im sanskrit, wie es uns vorliegt, der locativ mit einer ursprünglichen endung auf ā oder a sich finde, bestreiten wir *). Wenn auf s. 285 lat. ac vermuthungsweise („gleichsam ā ka") zur skr. partikel ā gezogen wird, so müfste dann atque davon getrennt werden, wozu sich kaum jemand verstehen möchte.

Das locativsuffix i leitet Scherer von der enclitischen skr. partikel ī, īm ab. Diese ist freilich ihrer bildung und bedeutung nach etwas unfafsbar, aber eine lokale bedeutung könnte man ihr ja wohl bei ihrem vermuthlichen zusammenhang mit dem pronominalstamm i zuschreiben. Da in den veden und im zend neben der locativendung i auch ī vor-

---

*) Diese anzeige war bereits zum druck fertig, als mir das letzte heft des XXII. bandes der zeitschrift der deutschen morgenländischen gesellschaft zuging, in welchem Bollensen s. 617 ff. bei den a, i, u-stämmen das zusammenfallen von locativ und instrumental im veda behauptet und ferner antritt von ā zur bezeichnung beider casus nachzuweisen sucht. Mir scheint auch diese ansicht nicht haltbar, doch würde eine ins einzelne gehende prüfung hier zu weit führen; nur das sei bemerkt, dafs man in den meisten der letztgenannten fälle, die B. aufführt, mit der instrumentalbedeutung vollständig ausreicht und dafs sie in mehreren absolut nothwendig ist.

kommt (wenn auch in den veden sehr selten, dhmātarī, ētarī, kartarī, vaktarī, sarasī), so könnten diese locative sich aus dem antreten der partikel erklären lassen. Weiter können wir aber dem verfasser nicht folgen. Denn wenn er nun gleich als älteste form im ansetzen möchte, so steht dem doch das überlieferte īm entgegen und wenn dies im nun gar in tasmin u. s. w. stecken soll, so wäre aus den lautgesetzen erst zu beweisen, daſs sanskrit auslautendes m in n übergehen könne. Auſserdem bliebe auch immer noch das sogenannte euphonische s nach tasmin u. s. w. vor t zu erwägen, das in analogen fällen auf ursprünglich auslautendes ns oder nt hinweist (āsans tatra, asmāns tatra). Schlieſslich wird die vermuthung ausgesprochen, daſs im neutral- oder accusativbildung vom pronominalstamm i sei; uns liegt nur kein im vor. Ueber die bildung von īm aber gehen die ansichten noch sehr auseinander: Rosen zu Rv. I, 4, 7 läſst es aus imam entstehen, Bopp vergl. gr.[1] s. 522 anm. und Lassen anthol.[1] s. 137 lassen es aus ijam contrahirt oder aus dem accusativ *im durch verlängerung entstanden sein. Jedenfalls scheint es wie auch im zend (Spiegel 375) noch mehrfach als accusativ des masculini aufzutreten und daſs es auch (vgl. zend īm) den nominativ des fem. vertreten könne, ist wohl daraus abzunehmen, daſs es R. VII, 66, 8 aus metrischen gründen zweimal einsilbig, also doch wohl īm zu lesen ist.

Ueber die zendische locativform ja, die litauische je zu entscheiden ist schwer; die femininformen auf -taitja könnten verkürzungen des oben erwähnten gen. loc. jāo sein; Spiegel s. 116 sagt: „Einige male scheint jedoch auch die vollere endung ja statt i vorzukommen“, vergl. s. 151. Schleicher sagt über das lit. je comp. 569: „Die stämme auf u und i und die feminina auf ā (10) haben die endung -je, die vielleicht zu skr. -j-ām zu stellen ist, aber auch eben sowohl anderen ursprungs sein kann“. Läugnen läſst sich nicht, daſs wenn die endung ja des zend durch die wenigen beispiele vollkommen sicher gestellt wäre, sie die beste erklärung für den goth. dativ gibai aus gibā-ja liefern würde.

Der vokativ der feminina auf ā im sanskrit, welcher bekanntlich auf ē ausgeht, soll mit der interjection i oder ī zusammengesetzt sein (s. 288); aber diese ist bis jetzt blos aus lexikalischen und grammatischen schriften überliefert, kann also möglicher weise, eine sehr späte onomatopoetische bildung sein, so dafs sie zur erklärung so alter formen nicht herbeigezogen werden darf. Aufserdem wäre es doch sonderbar, dafs nur die feminina auf ā mit solcher „herbei" („da" würde jedenfalls passender sein, weil allgemeiner) bedeutenden partikel angerufen würden, während die übrigen feminina auf langen stammvokal im vocativ verkürzung ohne antretendes i zeigen und auch kurzvokalische stämme aller genera zwar guṇa annehmen, aber von der interjection frei bleiben. Dafs ein mechanischer lautwechsel von ā in ē stattgefunden, ist daher immer noch die wahrscheinlichere erklärung, zumal da vedisch auch das noch schwächere a in einigen fällen daneben steht.

Auch die vereinbarkeit des gothischen sái, ahd. sē mit dem imperativ goth. saíhv, ahd. sih wird s. 288 bestritten, da sie den lautgesetzen widerstreben, „am nächsten bietet sich gleichfalls ein pronominalstamm sa, etwa im locativ auf ī, im sinne von „da". Vergl. Pott präpos. s. 414". Der verfasser nimmt freilich diese erklärung s. 475 wieder zurück, da auch sie den lautgesetzen widerspreche, aber die zunächst liegende, wenn man das durch sai übersetzte ἰδού vergleicht, will er doch nicht anerkennen! Dem niederdeutschen sē mål steht sich mål zur seite, letzteres besonders zum ausdruck der verwunderung, ähnlich scheiden schon die alten sprachen vom gothischen abwärts (gramm. III, 246), so dafs man doch wohl eine ausnahme von den lautgesetzen wird statuiren müssen. — Wir bemerken übrigens, dafs sich das citat aus Pott wohl nur auf das „da" beziehen soll, denn auf derselben seite sagt Pott: „ahd. se-nu tho, ecce eig. sieh nun jetzt".

Nachdem der verfasser so für die interjectionen a, ā und i, ī die bedeutung „herbei" gefunden hat, wendet er sich zum zend, wo sich die interj. āi (in der bedeutung o! Spiegel s. 225) und die präposition āi „zu" finden, und da die

vedischen infinitive auf -tavai einen accent auf der wurzel und auf der endung zeigen, so erscheint es ihm unzweifelhaft, dafs das dativsuffix da her seinen ursprung habe (s. 289). Nur in der voraussetzung, dafs die interjection ursprünglich gleich der präposition gewesen wäre und dasselbe wie diese bedeutet hätte, könnte diese doch hierher gehören; bei anrufung der guten wesen, die um ihre hülfe angefleht werden, könnte das wohl passen, wie aber ist es, wenn auch die bösen, wie Aḡro Mainjus (Vd. 19, 32) damit angerufen werden? Doch lassen wir die interjection! Wenden wir uns zur präposition, die ja mit ihrem sinne, vergleichbar dem frz. à, dem engl. to, eine sehr passende bedeutung für den dativ gäbe, so ist ihre existenz nur in einem falle (eigentlich in zweien Vend. III, 14. 78, von denen aber der eine aus dem andern geflossen scheint) nachweisbar, also immerhin etwas zweifelhaft. Spiegel führt sie, soviel ich sehe, gar nicht an, Justi setzt hinzu „vgl. aiti?". Eine nähere betrachtung der stelle (sie lautet „jaṭ vā anāpem āi āpem kerenaoiti jaṭ vā āpem āi anāpem kerenaoiti Oder wer trocknes (land) mit wasser versieht (wörtl. zu wasser macht) oder wer wasser zu trocknem (lande) macht)" zeigt, dafs sie nicht eben geeignet ist, die dativnatur des āi sehr klar zu machen, da andre verwandte sprachen für diesen fall den accusativ verwenden. Dabei möge die von Justi angedeutete möglichkeit der unursprünglichkeit von āi doch auch nicht ganz unberücksichtigt bleiben. Wenn nun auf dies einmal vorkommende āi hin daraus der zweite accent auf den infinitivformen -tavāi erklärt wird, so hat das auf den ersten blick scheinbar viel ansprechendes, berücksichtigt man aber, dafs nach dieser infinitivform auch die partikel u häufig eintritt, so wird die erklärung Benfey's, welcher (kl. skrgr. s. 235 §. 402 III. 1) die form aus pátave hí erklärt, allen anspruch des vorzuges verdienen, sobald man nur nicht pātave, sondern pátavai hí als ursprüngliche form ansetzt; jedenfalls kann der verlust des h kein bedenken machen, da er auch aus dem instr. plur. auf āis unzweifelhaft (wovon unten mehr) hervorgeht. Dagegen wäre es doch, wenn

man Scherer's annahme folgen wollte, sehr auffällig, dafs das bewufstsein des ursprunges von tavai aus tav + āi, welches sich durch das festhalten des doppelten accentes kund geben soll, nicht mindestens auch bei den übrigen dativen auf āi bei den diaskeuasten des Rigv. (denn diese haben ja erst die accente, und nicht selten irrthümlich, gesetzt) noch fortgedauert hat. Und warum sollten denn nur die feminina das āi festgehalten, die masculina und neutra es zu ē geschwächt haben? So ganz unberücksichtigt darf doch auch nicht bleiben, dafs in der nominaldeclination in den brāhmaṇa's die form mit āi als entschiedener genitiv und ablativ neben ās auftritt. Rücksichtlich der entstehung des āi aus ā oder a + i oder ī ist ferner noch zu bemerken, dafs nach sanskritischen lautgesetzen in beiden fällen hätte ē daraus werden müssen, im zend aber entsteht āi aus a + ē z. b. vehrkāi aus vehrkaē, Spiegel gramm. s. 29. Ich will allen diesen bedenken gegenüber nicht verschweigen, dafs die existenz der präposition āi einige unterstützung durch das in den brāhmaṇas nicht seltene ēt, aus ā + it, mit der bedeutung „zu, hinzu" (mit dem accusativ und einem zu ergänzenden verbum der bewegung) erhalten könnte, vgl. B.-R. wtb. I, 582 und Weber ind. studien IX, 249; doch würde skr. ē im zend entweder durch aē (ai) oder ōi vertreten sein müssen.

Der verf. fährt dann fort: „Dafs dann in der regel ai (nämlich skr. ē; das aus a + i entsteht) den dativ bezeichnet, thut nichts zur sache, trifft man doch im veda die themen auf ī (jā) mit der dativendung jē für jāi d. i. jā-ai [doch wohl jā + āi?]. Guṇa und vṛddhi können für die älteste zeit nicht strenge getrennt werden, gleich das ē der feminina auf ā im vokativ [für ā + i oder ā + ī] kann es lehren, nicht minder die medialendungen".

Dagegen ist zu bemerken, dafs das ē in vṛkjē für vṛkjāi u. a. doch nur eine seltene ausnahme und āi durchaus die regel ist; das ē ist in den meisten fällen durch formübertragung aus dem masculinum auf ā entstanden, wie die fälle bei Benfey vollst. skr.-gramm. §. 726 III, 2 klar machen. Was ferner die ausdrücke guṇa und

vṛddhi hier sollen, ist nicht zu verstehen, da es sich um einfache vokalverschmelzung von ā + i handelt.

Die ganze folgende entwicklung von s. 290—294 über āis des instrumentalis geht wieder vom zend aus, es mag daher genügen auf Spiegel gramm. s. 375 zu verweisen, welcher sagt: „Im plural ist āis [nämlich das selbständige pronomen] ziemlich zweifelhaft und wird von der tradition ganz anders gefaſst, doch spricht XLIII. 11 für diese auffassung“, und s. 378, wo er von den partikeln des gāthā-dialekts spricht, sagt er: „Ueber das zweifelhafte āis haben wir schon oben §. 47 gesprochen, die bedeutung ist äuſserst unsicher“. Das ist denn doch wohl keine basis, um darauf weiter zu bauen! Das ganz einzeln stehende nadjāis für nadībhis kann doch auch nichts weiter als eine formübertragung beweisen. Wenn Scherer schlieſslich auf s. 293 sagt: „die jetzt beliebte erklärung müsse nicht nur die verdünnung des labialen reibungsgeräusches zum bloſsen hauch für die urzeit behaupten, sondern auch über die schwierigkeit hinwegsehen, daſs aus a-bhis nach schwund des bh nur ais, nimmermehr āis werden konnte“, so ist doch nicht einzusehen, warum nicht auch schon in der urzeit die verdünnung des labialen reibungsgeräusches zum bloſsen hauch stattgefunden haben solle, wenn man den begriff urzeit nur nicht gleich bis dicht an die eisperiode ausdehnt; hat doch das dentale reibungsgeräusch unzweifelhaft mehrfach ungemein früh eine solche verflüchtigung erfahren, z. b. in der imper. endung hi neben dhi, und wenn sich aus vedischem ēbhis prākr. ēhī entwickelt, warum soll nicht in einer noch früheren zeit āis aus ābhis durch āhis hindurch entstanden sein; wenn asmābhis und juṣmābhis ā vor dem bh zeigen, kann doch dasselbe ursprünglich allen a-stämmen zugekommen sein; in çivēbhis kann ja das ē ebenso wohl schwächung aus älterem ā sein wie in prākr. sivāē aus älterem çivājāi, dem çivājās voranging; çivebhis und çivāis sind eben nur verschiedene entwickelungen aus einer gemeinsamen form çivābhis.

Aus den hypothetischen ansätzen eines mittels reduplication und sma gebildeten pluralis werden dann verschiedene

chronologische folgerungen gezogen, die wir, so lange die hypothesen nicht besser begründet werden, als oben s. 348 ff. 353 gezeigt ist, nicht anerkennen können. Es soll z. b. die deklination der a-stämme älter als die der übrigen sein. Das läſst sich vielleicht, auch wenn man von anderen grundlagen ausgeht, wahrscheinlich machen; daher wollen wir es nicht bestreiten. Wenn der verf. am schluſs sagt: „Ebenso fanden wir im verbum bei den a-stämmen die ältesten flexionsverhältnisse s. 222. 229", so fragt man doch billig, ob das noch ein flexionsverhältniſs zu nennen sei, wenn der bloſse stamm verwandt wird, um z. b. nach des verf.'s ansicht die 2. sg. imper. act. zu bilden; über die zweite älteste flexion nämlich das s. 229 für ursprünglicher als mi gehaltene ā der 1. ps. sg. ist oben s. 324 ff. ausführlich gesprochen und seine existenz bestritten worden.

Das ablativsuffix at, das genitivsuffix as, der nom. sing. des pronomens 3. pers. sa, werden in rein hypothetischer weise auf einen stamm atva, der seinerseits wieder ein superlativstamm für atma sein soll, zurückgeführt. Mit der endung oder vielmehr dem „element" as, das seinem ablativ-genitiv-locativischen sinne nach adverbien z. b. von zahlwörtern dvis, tris, k̇atur (f. k̇aturs, z. k̇athrus) bilde, sollen dann auch, wie der verf. annimmt, die formen skr. avas-, upariš-, paris-, zd. vis, paitis, pairis, altp. abis, patis, griech. ἀμφίς, gr. lat. ἐξ, ex, ἄψ, abs u. s. w. gebildet sein. In der anmerkung dazu werden ansichten anderer über dies s angeführt und auch die zendische form der adverbia auf ša beigebracht, die Windischmann, dem Spiegel folgt, mit griechischen verglichen hat (fraša, apaša, mit πρόσω, πρόσσω und ὀπίσσω u. s. w.). Scherer sagt: „das leuchtet auch mir ein: als grundform des suffixes wäre zunächst svā anzusetzen. Anders Curtius etymologie s. 256". Warum svā anzusetzen wäre, wird nicht gesagt, jedenfalls ist es durch die zendformen nicht wahrscheinlich gemacht. Und soll denn nun die im text stehende erklärung über das -s daneben bestehen bleiben?

Ueber die s. 315 besprochene singularform des zendischen personalpronomens auf bjas (vgl. auch s. 276) ver-

dient doch aufser dem, was Spiegel s. 183 beibringt, auch das s. 369 von ihm beigebrachte berücksichtigt zu werden; jedenfalls steht diese casusendung des zend einmal unter den verwandten sprachen allein, dann vor allen dingen in ihrer erklärung noch nicht unumstöfslich fest.

Auf s. 316 geht Scherer zur behandlung des nominativs über und sagt: „Es gibt für den nominativ dreierlei bezeichnungsweisen: erstens vokalverstärkung des bildungssuffixes, zum theil mit veränderung des thema's; zweitens beigefügtes ám; drittens anhängung von s".

„Unbezeichnet bleibt der nominativ im plural; im neutrum, gleichviel ob es mit einem neutralzeichen (d, m) versehen sei oder nicht; im femininum auf ā, ī (jā), ū (vā), in den pronominalsuffixen ma, tva des verbums, sofern ist als subjecte anzusehen. Aufserdem im demonstrativum sa. Das zend regelmäfsig und das sanskrit in gewissen fällen verwenden zwar allerdings die grundform sas, aber dem gewöhnlichen skr. sa entspricht goth. sa, griech. ὁ, im gāthādialekt einmaliges hé (vgl. ké, jé) u. s. w."

Wenn Scherer hier sagt, dafs der nominativ im plural unbezeichnet bleibe, so ist oben s. 352 ff. zu 260 ff. schon gezeigt worden, dafs er die meisten seiner pluralformen nur am nominativ nachgewiesen hat, es bleibt also viel wahrscheinlicher, dafs sie bezeichnungen des nominativs und des pluralis zugleich enthalten. Ferner ist die allgemeine fassung, dafs der nom. im fem. auf ā, ī, ū unbezeichnet bleibe, da doch damit wohl der sing. gemeint ist, ungenau, denn das lateinische zeigt ja in der 5. decl. noch ein iēs für altes iās auf. Darauf dafs feminina auf ā in compositis im skr. nom. sing. auch s zeigen, will ich kein gewicht legen, da dasselbe aus dem masculinum eingedrungen sein könnte (vergl. das paradigma bei Benfey kl. skr.-gramm. §. 487), aber auch gnā zeigt es vedisch und die einsilbigen stämme der feminina auf ī, ū im sanskrit zeigen es ja ebenfalls, vedisch auch mehrere mehrsilbigen (vgl. Benfey a. a. o. §. 497). Solche thatsachen darf man doch nicht mit stillschweigen übergehen! Und das pronomen sa soll auch zu den unbezeichneten nominativen ge-

hören? trotz des sas padīšṭa, sas tava und ähnlicher formeln und trotz des sō und z. hō? Und zeigt denn nicht auch das griechische noch das alte ς in ἦ δ' ὅς und weist nicht das o in ὁ, welches ja aus a im auslaut ε geworden sein müfste, darauf hin, dafs das ς noch lange bestanden haben mufs, als die griechischen auslautgesetze bereits festigkeit erlangt hatten? Und diese ältesten formen sas, sō, hō (haçkit), ὅς, die uns in sprachdenkmälern, die zum theil mindestens tausend jahre älter sind als die gothischen, überliefert sind, die sollen wegen des übereinstimmenden skr. sa, goth. sa, griech. ὁ für nichts gelten in der sprachlichen entwicklung? Und das einmalige hé im gāthādialect (bei Justi unter ta finden sich noch ein paar beispiele), soll denn das auch für die ursprünglichkeit des einfachen sa zeugen, trotzdem dieser vokal é doch aller wahrscheinlichkeit aus ursprünglichem ā hervorgegangen ist (vergl. Spiegel §. 18)? So findet sich ja auch im vedischen sanskrit noch einmal sā für sa oder sas R. I, 145. 1 (vgl. Bollensen zeitschr. d. d. morgenl. ges. XXII, 638).

Nach dieser auseinandersetzung über unbezeichnete nominative wendet sich Scherer dann zu den bezeichneten und zwar zuerst zu denen, welche vokalverstärkung des bildungssuffixes zeigen. Er nimmt diese art des nominativausdrucks in mehreren fällen an, „in denen man unberechtigt einstiges s und verschiedene andre consonanten abfallen zu lassen pflegt. Man legt sich die lautgesetze der ursprache nach willkührlichen hypothesen zurecht". Auf diese weise sollen rāǵā, pitā, balavān, durmanās gebildet sein.

Was hier zunächst die willkührlichen hypothesen betrifft, nach denen man sich die ursprache zurechtlegen soll, so verweisen wir auf das, was wir oben s. 340ff. über sein gesetz, welches das a bedroht (s. 216), gesagt haben und könnten fast hier schon zu der vermuthung kommen, wenn dem verf. jenes als gesetz, dies als hypothese erscheint, so stelle sich das vielleicht nur in dem geiste des verf.'s so dar, während in der wirklichkeit die sache sich

umgekehrt verhalte. Doch wir wollen die weitere darstellung des verfassers prüfen.

Er sagt: „Zu dûrmanās stimmt, abgesehen vom accent, griech. δυσμενής genau". Soll das für seine auffassung sprechen? Doch wohl nicht, denn eben darauf stützt sich ja auch die entgegenstehende.

Ferner heifst es bei dem nominativ-ā von stämmen auf -an, dafs mit ihm „im lateinischen gleichfalls ā (homō) correspondire". Hier tritt dieselbe falsche auffassung des auslautenden (aus a oder ā + nasal hervorgegangenen) ō hervor, die wir schon bei der 1. sg. praes. kennen gelernt haben (s. 327). Das ā soll nun symbolische vokalverstärkung eines stammes auf -a statt -an sein, wie er auch im nom. acc. sing. der neutra (vartma) und vor consonantisch anlautenden casusendungen sowie als zweites glied der composita hervortrete.

Es werden also zwei verschiedene stämme in der declination dieser wörter angenommen, aus denen sich die flexion zusammensetzen soll, der eine mit, der andre ohne nasal, rāǵan und rāǵa, aus letzterem entsteht durch symbolik rāǵā als nominativ, sowie rāǵabhjas u. s. w. Der verf. sagt das auch noch an einem andern orte, nämlich s. 428, wo er das auftreten dieser doppelstämme im germanischen bespricht und sagt: „in der regel tritt vor m ein a-stamm für den an-stamm ein wie im sanskrit: hanam grundf. hana-bhjas wie skr. rāǵa-bhjas". Wie gut es doch manchmal ist, wenn man blos das paradigma befragt! rāǵa, als a-stamm, müfste ja rāǵēbhjas bilden und so bildet er ja wirklich als zweites glied eines compositi! Es wird doch also für rāǵa-bhjas dabei bleiben müssen, dafs es, wie das auch immer geschehen sein möge, vom thema rāǵan stamme, dafs dagegen mahārāǵebhjas von mahārāǵa gebildet sei. Wenn man aber wirklich, wie Scherer will, zwei so geschiedene stämme annehmen könnte, dann müfste ja noch ein dritter in rāǵñ-e und ein vierter in rāǵān-am angenommen werden. Will das Scherer wirklich annehmen, glaubt er, dafs nāmn-as und das aus dem metrum der veden sicher erschliefsbare nāmanas (vgl. no-

minis, goth. namins) von zwei verschiedenen themen abgeleitet sind? Wir glauben es kaum. Selbst wenn man also zugeben wollte, daſs die an-stämme das nominativ-s nie gehabt hätten, so würde doch wenigstens die symbolische vokalverstärkung höchst problematisch bleiben und ersatzdehnung für ausfall des n die viel natürlichere annahme sein.

Scherer fährt fort: „Gegenüber bálavān bezeugen die griechischen adjectiva auf όεις den nom. auf -vants, also eine nebenform mit s". Also die annahme ist: in alter zeit bestanden von diesen stämmen zwei nominative, ein symbolischer und ein unsymbolischer balavānt und balavants. Fiel ihm denn nicht ein, daſs das freilich im paradigma stehende balavān doch oft genug vor dental oder palatal mit dem zischlaut erscheine (balavāṅs tatra, balavāṅç ka) und daſs diese zischlaute sich fast ausnahmslos als reste älterer flexionen erweisen? Hier war also das alte nominativ-s gerettet. Und daneben doch die vokalverstärkung? wird Scherer einwenden. Kann sie anderen grund haben als ersatzdehnung für den ausfall des t zu sein? Oder wäre das ω von τύπτων auch blos symbolische steigerung, während in διδούς die sigmatische form hervorträte und müſste man für jenes einen nebenstamm τυπτον ansetzen? Unter allen umständen behalten wir in balavāns die beiden angeblichen bildungsmittel des nominativs, vokalverstärkung und s, von denen doch eins jedenfalls überflüssig wäre.

Von den stämmen auf tar sagt Sch. endlich, daſs er sie oben s. 96 noch falsch beurtheilt habe und schlieſslich, daſs sie noch nicht völlig aufgeklärt seien; um so mehr können wir uns wohl einstweilen bei der bisherigen annahme beruhigen.

Aber selbst wenn man von allen diesen gründen absehen wollte, so erhält die „willkührliche hypothese" von der vokalverlängerung nach weggefallenen consonanten doch auch noch von anderer seite her eine glänzende unterstützung. Es sind dies einige vedische aoristformen der 2. und 3. sing., die den vollen beweis liefern, daſs die bis-

herige ansicht in ihrem rechte ist. Sie gehören der fünften bildung bei Bopp (der ersten bei Benfey) an und sind von consonantisch auslautenden wurzeln gebildet, während das spätere sanskrit diese aoriste nur bei vokalisch auslautenden bewahrt hat. In der 2. und 3. sg. act. trat nun hier der fall ein, dafs die personalkennzeichen unmittelbar an den auslautenden consonanten treten mufsten und dafs dies einst, als die späteren auslautgesetze des sanskrit noch nicht zu voller geltung gekommen waren, wirklich geschehen sei, beweist das aus jener periode noch übrig gebliebene dart, 3. sg. aor. von wz. dar. (R. VI, 27, 5). Als aber die sanskritischen auslautgesetze zur ausbildung kamen, mufsten s und t abfallen und nun trat verlängerung des wurzelvokals ein, als deutliches zeichen wirklicher ersatzdehnung. Ich lasse einige beispiele folgen:

wz. kšar: „somo akšā: (padatext: akšār iti) der soma strömte" für akšart. R. X, 89, 7. IX, 107, 9. Vergl. Nir. V, 3 und dazu Roth erl. s. 54.

wz. tsar: „lōpáça: sīhám pratjánkam atsā: — der fuchs beschlich den löwen von hinten". R. X, 28, 4.

wz. bhar: „mātéva putrám pṛthiví purīšjàm agnī́ své jónāv abhār ukhā wie die mutter erde den sohn purīšja, so trug die schüssel den Agni in ihrem schoofs". Vāǵ. S. 12, 61, vgl. R. X, 20, 10. Dazu 1. sg. ābharam: „jamád ahā́ vāivasvatát subándhōr mána ábharam Von Yama, Vivasvats sohn, brachte ich des Subandhu geist herbei". R. X, 60, 10.

wz. sṛǵ, sarǵ: „prá bāhú asrāk savitá sávīmani, Savitar streckte die arme aus beim schaffen" und: „prásrāk bāhú bhúvanasja praǵābhja: — er streckte die arme aus für die geschöpfe der welt". R. IV, 53, 3. 4. Vgl. dazu 3. sg. pass. asarǵi.

wz. dṛç, darç: „tasmād āḱakšāṇam āhur adrāg iti sa jadj adarçam itj āhā 'thā 'sja çraddadhati — deshalb sagen sie zu einem der etwas berichtet: „„sahst du es"" und wenn er sagt: „„ich sah es"", so glauben sie ihm". Ait. Br. I, 6. — „ḱákšur vāi satjám | adrā 3 g ítj āha | ádarçam íti | tát satjám — das auge (sieht) ja die wahr-

heit; „„sahst du es““ sagt man. „„Ich sah es““. Darum (ists) die wahrheit. Taitt. Br. I, 1, 4, 2.

wz. pṛḱh, praḱh: „ákšētravit kšētravídā hj áprāṭ der ortsunkundige fragt den ortskundigen“. R. X, 32, 7.

wz. krand: hinvānó váḱam išjasi pávamāna vídharmaṇi | ákrān devó ná súrja: — getrieben lässest du die stimme ertönen, du der sich läuternde rauschest in dem gefäfs (vidharman) wie der göttliche Sūrja“. R. IX, 64, 9 vgl. ebend. 69, 3 und 97, 40. Daneben steht akran ohne verlängerung, wie dar neben dart, ebenso nur abibhar im imperf. u. s. w. Von wz. kar findet sich neben akar auch akat im Çatapatha Brāhmaṇa, vergl. das petersb. wb. s. v., von wz. varǵ findet sich vark, parāvark vergl. auch Pā. II, 4, 80 und Comment. s. 107.

wz. jam: „súrjaraçmir hárikeça: purástāt savitá ǵjótir úd ajāñ ágasram — der sonnenstrahlige, goldhaarige Savitar brachte im osten das ewige licht herauf“. R. X, 139, 1. „tán no mahā́ñ úd ajān devó aktúbhi: — das brachte uns der grofse gott (Savitar) mit strahlen herauf“. R. IV, 53, 1, Von demselben aorist stammen auch der imper. jandhi, jantam, janta und der conjunctiv: jaman.

wz. vah: „tvám agna īḷitó ǵātavedó 'vāḍ ḍhavjáni surabhíṇi kṛtví du gepriesener Agni G'ātavedas führtest die opfer, sie duftig machend“. R. X, 15, 12.

Auch das mehrfach vorkommende ārāik (w. riḱ) R. I, 113, 1. 2. III, 31, 2, zu dem die entsprechende 2. sg. aor. ātm. rikthās lautet, R. III, 6, 2 gehört dieser bildung an, sowie das häufig erscheinende adjāut (w. djut) und māuk (w. muḱ): „jo 'smān dvēšṭi jā ḱa vajā dvišmas tam ato mā māuk — wer uns hafst und wen wir hassen, den löse nicht von dort“. Vāǵ. S. I, 25. Ueber die bildung vergl. noch Pā. VII, 2, 97 und VIII, 2, 62. Bopp skr.-gramm. 374 b, Benfey vollst. skr.-gramm. §. 840.

Hier sehen wir also in akšār, atsār, abhār, asrāk, adrāk, aprāṭ, akrān, ajā, arāik, avāṭ, adjāut, amāuk für akšart, atsart, abhart, asrakt, adraks, aprakt, akrands, ajamt, avahs, arēḱs, adjōtt, amōkt die vokalverlängerung als ersatz für den abgefallenen schlufsconsonanten eintre-

ten, denn wenn man auch mit Scherer, was unten noch weiter zu besprechen sein wird, die dritten personen als ursprünglich flexionslose ansehen wollte, so haben wir doch an adrāk, akrān, avāṭ, arāik die 2. ps. sing., bei der Scherer selbst das s als ursprüngliches personalkennzeichen ansieht und diese sind von um so gröſserer bedeutung als sie mit der nominativbildung auf s bei consonantischen stämmen in vollständiger analogie stehen. Von einer symbolischen vokalverlängerung aber, um damit verschiedene personen am verbum zu bezeichnen, wird doch hier unter allen umständen nicht die rede sein können. Wenn aber Scherer, wie wir oben anführten, in bezug auf die annahme der vokalverlängerung als ersatzdehnung sagte, daſs man sich die lautgesetze der ursprache nach willkührlichen hypothesen zurecht lege, so fragen wir, ob er diesen grundsatz überhaupt etwa nicht anerkennen will? Wie erklärt er dann z. b. das ā von punā ramate für punar ramate, das ī von ravī ramate für ravir ramate u. s. w.? Ist das nicht ganz analog dem falle, daſs aus durmanass (etwa mit der durchgangsstufe durmana:s) durmanās wurde? Und weisen nicht zahlreiche vedische auslaute wie -mā der 1. ps. plur. und anderes auf gleichen ursprung? Beruhen nicht die aor. pass. wie alābhi neben alambhi, abhāǵi neben abhanji auf demselben vorgange? Vor allen dingen darf man aber nicht übersehen, daſs diese lautregel kein durchgreifendes gesetz geworden ist, darum sehen wir neben akrān noch akran, neben abhār noch abibhar und ebenso sehen wir bei stämmen auf -ant tudan, bṛhan neben balavān, mahān und *τύπτων*, *τιθείς*, *διδούς*, *σιγαλόεις* neben balavāns, ebenso im griechischen *ποιμέσι* für **ποιμενσι* neben *ποιμήν*, im skr. rāǵasu neben rāǵā und ähnliches. Ein, wie ich meine, recht überzeugendes beispiel dieser doppelten art der bildung bei einer und derselben wurzel sind das masc. nom. sing. avajās von ava + jaǵ und msc. nom. sing. upajaḍ von upa + jaǵ, vgl. das petersb. wb. s. vv. und die dazu citirten stellen aus Pānini. So lange daher der verf. nicht beweist, daſs es überhaupt keine ersatzdehnung gebe, werden wir unsrerseits seine

annahme von der nominativbildung durch bloſse vokalverstärkung des bildungssuffixes als eine willkührliche hypothese ansehen müssen.

Doch dürfen wir zum schluſs eine ansicht nicht mit stillschweigen übergehen, mit der Scherer unsere ansicht über die obige aoristbildung vielleicht zu widerlegen suchen möchte. Es ist dies die von Benfey, orient und occident III, 248 f., ausgesprochene ansicht über die bildung der in rede stehenden zweiten und dritten personen sing. aor. Benfey nimmt an, daſs sie, wie abhāršīt aus abhar+āsīt entstand, so abhār für abhārs, abhārt aus 2. sg. ās für āss, 3. sg. ās für āst (diese alterthümliche form ās 3. sg. findet sich bekanntlich noch in einigen vedischen stellen, vgl. petersb. wb. s. v.) gebildet seien, daſs sie also nur ältere bildungsweisen zu der gemeinsamen 1. sg. abhāršam, mit einem worte sigmatische aoriste seien. Dagegen sprechen nun aber jene beiden oben angeführten stellen der brāhmaṇas, in denen adarçam augenscheinlich als die 1. sg. desselben aorists erscheint, ebenso wie das oben angeführte ābharam, ferner der ganz analog gebildete aor. pass. med. adarçi u. s. w., von dem noch unten zu reden sein wird, endlich auch die conjunctivformen ohne s, die neben dem indicativ ohne s stehen, wie 1. sing. darçam (mō sma tvā nagnā darçam Çat. br. II, 5. 1. 1 *)), 2. sg. jamas, 3. plur. jaman (Sā. II, 4, 1, 16, 2. R. VII, 69, 6. III, 45, 1), neben denen die formen vom sigmatischen aorist wie jāsat u. s. w. stehen, welche zu dem indic. act. ajāsīt, med. ajāsta gehören.

Scherer wendet sich s. 319 ff. zum nominativ- oder subjectivzeichen -s der masculina und feminina und sagt: „Es muſs dem todten neutrum gegenüber das lebendige bezeichnen". Und dies leben findet er deutlich ausgedrückt im demonstrativ asāú, welches er für identisch erklärt mit dem locativ ásāu von ásu „lebenshauch, leben". „Wie wenn einst, fährt er fort, dies ásāu „im leben" d. h. „im

---

*) Doch könnte darçam auch indicativ sein, da auch dieser nach mā folgt.

leben befindlich, lebendig" den wörtern, die wir jetzt mit nominativ-s finden, anstatt des -s nachfolgte?" Also es wird angenommen, dafs es eine zeit gegeben haben könne, wo man sagte putra asāu sohn + lebendig statt des späteren putras der sohn. Wer aber den gewöhnlichen gebrauch des asāú kennt, wird sagen, das bedeute ja wohl grade das gegentheil, da asáu im gegensatz zu ajam, ijam, dieser welt hier, die jenseitige, den himmel, und alles was ihr angehört bezeichnet, asāu lokas, asāu ādítjas, amī je ṛkšās jene welt, jene sonne, jene sterne, folglich müsse putra asāu wohl den todten und nicht den lebendigen sohn bezeichnet haben. Und dies asāu, welches einst so gewaltigen umfang gehabt, dafs es vor dem -s alles lebendige im nominativ bezeichnete, das sollten nur die arischen sprachen bewahrt haben, in allen übrigen sollte es spurlos verschwunden sein? Doch wir wollen vom pronomen asāú absehen, obwohl wenn, wie Scherer vermuthet, in ihm die lösung des räthsels vom ursprung des -s stecken soll, doch wohl angenommen werden mufs, er halte sie beide für ursprünglich identisch und nehme nur an, dafs sie später durch den accent differenzirt seien (s. 321). Wir wollen annehmen, ásāu habe ursprünglich nur im leben bedeutet und sei masculinis und femininis nachgefolgt, das pronomen asāú sei erst auf arischem boden daraus entwickelt, obwohl es schwer wird zu begreifen, wie die sprache vom begriffe „im leben" zu dem von „jener, jene" fortgeschritten sei, wie kam nun aber die sprache dazu an stelle des asāu -s zu setzen? Folgendermafsen: asu kommt einem nomen actionis von wz. as „verweilen, existiren, sein" gleich, jede nackte wurzel kann als nomen actionis flectirt werden, neben ásāu war daher ein gleichbedeutender locativ asa möglich. „Aus dem letzteren kann in ansehung der laute das nominativ-s sehr wohl entstanden sein: mit aphärese sa und nach geschehener verschmelzung verlust des a der letzten silbe. Die bedeutung stimmt, wie es scheint, ganz genau. Grade der begriff eines lebens höherer art bildet sich in asu und seinem derivat asura allmählich immer mehr heraus, einerseits im zend der herr,

der höchste herr, andrerseits im sanskrit die geister, die götter, der höchste himmelsgeist. Spiegel beitr. IV, 326".

Also: „die bedeutung stimmt, wie es scheint, ganz genau". Doch die von asāu und asa, fragen wir? Wie wäre es möglich, daſs sie nicht stimmten, wenn sie der verfasser erst zu seinem zwecke macht!? Daſs ein nomen actionis von as so schlechthin leben bedeuten könnte, wenn es sich gebildet hätte, werden freilich andere bezweifeln, und daſs asu geeignet sei, das sinnliche leben zu bezeichnen, ebenso, wenn sie sich an R. X, 15, 1 erinnern, wo von den vätern gesagt ist, asū ja ījus „die ins geisterleben gingen".

„Aber damit ist noch nicht alles erklärt. Wie kommt der determinative locativ in den nominativ eines demonstrativums."

Neben dem pronominalstamm sa, sagt Scherer, scheint die nebenform as existirt zu haben. Die lichtspuren dieses scheins sollen in der lateinischen conjunction ast sowie in lat. iste und seinen verwandten auftreten. Daraus wird auf einen nominativ asá geschlossen (der seinerseits erst wieder aus atva entstanden sein soll s. 312): „Dies asá, glaube ich, vermischte sich im sprachgefühl mit dem determinativen locativ von wz. as. Im locativ asá wie im locativ ásāu wurde nur mehr ein pronomen empfunden, demgemäſs wohl asāú nach dem muster von asá accentuirt, und dem sa, sā sowie dem asāú nach maaſsgabe der determinativa vorzugsweise (nicht ausschlieſslich was den stamm sa betrifft) der nominativ masculini und feminini als provinz zugewiesen: wenn auch damit für die stämme sa und as nicht der anderweitige gebrauch abgeschnitten war".

Also nachdem zwischen asá er und asá im leben vermischung im sprachgefühl eingetreten war und in asá im leben nur noch ein pronomen empfunden wurde, trat der wandel zu sa, s ein. Vermischung des sprachgefühls konnte doch aber nur eintreten, wenn die eine dieser formen ihren begriff verloren hatte, das soll „asá im leben" gewesen sein, in der man nur noch das pronomen „asá

er" empfand, folglich war doch der begriff „im leben" daraus entwichen, es konnte also nicht mehr geeignet sein, das lebendige auszudrücken, wie doch Scherer beweisen wollte.

Auf grund solcher problematischen locativ-nominative werden dann die formen der sogenannten achten pluralform, in welcher der stamm ganz unverändert bleibt, ebenfalls als alte locative erklärt. Aber nur bei den stämmen auf an fehlt ja das locativzeichen oft in den veden und sie lauten auf n aus, aber nicht die auf as auch auf blofses s. Aufserdem lautet ja aber der nom. acc. plur. der neutr. an-stämme weder vedisch noch im klassischen sanskrit auf an aus, sondern dort auf a (auch ā), hier auf āni, was auch die veden oft zeigen. Was aber die neutra auf as betrifft, so ist bei ihnen flexionslosigkeit eine ganz vereinzelte und seltene erscheinung, für die Scherer (nach Benfey kl. skr.-gramm. s. 306) die beispiele duvas und ūdhas angegeben hatte (s. 266). Nun findet sich duva: allerdings flexionslos R. I, 34, 14: sánti káṇvešu vo dúva:, also das verbum im plural beim neutrum im singular, ganz wie sich im zend bei collectiven oft dieselbe erscheinung zeigt, Spiegel gramm. §. 319 s. 327 f.*). Ebenso erscheint R. I, 64, 5 neben dem singularen ūdhar das adjectiv divjāni im plural, aber in derselben weise wird öfter bei verbundenen adjectiven und substantiven die flexion nur an einem derselben ausgedrückt**). Man kann also hier nicht von flexionslosen pluralen reden und am allerwenigsten von locativ-nominativen. Denn wenn Scherer auch an raǵas, was nach Benfey vollst. skr.-gramm. s. 301 anm. 1 für raǵasas stehen soll, erinnert, so wird dies wohl fortfallen müssen, da Benfey es schon in die kleine skr.-gramm. s. 306 nicht mehr aufgenommen und in seiner übersetzung (orient und occident III, 146) als regelrechten accusativ gefafst hat.

---

*) Vergl. auch jetzt noch Bollensen zeitschr. d. d. morgenl. ges. XXII s. 618.

**) Auch hierzu vgl. Bollensen a. a. o.

Auf die kühne skizze der stammbildung, welche der verf. im folgenden entwirft, können wir nicht weiter eingehen; sie enthält unzweifelhaft manchen fruchtbaren gedanken, aber der grundgedanke, auf dem sie ruht, dafs alle sprachformen aus locativausdruck entstanden seien, muthet doch der arischen ursprache eine allzu grofse einseitigkeit zu, als dafs wir ihn für richtig halten könnten. Nur auf die bildung der 3ten verbalpersonen müssen wir noch etwas näher eingehen.

Aus dem präpositionalstamme an (ursprünglich ana für a-ma mit der bedeutung „an, in, auf, bei" (s. 340) wird nach dem verfasser durch antritt des ablativischen suffixes t ant, durch antritt von as anas oder ans gebildet. „Als stammbildungssuffix, fährt Scherer fort, ist ant aus dem part. praes. act. hinlänglich bekannt; ans trafen wir in ähnlicher function im comparativsuffix -jans und im lettoslavischen vertritt es unter gewissen bedingungen das vans des part. perf. act. (Schleicher ksl. formenlehre s. 166 f.). Dieses v-ans, ebenso wie v-ant, m-ant enthält natürlich gleichfalls unser suffix. Die elemente v und m dürfen wir, falls die obige deutung (s. 323f.) richtig, auf die wz. av und am zurückführen: „gesättigt mit, gefüllt mit" giebt einen passenden sinn, die suff. vant und mant sind also participia praes. beider wurzeln intransitiv genommen".

Danach wäre also z. b. tudant gebildet aus tud-an-t und hiefse „schlagen + an (in, auf, bei) + aus (von her)" oder etwa „vom im schlagen her", oder falls das ablativische suffix, wie nach Scherer oft, rein lokativisch zu fassen wäre „schlagen + an (in, auf, bei) + in, also etwa „im im schlagen". So unverständlich die ablativische auffassung des suffixes ist, so überflüssig scheint die doppelte lokativische bezeichnung, doch wir wollen sie einmal gelten lassen. Kommen wir denn auf diesem wege zur deutlichen bezeichnung eines nomen agentis, bleibt diese darstellung nicht bei dem nomen actionis stehen, fehlt es nicht an der bezeichnung des subjects, an dem die handlung zur erscheinung kommt? Doch wir haben ja an den no-

minibus agentis auf á ein analogon; auch das sind ja nach Scherer (s. 331 f.) zu nominativen gewordene locative auf a. Von ihnen sagte er ja (s. 332): „Und nun: bedenkt man, dafs das verbum substantivum im satze ebensowohl stehen als fehlen kann, so wird man sich unsere nomina agentis leicht zurechtlegen als lokative neben denen das partic. praes. der wurzel as fehlt“. Also zu dem gefundenen begriff der participia praesentis auf ant müfsten wir den des fehlenden partic. praes. der wz. as ergänzen. Kommen wir damit weiter? Ist denn das part. praes. von wz. as nicht eben solcher locativbegriff, bei dem es an der bezeichnung des subjects fehlt?

Ein zweites suffix soll ans sein, da es aber nur in der form jans oder ıjans des comparativs und in vans (nur durch verstümmelung in ans) auftritt, so sind wir jedenfalls nicht berechtigt eine form ans anzusetzen, denn dafs jans eine participiale bildung von wz. i sei, ist doch nur Scherers vermuthung (s. 224). In ganz anderer weise könnte man aber ıjans, jans als participialbildung fassen, nämlich so, dafs es für ijant stände, s also aus t hervorgegangen wäre wie in vans aus vant (griech. -οτ). ijant ist wörtlich: „in dies gehend“ = soviel. Das scheint mir eine passende grundlage sowohl des comparativs als der lat. zahladverbia auf iens, ies zu bilden. Damit fiele dann die Scherersche annahme von dem participialsuffix ans gänzlich. Ebenso ist doch auch nur vermuthung, dafs vant und mant participia praesentis von wz. av und am seien. Bei vant für avant könnte die annahme noch einigermafsen wahrscheinlich scheinen, doch würde die bedeutung eigentlich sein: „sich freuend an, sich sättigend an“, also z. b. dhanavant „sich an schätzen freuend, sättigend“ und, da man sich in der regel nicht an fremden sondern an eigenen zu freuen oder sättigen pflegt: „damit begabt, versehen“. Die wurzel am dagegen mit der bedeutung „anfüllen mit“ ist wieder blofse hypothese, man vergl. das s. 323 bei Sch. darüber gesagte mit dem petersb. wörterb. I. 336; V, 1030. Aus ihr kann also die bedeutung nicht abgeleitet werden, höchstens könnte man übergang von

vant in mant durch übergang von v in m annehmen, obwohl der umgekehrte vorgang der gewöhnliche ist und vant sonst regelrecht in vielen fällen an die stelle von mant tritt, vgl. Benfey vollst. skr.-gramm. s. 239. — Uebrigens darf doch nicht unbemerkt bleiben, dafs die suffixe vans und vant jedenfalls ursprünglich identisch sind, wie sowohl die declination von skr. vans (plur. vad-bhis, vad-bhjas, vat-su, du. vad-bhjām, neutr. sg. vedisch mehrfach -vat) als die des griech. ως, ος, gen. οτος u. s. w. ergibt. Umgekehrt zeigen mant und vant den übergang in den s-stamm im vocativ auf mas, vas.

Wir wenden uns nun zu Scherer's ansicht von den dritten personen des verbums, von denen er s. 342 sagt, dafs in ihnen den raumpartikeln, wortpartikeln gleichfalls das wichtige geschäft grammatischer formung übertragen sei.

Er beginnt mit einer kritik der bisherigen ansicht, indem er sagt: „Dafs in der 3. sing., sofern sie ein t enthält, das demonstrativ ta stecke, hat man bisher einstimmig angenommen. Ich will nicht erst untersuchen, was man bei dieser erklärung stillschweigend voraussetzte und was man zu erwägen und zu bedenken sich ersparte. Selbst wenn man als bewiesen annimmt, dafs der prädicative verbaltheil ein nomen agentis sei, so mufs man von den dritten personen des participialfuturums lernen, dafs die sprache hier keines personalausdrucks bedurfte. Der neupersische aorist, der aus dem alteranischen participialperfect (vergl. Schleicher comp. s. 387 f. [wo aber nichts davon steht], Pott Zigeuner I, 386) stammt, fügt an die erste und zweite person ein personalsuffix, die dritte läfst er unbezeichnet (Fr. Müller sitzungsberichte XLIV, 240)“.

Statt gerade herauszusagen, worin denn nun der fehler der bisherigen auffassung stecke, was man stillschweigend voraussetzte oder zu erwägen und bedenken sich ersparte, verdächtigt Scherer blos die bisherige ansicht; das ist doch keine kritik! Aus den folgenden worten scheint hervorzugehen, dafs er wenigstens das eine damit meine, dafs es zweifelhaft sei, ob der verbaltheil ein nomen agentis

nach der bisherigen auffassung oder nicht etwa ein locativ auf a eines nomen actionis nach der seinigen sei, in beiden fällen würde doch aber bei der bisherigen auffassung des ti, t aus ta der begriff derselbe bleiben, denn tuda-ti für tuda-ta wäre in jenem falle „schlagend + er", in diesem „im schlagen + er", worin ich doch keinen wesentlichen unterschied sehen kann. Man erwog und bedachte aber auch, nach den ferneren worten des verfassers zu schliefsen, offenbar nicht, dafs die sprache hier keines personalausdrucks bedurfte, was man aus den dritten personen des participialfuturums lernen mufste. Fehlt denn nun aber der personalausdruck bei den dritten personen dieses tempus wirklich, oder ist er nicht immer durch das subject des betreffenden, resp. vorigen satzes gegeben und kann er darum nicht wie auch in anderen fällen am prädicativen theile des satzes fehlen? *) Die congruenz mit dem subjecte wird ja durch den casus und numerus, ja selbst einmal durch das genus ausgedrückt (vgl. Bopp vgl. gr. II, 539) und aufserdem ist die auslassung von wz. as doch auch aufser der 3. ps. nicht ganz unerhört (Bopp skr.-gr. §. 422). Ferner hat der verfasser auch vielleicht das noch andeuten wollen, dafs man hier eine reine nominalform, einen uncharakterisirten nominativ vor sich habe, wie ja im folgenden die dritten personen durchweg als solche nominalformen aufgewiesen werden sollen und schon früher bei der 1. sing. auf angebliches ā diese theorie der reinen nominalform aufgestellt wurde (s. 173). Wir haben dort gesehen, wie hinfällig die ganze auffassung war, müssen aber hier noch einmal näher darauf eingehen. Scherer hat sich dort auf das factum berufen, dafs verschiedene sprachen den nominativ ohne s noch bewahren und auf den folgenden aufsatz verwiesen. Damit ist doch wohl der über das personalpronomen gemeint, in welchem s. 316 von solchen nominativen gehandelt wird; wir haben oben s. 374f. gesehen, dafs der verfasser die noch daneben ste-

*) Dabei sei bemerkt, dafs diese bildung doch entschieden eine verhältnifsmäfsig junge ist und Bollensen orient und occident II, 488 ihr vorkommen im Rigveda ganz läugnet.

benden bezeichneten nominativformen unbeachtet liefs oder entgegenstehendes wegzudemonstriren suchte. Derselbe sagte dann in der angeführten stelle, dafs diese reine nominalform in verbaler function manches vergleichbare zur seite habe und führte als solches den gebrauch des part. perf. passivi und der davon abgeleiteten form auf -vant zur bezeichnung des activś im sanskrit an, bei welchen asmi sowohl stehen als fehlen könne. Er berief sich dabei zugleich auf meine recension von Böhtlingks sanskritchrestomathie (H. A. L. Z. 1846 s. 1076). Aber von reiner nominalform kann doch in diesem falle nicht die rede sein, sondern nur von auslassung oder nichtvorhandensein der copula bei einer nach numerus und genus flectirten participial- oder von einem particip abgeleiteten adjectivform, wie ihm die beispiele „kim arthã çaptavān tvām warum (hat er) dich verflucht?“ „tata: kēnakid aham ādišṭa: darauf ward ich von einem angewiesen“. „majā 'pi dharmaçāstrāṇj adhītāni auch von mir (wurden) die rechtsbücher gelesen“ zeigen mufsten. Dafs, wenn das subject die redende oder angeredete person sei, das entsprechende pronomen hinzugefügt werde, hatte ich damals ausdrücklich bemerkt, wie ich auch jetzt noch glaube, dafs der personalausdruck für die dritte person nur dann fehlen könne, wenn er sich unabweislich von selbst ergibt. Scherer hatte dann ferner das eranische participialperfect verglichen, mit dem es eine ähnliche bewandtnifs zu haben scheint, da fast nur die 3. sing. davon vorkommt Spiegel gramm. §. 225 s. 253; doch läfst die geringe zahl der beispiele kaum ein sicheres urtheil zu. Uebrigens möchte doch zu erwägen sein, ob in diesem sogenannten participialperfect nicht alte aoristi medii stecken (man vgl. die oben s. 378f. besprochenen aoriste consonantisch auslautender wurzeln und die weiter unten zu besprechenden mediopassivformen derselben auf i und ta). Endlich hatte Scherer auch dort schon auf die 3. sing. des periphrastischen futurums hingewiesen, bei dem die weglassung des asti regel sei. Dieser gebrauch fällt nun aber ganz mit dem obigen gebrauch des participii perfecti oder des participialen ad-

jectivs zusammen, indem bei den dritten personen aller numeri die copula fehlt, der numerus aber ausgedrückt wird, während das masculinum (man könnte auch sagen femininum, da das suffix tar ja in beiden fällen nom. -tā hat: pitā, mātā) die beiden anderen genera vertritt. Also auch hier keine reine nominalform, sondern ein flectirtes verbalnomen, dessen beziehung auf das subject der inhalt des satzes oder der zusammenhang der rede ergibt. Schon in den veden tritt diese form auf, doch einmal meist mit zurückziehung des accents auf die wurzelsilbe, dann auch meist mit präsensbedeutung (vgl. Bopp vgl. gramm. §. 814. III, 192)*). Die verbale natur dieses nomen agentis offenbart sich aber in dem davon abhängigen accusativ, wie er auch in verbindung mit einigen anderen verbalen nominibus erscheint. Wir lassen einige beispiele des gebrauches aus den veden folgen, die über den ursprung des participialfuturi keinen zweifel lassen werden, aber auch zugleich zeigen mögen, was man aus dieser ausdrucksweise für den personalausdruck der 3. person in ältester zeit lernen mufs.

I. Ohne Copula:

Rv. I, 86, 3: sá gántā gómati vraǵé — er schreitet einher (oder: wird einherschreiten) im rinderreichen stalle.

R. II, 9, 6: sá .... jáštā deváñ ájaǵišṭha: svastí ..... revád didīhi — du .... die götter verehrend, am besten heil schaffend ..... leuchte reichlich.

R. II, 41, 12: índra áçābhjas pári sárvābhjo ábhajā karat | ǵétā çátrūn víkaršaṇi: — Indra schaffe uns von allen seiten her sicherheit, er besiegt (möge, wird besiegen) die feinde, der weise.

R. III, 13, 3: sá jantá .... agnī́ tā́ vo duvasjata dátā jó vánitā maghā́ — er wird spenden ..... den Agni verehret, der geber der gabe verleiht.

R. V, 30, 1: kvà sjá vīrá: kó apaçjad índrā ..... jó rājá vaǵrí sutásomam iḱbán tád óko gántā — wo ist der held? wer sah den Indra? .... der mit reichthum, der don-

*) Man sieht, dafs das participialfuturum verhältnifsmäfsig jung sein mufs (vgl. oben s. 388).

nerer, nach dem gepreſsten soma verlangend zu diesem hause kommen wird.

R. III, 26, 6: marútām óǵa īmahe pṛ́šadaçvāso anavabhrárādhaso gántāro jaǵnám — der Maruts kraft rufen wir an, die mit bunten rossen, bleibenden lohn verleihen, die zum opfer kommen.

R. IV, 29, 4: áḱhā jó gántā nádhamānam ūtí — der zum flehenden mit hülfe kommt (kommen wird).

R. II, 23, 13: bhárešu hávjo námaso' pasádjo gántā váǵešu sánitā dhánam-dhanam — der im kampf anzurufende, mit verehrung zu ehrende kommt in den schlachten, spendet schatz um schatz.

R. VI, 45, 2: anāçúnā ḱid árvatā índro ǵétā hitā́' dhánam — mit langsamem rosse selbst ersiegt Indra erfreulichen reichthum.

R. X, 107, 11: bhoǵá: çátrūnt samanīkéšu ǵétā — der freigebige besiegt in den schlachten die feinde.

R. I, 129, 2: já: çū́rāi: svà: sánitā jó víprair váǵā tárutā i. ā. — der durch helden den himmel gewährt, der durch sänger nahrung ersiegt, den u. s. w.

R. II, 9, 2: tvā́' vásja á vṛšabha praṇētá — du leitest (wirst leiten) o segenspender zum reichthum.

R. VIII, 16, 9—10: índrā vardhanti kšitája: | praṇētārā vásjo áḱhā kártārā ǵjóti: samatsu — den Indra erheben die menschen, der da zum reichthum leitet, der licht schafft in den schlachten.

R. VII, 57, 2: nikētáro hí marúto gṛṇántam praṇētáro jáǵamānasja mánma — die Maruts merken auf den sänger, sie leiten den gedanken des opfernden.

R. V, 61, 15: jūjám mártam vipanjava: praṇētára itthá dhijá çrótāro jámahūtišu — ihr nach preis begierigen (Maruts) leitet den sterblichen durch rechte andacht, ihr hört (ihn) in den anrufungen der opfer.

II. In verbindung mit as oder bhū:

R. II, 41, 2: nijútvān vājav ágahi ajā́' çukró ajāmi te | gántāsi sunvató gṛhā́' — mit deinem vielgespann Vāju komm herbei, der klare soma wurde dir gepreſst, du wirst (mögest) zum hause des opferers kommen.

R. I, 17, 2: gántārā hi sthó 'vase hávam víprasja mávata: — denn ihr beide kommt auf den ruf eines sängers wie ich zu helfen.

R. VII, 60, 5: imé ketáro ánrtasja bhúrer mitró arjamá váruṇo hí sánti — sie sind die rächer vieles unrechts, Mitra, Arjaman, Varuṇa.

R. VIII, 36, 1: avitási sunvató — du bist ein förderer des opfernden.

R. IV, 16, 8: bhúvo avitá — mögest du ein förderer sein.

R. VII, 96, 2: sá no bōdhj avitrí — sei du uns helferin.

R. VIII, 46, 13: sá nō vāǵēšv avitá ..... bhuvat — er möge uns in den schlachten helfer sein.

R. III, 19, 5: sá tvā' no agne 'vité' há bodhi — so sei du Agni uns hier ein helfer.

R. I, 27, 9: sá vá́ǵā viçvákaršaṇir árvadbhir astu tárutā | víprebhir astu sánitā — er der weise möge nahrung durch rosse ersiegen, durch sänger gewähren.

R. IV, 37, 6: sá dhībhír astu sánitā — er sei ein spender mit gebeten (er sp. g.).

R. I, 40, 8: násja vartá na tarutá mahādhané nárbhe asti vaǵrína: — nicht gibt es einen wehrer des donnerers, nicht einen sieger im grofsen noch im kleinen kampf.

R. VI, 66, 8: násja vartá ná tarutá nv àsti máruto jám avatha vá́ǵasātau — nicht gibt es einen wehrer noch einen sieger dessen, dem, ihr Maruts, im kampfe beisteht.

R. VI, 23, 3—4: pátā sutám índro astu sómam praṇēnír ugró ǵaritáram ūtí | kártā vīrája súšvaja u lokā' dátā vasu stuvaté kīrájē kit | gánté' jānti sávanā háribhjām babhrír váǵram papí: sómā dadír gá: | kártā vīrā' nárjā sárvavīrā çrótā hávā gṛṇatá: stómavāhā: — Indra möge den geprefsten soma trinken, er, der mächtig den sänger mit seiner hülfe leitet, er möge raum schaffen dem trankopfer spendenden manne, gut verleihen dem preisenden verehrer; er kommt auch zu so kleinen spenden mit den falben, den donnerkeil führend, den soma trinkend, kühe verleihend; er macht den mann zu einem tüchtigen mit reicher schaar

umgebenen, er hört die anrufung des preisenden und nimmt das loblied an.

R. VI, 36, 1: satrá vā́ǵānām abhavo vibhaktā́ — stets warst du ein vertheiler von nahrung.

R. X, 61, 27: jé sthā́ nik̄ētā́ro ā́mūrā: — die ihr untrügliche merker seid.

Noch mögen einige andre beispiele verbaler nomina folgen, die mit dem accusativ, bei verbis der bewegung auch mit dem locativ, verbunden werden. Vgl. die oben aus R. VI, 23, 4 schon angeführten babhri, papi, dadi.

R. I, 89, 7: vidáthēšu ǵágmaja: — die zu den opfern kommenden.

R. II, 23, 11: vṛšabhó ǵágmir āhavā́ níšṭaptā çátrum — der stier (starke), der zum kampfe kommt, den feind vernichtet.

R. IX, 61, 20: ǵághnir vṛtrā́m amitríjā sásnir vā́ǵā divé-divē | gōšā́ u açvasā́ asi — den feindlichen Vṛtra triffst du, nahrung spendest du tag für tag, kühe- und rossespender bist du.

R. VI, 50, 13: utá sjá dēvā́: savitā́ bhágo nō pā́ nápād avaṭu dā́nu pápri: — und der gott Savitar, der glückliche, schütze uns, der wasser sprofs, der den thau spendet.

R. II, 17, 8: bhōǵā́ tvā́m indra vajā́ huvēma dadíš ṭvā́m indrā́' pāsi vā́ǵān — dich Indra, den freigebigen, wollen wir rufen, du verleihst, Indra, heilige werke und kräfte.

R. IV, 24, 1: dadír hí vīró gṛṇaté vásūni — er der held verleiht dem sänger schätze.

R. VIII, 21, 6: ák̄hā k̄a tvainā́ námasā vádāmasi kím múhuç k̄id vídhīdhaja: | sánti kā́māso harivō dadíš ṭvā́ smó vajā́ sánti nō dhíja: | — herbei rufen wir dich mit dieser verehrung; warum zögerst du nur einen augenblick? wir haben wünsche, o H., du (bist) ein gewährer, wir sind da, das (sind) unsre gebete.

R. VIII, 21, 7: índrō vā ghéd íjan maghā́ sárasvatī vā subhágā dadír vásu | tvā́ vā k̄itra dāçúšē — entweder verleiht Indra dem opfernden so grofse gabe oder die reiche Sarasvatī (so grofses) gut oder du o K'itra.

R. I, 15, 10:ját tvā.... jáǵāmahe ádha smā no dadír bhava — weil wir dich verehren, darum sei uns auch ein spender.

R. II, 14, 1: kāmí hí vīrá: sádam asja pītím — denn immer ist der held (Indra) ihn zu trinken begierig.

R. IX, 88, 4: índro ná jṓ mahá kármāṇi ḱákrir hantá vṛtrāṇām asi soma pūrbhít — der wie Indra grofse thaten thut, der feinde vernichter bist du, soma, städtezerstörer.

Taitt. brāhm. I, 1, 2, 2: agninakšatrám ítj ápaḱājanti | gṛhán ha dáhukō bhavati — es ist des Agni gestirn, so (sagen sie und) verwerfen es, das haus wird er verbrennen.

Taitt. br. I, 4, 4, 7: rudro 'sja paçūn ghātuko sjāt — Rudra wird sein vieh erschlagen.

Die beispiele werden genügen, um den sprachgebrauch in das rechte licht zu stellen. Wir sehen also die nomina agentis ohne verbale form in der 2. und 3. person prädikativ gebraucht, wo dem subjecte eine bleibende eigenschaft beigelegt wird, daher wird auch von der beschränkung auf eine bestimmte zeit durch einen entsprechenden verbalen ausdruck abstrahirt; soll die eigenschaft aber erst zur erscheinung kommen, so wird bei der 2. sowohl als 3. person ein verbaler ausdruck von wz. as oder bhū beigefügt, ebenso wenn die vergangenheit ausgedrückt werden soll; doch steht er auch zuweilen beim ausdruck der gegenwart und zwar sowohl bei der 2. als 3. person, vorzugsweise aber, wie es scheint, nur dann, wenn die nominalnatur des bezüglichen wortes vorwiegt, was durch die verbindung mit dem genitiv statt der mit dem casus des verbi hervortritt (R. VII, 60, 5; I, 40, 8; VI, 66, 8; VI, 36, 1). Jedenfalls ist aber die beobachtung von wichtigkeit, dafs die dritte person überhaupt, wenn auch seltener, mit der copula erscheint und wenn man dazu berücksichtigt, dafs der knappe ausdruck der lieder den wegfall derselben sehr begünstigt, so wird man sich dem schlusse nicht entziehen können, dafs die sprache des lebens wahrscheinlich auch in diesem falle den vollen personalausdruck in weit gröfserem umfang gehabt haben werde, dafs mithin der schlufs auf abwesenheit alles personalausdrucks in

der ursprache in diesem falle wenig wahrscheinlichkeit habe.

Der verf. wendet sich darauf zur 3. person pluralis und wie er die bisherige erklärung der 3. sing., wie wir sahen, blofs verdächtigte, so sagt er hier: „dafs über die form der 3. plur. welche nt enthält irgend etwas annehmbares aufgestellt sei, wird niemand behaupten wollen". Jedenfalls lag ihm ob nachzuweisen, worin die unannehmbarkeit der bisherigen erklärungen bestand, um damit die nothwendigkeit einer neuen und besseren darzuthun. Aber mit einem so allgemeinen satze, wie der: „Wer mit mir die strenge beobachtung der lautgesetze für den grundpfeiler aller sprachlichen wissenschaft hält, der mufs u.s.w." kann er doch im ernst nicht meinen, die irrthümer in den bisherigen ansichten bewiesen zu haben. Es lag ihm um so mehr ob, die etwanigen verstöfse gegen die lautgesetze darzulegen, als er selbst, wie wir mehrfach gesehen haben, z. b. bei der herleitung von vajam aus einem thema matvi, sich sehr eigenthümliche ansichten von denselben gebildet zu haben scheint. Wenn er strenge beobachtung der lautgesetze von andern verlangt, dann durfte er doch das von ihm selbst aufgestellte über den schwund des a im auslaut nicht blos „oftmals" wirken lassen. Er kommt also auch hier über die blofse insinuation der willkühr nicht hinaus, ohne sie zu beweisen. Doch gehen wir weiter. Scherer verlangt nun, dafs für die endung dritter person, den plural mit eingeschlossen, eine erklärung zu suchen sei, welche auf alle verschiedenen gestalten des suffixes gleichmäfsig anwendung leidet.

Er geht dann weiter zur erwägung „sämmtlicher formen" d. h. es kommen doch vorzugsweise nur die des sanskrit, zend und altpersischen, einmal auch die des griechischen und umbrischen zur erwägung. Und zwar werden nun die folgenden aufgestellt:

„In der 3. sing. perf. act. erscheint a, und skr. zend. ē der 3. sing. perf. (vedisch auch praes.) med. ist davon innerlich nicht verschieden."

Darauf dafs weder die gothische noch die griechische

act. endung erwähnt werden, legen wir kein gewicht, da sie auf ehemaliges a zurückweisen, aber das lateinische t soll unbeachtet bleiben und wir sollen glauben, dafs tududit nach anderem princip gebildet sei als tutōda? Wenn ferner gesagt wird, dafs skr. zend. ē im ātm. erscheinen, ebenso vedisch auch im praesens, so ist an der erscheinung allerdings nicht zu zweifeln, es fragt sich nur, ob sie nicht übertragung aus der 1. sing. sind? Soll man glauben, dafs bei der übereinstimmung von çēšē, çētē mit *κεῖσαι*, *κεῖται* das neben çētē stehende çajē ursprünglicher als çētē sei, oder das ē von tutúdē älter als das *ται* von *τέτυπται*? Wenn man auf diese weise der eignen erklärung entgegenstehendes ignorirt, dann ist es leicht schliefslich alles auf eine form zurückzuführen.

Ferner: „In der 3. sing. aor. pass. erscheint im skr. und zend. i: z. b. skr. á-tôd-i von wz. tud."

Auch das richtig; aber dies atōdi wäre eine alte passivform? In älterer zeit fielen doch die functionen des medii und passivi zusammen und die bildungen der allgemeinen tempora im sanskrit und griechischen sind ja deutlich selbständige entwickelungen dieser sprachen; also mufs diese form als passive relativ jung sein; daneben stehen auch in den veden mehrfach noch die regelrechten formen auf išṭa, wie aǵani und ǵāni (s. petersb. wb. s. v. ǵan) neben aǵanišṭa u. a. (vgl. Benfey vollst. skr.-gr. §. 878—883). Man wird nun schwerlich mit Bopp (skr.-gr. §. 458) annehmen dürfen, dafs die form auf -i aus der auf išṭa gekürzt sei und ein blick auf die oben besprochenen aoriste wie akšār u. s. w. zeigt, wenn man sie mit diesen passivischen vergleicht, dafs sie aoristi medii sind, die sich hier in passivischer bedeutung erhalten und zuletzt die sigmatische bildung in dieser person vollständig verdrängt haben. Zu jenen aoristis activi mufste aber die regelrechte mediale form der 1. sing. auf i auslauten, und so findet sich wirklich von act. ādām (ā + wz. dā), ved. ādam, med. ādi *) (Benfey vollst. skr.-gramm. §. 840 n. 1 und petersb.

*) Wenn wir hier statt der sigmatischen form die uncomponirte mediale

wb. s. v. dā + ā), von wz. vṛ avri, was aber R. IV, 55, 5, wie das metrum ergibt, avari zu lesen ist; so würde zu adarçam adarçi, zu ajamam ajami, zu aǵanam aǵani als mediale form gehören, und so entsprechen mit übertragung der endung der ersten person auf die dritte (vgl. das vedisch so häufige ē der dritten für tē) die dritten personen ajāmi (jam), akāri (kṛ), adarçi (dṛç), asarǵi (sṛǵ) u. s. w. den activen ajān̆, akar, adrāk, asrāk u. s. w., wobei die übertragung der kürzeren endung auf die dritte person um so leichter platz greifen konnte, als die entsprechende person des activs ihre personalendung in folge der auslautgesetze ganz verloren hatte.

Ferner wird von Scherer bezweifelt, dafs in den altpers. imperfecten ak'unaus (wz. kar) und adarsnaus (wz. dars) das s der endung aus t hervorgegangen sei, da man für diesen phonetischen übergang keinen hinlänglichen anhalt besitze. Wir wollen vom bisherigen standpunkt aus nur bemerken, dafs da ak'unavatā im medium daneben steht, ak'unaut für akunaus sich als die regelrechte form ergibt. Ferner gibt doch die verwandlung eines t in s, die in ein paar anderen fällen vorkommt (Spiegel §. 29 s. 147 f.), einigen anhalt zu der vermuthung, dafs sie auch hier eingetreten sei, zumal da s nach i und u bleibt (Sp. §. 24 s. 146), während es nach a verschwand. So ist auch zu vermuthen, dafs das t der secundairen tempora und des ablativs im altpersischen, da ihm a vorherging, vorher zu s geworden war, ehe es ganz abfiel. Man vgl. das griech. *οὕτω* aus *οὕτως*, das aus -tāt hervorging und ähnliches und berücksichtige, dafs dieser t-laut im zend nicht die reine unaspirirte tenuis ist, sondern (gewöhnlich ṭ umschrieben, von Spiegel durch *δ*) ein dem dh mit einem vokalischen nachschlage ähnlicher laut, wozu man das ð der ags., th der mittelengl. und s der neuenglischen 3. sing. praes. ver-

---

wurzelform auftreten sehen, so wird auch adithās, adita derselben bildung angehören, also in dieser aoristbildung (der vierten bei Benfey) auch wohl in andern formen (akṛthās, akṛta u. s. w.) eine mischung aus zwei bildungen anzunehmen sein.

gleiche; auch Benfey faſst dies punktirte ṭ als den zischlauten sehr nahestehend auf (pluralbild. s. 24).

Diese beiden, ganz einzeln stehenden formen, deren s ja möglicherweise ganz anderen grund haben kann, dienen dem verf. auch nur als brücke, um damit die paar formen der 3. pl. impf. auf sa für san, sant in verbindung zu bringen, welche sich den griechischen auf σαν wie ἐδίδοσαν anschlieſsen. Der zusammenhang zwischen beiden wird aber doch erheblich durch die wahrnehmung gelockert, daſs dem ak'unaus die 3. plur. act. ak'unava (für -vant) und keine form mit sa zur seite steht. Die altpersischen formen auf sa sowie -σαν und -σασι (in ἴσασι) werden deshalb wohl noch vorläufig ohne vermittlung mit einem singularen s bleiben müssen.

Die endung us im plur. act. des perf., potent., precativ und der secundairformen der 3. klasse im sanskrit hatte Pott etym. forsch. II, 657f. an das suff. vas des perf. act., nach dem verf. „sehr glaublich" angeknüpft. Da aber das suff. vas selbst erst aus vat, vant hervorgegangen ist, wie das griech. und skr. partic. perf. unwiderleglich darthun, so könnte diese annahme wohl das u erklären, aber der ursprung des t aus s würde doch bleiben. Offenbar darum scheint denn auch dem verf. „die annahme der grundform ans (Aufrecht-Kirchhoff I, 107), gleichfalls ein perf. participialsuffix, näher zu liegen". Wer das liest, sollte meinen, Aufrecht und Kirchhoff hätten die endung ans der 3. plur. auf ein particip perfecti zurückgeführt, während doch dort die erklärung derselben aus nt gegeben wird und der satz „mehrfach ist das umbrische s aus t hervorgegangen" die ganze auseinandersetzung einleitet. In dieser den leser irre führenden weise citirt der verf. oft, weshalb wir auf diese stileigenthümlichkeit besonders aufmerksam machen; bei Scherer heiſst: „*vergl.* Pott, Bopp u. s. w." oft nicht: „die autorität dieser männer stützt meine ansicht ebenfalls", sondern „Pott, Bopp und andere haben über denselben gegenstand gesprochen, sind aber vollständig anderer ansicht als ich". — Wenn übrigens die secundairen formen auf an für ant (mit dem sogenannten

euphonischen s: auf ans) schon das us als aus ans entsprungen auf das natürlichste darlegen, da ã oft zu u wird, so weisen die griechischen imperf. und aoriste ἔδιδον, ἔβαν, ἔσταν neben skr. adadus, agus, asthus aufs deutlichste auf den gemeinsamen ursprung aus der einen form auf ant hin. Wenn Scherer etwa meinen sollte, das spreche ja für seine annahme eines ursprünglichen ans, da die lautgesetze des sanskrit keinen wandel von t zu s kennen, wie er zu glauben scheint, so weisen wir ihn auf den vocativ der nomina auf mant und vant, der vedisch auf mas und vas ausgeht, sowie auf das neutrum des part. perf. auf vat, später vas hin (vgl. oben s. 387).

Scherer führt s. 344 fort: „Aus der dritten plur. perf. med. rē des sanskrit ergiebt sich ein suffix ra, im potential und precativ ran, d. h. r(a) durch ant vermehrt wie oben s in grundf. sant. Wz. çı zeigt dasselbe suffix mit der vermehrung in praes. çēratē, imperf. açērata, imper. çēratām. Und so noch ähnliches bei Benfey ausf. gramm. s. 366: vedische formen auf ram enthalten vielleicht die partikel am. Im zend finden wir beide suffixgestalten und dazu das active re, das ist r. Vermehrt durch s oder is: res, ris, worin i wohl blos e vertritt wie Justi s. 361 §. 37. 1“.

Beginnen wir hier mit dem zend, so bleibt zunächst unverständlich, was Sch. mit den beiden suffixgestalten, die sich im zend finden sollen, meint, da darunter doch wohl nur (das aus rē erschlossene) ra und ran verstanden sein könnten, während doch re und rè erscheinen. Vermehrt sollen sie durch s oder is zu res und ris sein. Nun hatte aber Spiegel bereits gramm. s. 250 §. 219 gesagt, dafs die formen der 3. pl. pot. med. auf āres, āris auch als spielarten der endung ān im activum und zusammenhängend mit der endung us im sanskrit aufgefafst werden könnten, was Benfey (pluralbild. s. 26 n. 1), dem Spiegels buch erst während des druckes seiner arbeit zugegangen war, übersehen hat. Dieser erklärt nun (a. a. o. s. 20 ff.) are und ares für active und aus ursprünglichem ans für ant entstandene formen, und wer den eintritt des are für an in nominalthemen im zend anerkennt, wird sich unbe-

denklich dieser ansicht anschliefsen. Dafs dann aber die bisherige auffassung der indischen endungen rē und ran, die bisher mit dem zendischen are, arè verglichen wurden, eine wesentliche stütze verliert, mufs man mit Benfey (s. 27 f.) anerkennen. Nichts destoweniger glaube ich, dafs die bisherige erklärung aus formen der wz. as festgehalten werden müsse, da die erklärung des unregelmäfsigen lautwandels von s zu r im sanskrit doch nicht so ganz unerklärlich ist, da agnir atra für agnis atra, agner asi für agnes asi und alle derartigen anderen fälle sich doch auch nur aus der innigen verbindung, in die auslaut und inlaut traten, erklären. Dafs dann, nachdem der übergang einmal allgemein geworden, das rē, ratē auch in einzelnen fällen an consonantischen auslaut trat, wie in vidratē u. a., kann mich nicht von der unrichtigkeit der erklärung überzeugen. Ueberdies finden wir bei der wurzel as ein lautlich sehr nahestehendes beispiel eines ungewöhnlichen überganges, indem das participialfuturum im ātm. ja bekanntlich die 1. pers. sing. auf hē statt sē (dātáhē) bildet. Und wenn so der übergang des s in h in ganz analogem verhältnisse möglich war, so kann auch der von s in r in unserem falle nichts bedenkliches haben. Ferner habe ich schon bei früheren gelegenheiten darauf aufmerksam gemacht, dafs das nebeneinanderstehen von çēratē, açērata und *κείαται*, *κέαται*, *κείατο*, *κέατο*, dem man noch āsate *εἵαται*, *ἕαται* hinzufüge, sowie vidrate und *ἴσασι*, in denen das griechische ursprüngliches *σ* in seiner weise behandelt hat, doch eine so auffällige erscheinung ist, dafs es doch mehr als wunderlicher zufall wäre, wenn beide sprachen grade in denselben verbis zu nicht identischen ausnahmsformen gegriffen hätten. Der vereinzelt stehende lautwandel von s zu r im inlaut des sanskrit hat sein analogon im alt- und mittelhochdeutschen, wo er zwar etwas weiteren umfang gewonnen hat, aber dann ein stillstand eingetreten ist, so dafs er nicht durchgreifendes gesetz wurde.

Eine fernere unregelmäfsigkeit bildet der scheinbar active ausgang des potentialis und precativ auf ran; Bopp hatte diese endung (vgl. gramm. II, 312 §. 468) für eine

verstümmelung aus ranta erklärt; wenn dafür schon açērata für açēranta sprach, so hat sich jetzt dafür eine weitere bestätigung in einigen andern potentialformen des ātm. gefunden, so z. b. bharērata für urspr. bharēranta, aus dem einerseits die geläufige sanskritform bharēran, andrerseits eben dies bharērata wurde, das sich R. X, 36, 9 findet: brahmadvíšō víšvag énō bharērata — die gottlosen mögen das unglück überallhin mit sich fortnehmen. Dabei mag denn doch bemerkt werden, dafs die sogenannte verstümmelungstheorie bei betrachtung solcher formen nicht so ganz im unrecht zu sein scheint. Das zeigt auch noch die form auf rā, ram, die sich zuweilen neben ran findet, namentlich bei wz. sṛǵ und dṛç; die form auf ram tritt vor vokalen auf, die auf ran vor vokalen und consonanten, im ersteren falle natürlich mit verdoppelung des n. Da beide formen sich nur, soviel ich weifs, in passiver bedeutung finden, aber passiva in medialer form sind, so sind sie natürlich durch dieselbe verkürzung wie in dem eben betrachteten falle aus ranta hervorgegangen, welches z. b. noch in der form avavṛtranta R. IV, 24, 4 erscheint (daneben vavṛtran mehrfach vgl. Benfey orient und occident III, 240); das nn vor vokalen ist durch assimilation von nt oder ns nach abwurf des auslautenden a entstanden, das m aber ist aus ās hervorgegangen, nachdem auch das auslautende s abgeworfen war, vergl. Bopp vergl. gramm. II, 497 §. 613; Benfey a. a. o. 231, wo übrigens adṛçran als R. I, 50, 3 stehend angeführt ist, während der text adṛçram hat, wozu aber Sājana bemerkt, dafs eine andere çākhā: „ádṛçrann asja kētáva:“ lese *). Nach darlegung dieses thatbestandes der formen ranta, rata, rann, ran, ram wird wohl Scherers geduldiger nothnagel, die partikel am, der mehrfach herhalten mufs, wo kein anderes mittel mehr verschlagen will und den er selbst hier nur als „vielleicht“ angetreten bezeichnet, fallen müssen. Als äufserste schwächung des ursprünglicheren ranta erscheint übrigens noch das vedische aduhra (3. plur. vergl. petersb. wb. s. v. duh:

*) Ebenso ist statt VII, 62, 6 ebenda VII, 76, 2 zu lesen.

gandharvā apsarasō aduhra = aduhata Pā. VII, 1, 8. 41), das also auch den auslautenden nasal verloren hat.

Was endlich die 3. pl. perf. med. auf rē oder irē betrifft, die nach Scherer mit dem nominalsuffix ra gebildet sein soll, so kann diese nach unserer auffassung von ranta, rata, ran, ratē nicht getrennt werden, sie scheint durch falsche analogie gebildet und wie stavē für stavatē, pinvē für pinvatē eintritt, so scheint rē für ursprüngliches ratē zu stehen und auch hier r für älteres s eingetreten. Die regelrechte verbindung mit der reduplicirten wurzel mittels i hat dann wohl hier wie bei ran schliefslich die unmittelbare verbindung des consonantischen auslauts der wurzel mit rē herbeigeführt. Die nicht seltenen vedischen formen des perfects auf rirē erklären sich aus riratē für *sišantē, sišatē, wie das mediale asthiran von wz. sthā aus dem daneben stehenden asthišata für asthišanta. Scherer hat von ihnen gar keine notiz genommen.

Schliefslich sei bemerkt, dafs alle diese formen mit r der älteren volkssprache eigenthümlich gewesen zu sein scheinen und daher im klassischen sanskrit nur da erscheinen, wo sie sich wie im perfect und in den einzelnen fällen wie çēratē u. s. w. schon ganz festgesetzt hatten. In den dialekten müssen sie aber noch über den erheblichen umfang hinaus, den sie schon in den veden zeigen, sich ausgedehnt haben, denn im pali treten sie auch in der bindevocalischen conjugation mit bewahrung des thematischen a auf, so stehen im Dhammap. (ed. Fausböll s. 365) sok̄are, upapaǵǵare, laǵǵare für çōk̄antē, upapadjantē, laǵǵantē (vgl. dissante neben dissare Mahāv. bei Spiegel Kammav. VIII nota; nisevare Five Jāt. s. 7, samak̄k̄hare ebd. s. 48).

Nachdem nun Scherer in der angegebenen weise die formen der 3. sing. und plur. aufgezählt hat, fährt er fort: „Auf welche weise finden alle die aufgezählten formen ihre einheit? Sind nicht ant, ans, ra, ta participialsuffixe? Sind nicht a, i, ra, ta, s (as) locativ- und, was dasselbe besagen will, ablativsuffixe? Werden wir nicht demgemäfs auch ant, ans im sinne unserer obigen erörterungen für solche

erklären müssen? Was haben wir demnach an ihnen allen, wenn nicht locativendungen und deren combinationen oder, anders gesagt, postponirte raumpartikeln?"

Glaubt Scherer mit diesen kurzen fragen, nach voranstellung der „sämmtlichen" formen, wirklich seine neue theorie, dafs die dritten personen locative von participien seien, bewiesen zu haben? Das ist doch wohl nicht anzunehmen, denn es kann ihm doch nicht entgangen sein, dafs demjenigen, der vom bisherigen standpunkt aus z. b. bōdhati analog wie bōdhāmi, bōdhasi aus einer verbindung des verbalthemas mit einem pronominalstamm erklärte, diese erklärung ungemein viel wahrscheinlicher erscheinen müsse, als wenn die ursprache nun auf einmal den in den beiden ersten personen eingeschlagenen weg verlassen haben und in der dritten mit dem locativ eines participii bei genau entsprechender handlung und nur veränderter person eingetreten sein sollte. Wenn das wirklich glaublich gemacht werden sollte, konnten nicht solche allgemeinen andeutungen genügen, sondern der volle beweis für jeden einzelnen fall war zu liefern. Bleiben wir einmal bei der 3. pers. sing. praes. stehen: hier soll also, wenn wir den verf. recht verstehen, z. b. bōdhati aus einem partic. praet. bōdhata entstanden sein, das mit verlust des auslautenden a zum thema bōdhat wurde, an welches dann das locative i trat. Diese form sollte also wohl „im erkennen (er)" = „er erkennt" heifsen. Wie kam denn aber die ursprache dazu, das part. perf. pass. als praesentisches nomen abstractum der handlung zu verwenden, oder gab es zu der zeit, wo diese form sich gebildet haben soll, noch keinen unterschied zwischen part. praes. act. und part. perf. pass., existirten nur verschiedene formen von participien mit noch nicht ausgebildeter temporalbedeutung und ohne unterschied von activ und passiv? Trotzdem, dafs fast alle arischen sprachen die form auf ta übereinstimmend zum theil bis heute in der bedeutung eines part. perf. passivi bewahrt haben? Und wie kam die sprache dazu, selbst wenn man eine solche unterschiedslosigkeit der participialthemen zugeben wollte, das nomen agentis, das particip, zum nomen

actionis umzuwandeln? Warum griff sie nicht zu dem viel einfacheren mittel, das reine nomen actionis, bōdha, das sie ja auch in den ersten und zweiten personen verwandte, in den locativ zu setzen. War nicht bōdhē „im erkennen (er)“ eine viel natürlichere bezeichnung? Wie erklärt Scherer ferner die nichtübereinstimmung zwischen dem vorausgesetzten part. bōdhata und der wirklich existirenden form buddha? Oder haben wir nur Scherer mifsverstanden und legt er für unseren fall die participialform bōdhant zu grunde und wäre bōdhati davon der regelrechte locativ? Dann hiefse also bōdhati etwa „im erkennenden (er)“ und bōdhat, etwa neutrum „das erkennende“, wäre „dem erkennen“ gleichgesetzt. Wie steht es dann mit dvēšṭi, dessen participialstamm doch dvišant ist, wonach also dvišati erwartet werden müfste? Wie mit kṛṇōti für welches kṛṇvati, wie mit junakti für welches juṅgati, wie mit lunāti für welches lunati stehen müfste? Und wie steht es nun mit den verwandten sprachen, die keine schwache form des participii kennen? Wären also z. b. lat. amat, docet, legit, audit = amanti, docenti, legenti, audienti, griech. τύπτει = τύπτοντι, τίθησι = τιθέντι, goth. gibandin = gibith? Oder ist auch diese auffassung nur mifsverständnifs unsrerseits? Fast scheint es so, nach dem zu urtheilen, was Scherer über die unterscheidung des numerus s. 345 f. und s. 359 sagt. Danach war das erste: unterschiedsloser gebrauch der 3. singular. für das subject; sei es singular oder plural, dann trat eine differenzirung der suffixe (s. 359) für die lebenden ein, während bei den leblosen die ursprünglich gemeinsame, nun nur dem singular angehörige form bestehen blieb („die construction des plur. neutri mit dem singular des verbums dürfte der arischen ursprache zuzuschreiben sein“, sagt der verf. s. 346). Unsere erste annahme, dafs aus dem partic. perf. die 3. sing. hervorgegangen sei, wäre also doch richtig, aber dafs die form nicht stimme, haben wir schon gesehen; doch das war nur ein beispiel der a-conjugation, in der mi-conjugation stimmt es vielleicht besser: asti, ἐστί wäre ein beispiel, aber von as gibt es ja kein part. perf., also etwa dviš

partic. dvišṭa, 3. sing. act. dvēšṭi, med. dvišṭē, das würde stimmen bis auf den guṇa im activ, der wohl nur durch die analogie der beiden anderen formen des singulars hervorgerufen wurde. Sehen wir weiter zu: bibharti, bhṛta stimmt nicht; junakti, jukta stimmt nicht; kṛṇōti, kṛta stimmt nicht; tanōti, tata stimmt nicht; junāti, juta, lunāti, lūna stimmt nicht. Also mit dem singular scheint es nicht zu gehen; die differenzirung der suffixe, die für singular und plural eintrat, ist nun aber wohl so zu verstehen, dafs für den letzteren das praesenssuffix verwandt wurde; da stimmt freilich alles, also santi, partic. sant; dvišanti, dvišant; bibhrati, bibhrat; juńǵanti, juńǵant; kṛṇvanti, kṛṇvant; tanvanti, tanvant; junanti, junant, lunanti, lunant. Diese übereinstimmung der 3. plur. praes. mit dem part. praes. ist nun aber auch der bisherigen forschung nicht entgangen und Benfey z. b. (kl. skr.-gramm. s. 204 §. 355) sieht den participialstamm als identisch mit dem der 3. plur. praes. an, indem diese das i aufgab und nominalstamm wurde. Er hat also den umgekehrten weg wie Scherer eingeschlagen, indem er das nomen aus dem verbum entstehen liefs. Der zusammenhang zwischen beiden formen ist wohl unläugbar, aber der versuch Scherers nun, danach alle dritten verbalformen für nominalformen zu erklären, scheint mir als vollständig gescheitert angesehen werden zu müssen.

Und wie stände es denn nun, von all dem abgesehen, mit der begriffsentwicklung der form nach Scherer? Er hat ja das partic. auf ant als aus dem locativischen an (s. 340 f.) mit angetretenem ablativ d. i. nach ihm wieder locativsuffix erklärt; soll die ursprache „er erkennt“ wirklich durch „erkennen + in + in + in“ ausgedrückt haben? Wenden wir uns zu den modis, wie steht es da mit der hypothese, „in welcher alle aufgezählten formen ihre einheit finden?“ Im ā resp. a des conjunctivs will Sch. eine locativendung mit der bedeutung des „wohin“ erkennen, da wäre also etwa bōdhāti aus ursprünglichem bōdha + a + an + t + i = „erkennen + auf hin + in + in + in?“ Soweit könnte man sich also noch ungefähr eine vorstel-

lung von dem wege machen, auf dem sich der begriff entwickelt hätte, beim potential und vielen der anderen formen, die hier unberührt geblieben sind, wüſste ich in der that nicht, wie die entwickelung vor sich gegangen sein sollte. Wir werden also erst eine bis ins einzelnste durchgeführte darlegung Scherer's abwarten müssen, ehe wir auf eine weitere widerlegung eingehen können. Nur das sei dazu bemerkt, daſs das locative a, welches auch hier seine rolle spielen soll, nach unserem obigen nachweis dieselbe hoffentlich ausgespielt haben wird.

Auf alle die folgerungen, welche Scherer aus seiner erklärung zieht, weiter einzugehen, wäre müssige arbeit, so lange die erklärung selber noch so mangelhaft ist. Nur auf eins möchten wir noch aufmerksam machen; wenn Sch. nämlich s. 346 sagt: „Die verwendung des locativs für die bloſse wurzel in der dritten person kann nach allem, was vorausgegangen, nicht mehr auffallen. Ein paar analogieen mag man aus M. Müller's vorles. II, 13—17 entnehmen", so hätte er auch Müller noch weiter citiren sollen, der s. 24 (der engl. ausgabe von 1864) sagt: „Mr. Garnett, however, after establishing the principle that the participle present may be expressed by the locative of a verbal noun, endeavours in his excellent paper to show that the original Indo-European participle, the Latin a m a n s, the Greek t ý p t ō n, the Sanskrit b o d h a t, were formed on the same principle: — that they are all inflected cases of a verbal noun. In this, I believe, he has failed, as many have failed before and after him, by imagining that what has been found to be true in one portion of the vast kingdom of speech m u s t be equally true in all. This is not so, and cannot be so. Language, though its growth is governed by intelligible principles throughout, was not so uniform in its progress as to repeat exactly the same phenomena at every stage of its life." Scherer folgt hier wieder der weise des citirens, auf die wir schon oben aufmerksam gemacht haben; hier war eine auf Müller's abweichende ansicht hinweisende bemerkung doch wohl sehr am orte, um nicht den schein zu erwecken, als

solle Müller mit der von Garnett und Scherer vertretenen ansicht einverstanden sein.

Schliefslich geht Scherer in seiner schwärmerei für den verbalen locativ so weit, zu vermuthen, dafs im aor. auf īm (vedisch für išam), is, īt *) auch ein locativ auf ī mit angehängter personalendung stecken möge. Dafs der locativ auf ī nur eine sehr seltene erscheinung in den veden sei (tanvī, dhmātarī, ētarī) und der dual und plural dieses aorists durchweg das s der wurzel as zeigen, scheint ihn dabei gar nicht zu stören. Mich wundert dabei nur das eine, dafs Scherer nun nicht auch das praesens und imperfectum der bindevocalischen conjugation auf dieselbe weise erklärt hat, denn nach seiner auffassung ist ja a locativendung, folglich konnte doch mit viel gröfserem rechte bōdhāmi (aus bōdha + am + i) bōdha + s + i u. s. w. als „im schlagen ich hier, im schlagen du hier“ u. s. w. erklärt werden.

Der sechste und letzte aufsatz dieses abschnittes versucht es, nach den vorangegangenen untersuchungen die grundlinien der geschichte der arischen ursprache zu ziehen. Da wir vieles in jenen bekämpft haben, können wir natürlich auch hier den daraus gezogenen resultaten in den wenigsten punkten beistimmen. Dazu kommt, dafs Scherer auch hier wie in dem ganzen buche im ausdruck oft so kurz und dunkel ist und es selbst mehrfach nicht einmal für nöthig hält auf den ort, wo er die jeweilig besprochene sprachliche erscheinung behandelt hat, zurückzuverweisen, dafs man sein buch, wie die Inder Pāṇini's sūtras, auswendig gelernt haben müfste, um sicher zu sein, dafs man ihn auch richtig verstehe.

Die erste periode kennt nach Scherer die blofse juxtaposition materieller wurzeln, in der sich feste, formelhafte verbindungen von solcher macht und bedeutung bilden, dafs sie beibehalten wurden, als jene periode ihr ende nahm, und dergestalt innerhalb einer sprachentwicklung, die von

*) Es gibt für die erste person wohl nur die beiden beispiele vadhīm, kramīm. Man vgl. jedoch die paliformen auf ĭ wie āsĭ u. s. w.

ganz andern mächten bewegt wurde, das vorbild und muster für neue formationen abgaben (s. 349).

Das sind die composita, die älteste sprachliche urkunde, die wir besitzen (s. 350).

Wo sind denn nun diese urkunden? Der verf. gibt uns hier auch nicht ein einziges beispiel davon und wir sollen ihm an dies adelsgeschlecht (s. 349) ohne die adelsdiplome willig glauben? Es ist doch eine allseitig bekannte thatsache, dafs die composita, die allen oder auch nur mehreren der indogermanischen völker gemeinsam sind (wenn man von der stammbildung, nominal- und verbalflexion absieht, die schliefslich auch composition ist), eine verschwindend kleine zahl sind. Und aus diesen wenigen resten soll man die gesetze der altarischen wortfolge zur zeit der wurzelperiode abstrahiren können? Dazu geht Sch. wirklich muthig vor, aber er beschränkt sich auf das sanskrit und selbst hier scheint ihm der vorhandene bestand nicht in seinem ganzen umfang bekannt, oder ignorirt er nur, was seinen resultaten widerspricht? Sein resultat nämlich ist: „Object, prädicat, subject: dies die alte wortfolge" (s. 353).

Hier wäre doch zunächst zu untersuchen gewesen, ob die tatpurušabildungen, deren erster theil ein im accusativ gedachtes thema bildet, sich wirklich über ihre sechzehn ahnen ausweisen können. Und sagt nicht Scherer selbst: „Wie jung sind die accusative auf am!" (s. 348 vgl. s. 299) und diese accusativbildungen finden sich doch in den veden gar nicht selten in der composition (vergl. einige beispiele bei Benfey vollst. gr. s. 265 §. 653; ihre zahl ist viel gröfser, mir fallen nur eben noch dhijāǵinva, viçvaminva, agnimindha, purādara, açvamišṭi ein, vgl. noch Pāṇ. VI, 3, 70 und die vārttika's dazu). Diese möchten doch also verhältnifsmäfsig jung sein, zumal sie offenbar aus blofser anrückung entstanden sind. Erwägen wir daher vāǵambhara neben bharadvāǵa, so möchte doch die entscheidung für das höhere alter des letzteren ausfallen, und um so mehr als das zend und das griechische diese bildung ebenfalls in ziemlicher ausdehnung zeigen, vgl. Justi zusammens. d.

nomina s. 42—45. 106—7. Jedenfalls geht daraus hervor, dafs die stellung des objects, als die bildung der composita aus stämmen und nicht aus wurzeln stattfand, keine feste gewesen sein könne. Um stämme handelt es sich nun aber freilich hier nicht, sondern um wurzeln; nur aus ihnen liefse sich ein beweis herholen; wörter wie bhūpa, gōpa würden den ausschlag zu gunsten von Scherers ansicht geben, wenn man nur sicher wäre, dafs der erste theil im accusativ und nicht, was wahrscheinlicher ist im genitiv, gedacht wäre, denn neben ihnen stehen bhūpati, gōpati und bhuvaspati, gavāmpati. Ehe also keine thatsächlichen beweise aus der sprache vorliegen, können wir Scherer's vorangestellten satz nur für eine hypothese gelten lassen und zwar für eine solche, der seine eigne autorität entgegensteht, denn s. 217 hat er ja dvikšé aus dvik tvá i = „es hafst dich“ erklärt, mithin selber dem object seine stelle hinter dem prädicat angewiesen. Welchem Scherer soll man nun glauben, dem von s. 217 oder dem von s. 353?

Einen analogen fall des widerspruchs haben wir auf s. 331 und 340, wo die bildung der a-conjugation für jünger als die übrigen erklärt wird und an letzterer stelle drei perioden der verbalbildung aufgestellt werden, von denen die erste durch die verbalklassen 7, 9, 8, 5, 2, 3, die zweite durch 1, 6, die letzte durch 4 und 10 vertreten ist. Aber s. 222 hatte der verf. gesagt: „Keineswegs aber dürfen wir annehmen, es [nämlich das dhi des imperativs] sei wo der reine präsensstamm als 2. sing. imper. fungirt, abgefallen oder mit dem stamme nicht verschmolzen. Hauptsächlich die a-stämme, die sog. erste hauptconjugation des sanskrit, zeigen diese ausdrucksweise, und wir werden im verbum noch ein beispiel haben, besonders aber beim nomen beobachten, dafs die flexion der a-stämme sich zuerst abgeschlossen hat und einen älteren zustand repräsentirt als die flexion der übrigen“. Wenn wir es hier nicht etwa mit einer jener oben s. 398 besprochenen stileigenthümlichkeiten zu thun haben, so möchte der widerspruch allerdings etwas stark erscheinen und die ganze chronologie etwas unzuverlässig machen.

Scherer sagt ferner, dafs er für das älteste grammatische mittel nächst der geordneten nebeneinanderstellung die reduplication halte. „Ihre entstehung, fährt er fort, dürfte in eine zeit zurückreichen, in welcher nur erst die wurzelform consonant mehr vocal existirte. Was damals wiederholung der wurzel, war später wiederholung des anlautenden consonanten mit dem wurzelvokal".

Die möglichkeit dieser auffassung kann man wohl zugeben, doch kann die wurzelbildung mit auslautendem consonanten auch schon vorher eingetreten sein und jedenfalls hat es eine zeit gegeben, wo wurzeln aus consonant + vocal + consonant, die volle wurzel reduplicirten, wie dies die intensiva dardar, kaṅkal kākal für kalkal (älteres karkar), badbadhāna, jamjamīti, nannamīti, namnamāna u. s. w. zeigen, und die vedische länge im pf. dādhāra u. ä. (beispiele bei Bf. vollst. gr. s. 373 n. 8) macht wahrscheinlich, dafs auch die perfecta noch längere zeit dieser bildung gefolgt seien.

Wenn wir nun aber zugeben, dafs die reduplication eins der ältesten grammatischen mittel für die verbalflexion sei, so können wir dasselbe doch nicht für die nominalflexion zugeben (s. 355), da wir das, was s. 260 dafür beigebracht ist, nicht für richtig halten; ein plural mama oder mamas hat, wie wir glauben, nie existirt. Ueberdies läfst sich vermuthen, dafs die sprache das bedürfnifs die pluralität concreter dinge auszudrücken viel früher gehabt habe als den ausdruck mathematischer werthe für dieselben, wie es die pronomina sind.

Gegen die annahmen, auf welche die folgenden entwickelungen basirt sind, haben wir mehrfach im vorhergehenden widerspruch erhoben und können daher auch die hier darüber vorgetragene historische entwicklung nicht anerkennen.

Wenn Scherer ferner sagt (s. 358), dafs, nachdem die a-stämme sowohl des nomens als des verbums gebildet waren, der kreis möglicher verbalbildungen geschlossen sei, „d. h. keine neu entstandenen nomina konnten durch blofse vorsetzung vor die pronominalsuffixe verbale präsensstämme

werden", so widerspricht dem das sanskrit, welches eine ganze zahl derartiger bildungen aufweist, die wie z. b. kṛšṇati, er handelt wie Kṛšṇa, erst nach dieser periode entstanden sein müssen, da es in ihr noch keinen Kṛšṇa gab; das griech. ἐριννύειν, durch welches man bekanntlich den namen der Demeter Erinnys zu erklären suchte, steht doch wohl auch auf derselben stufe und die skr. participialbildungen wie bhṛgavāna, takavāna ebenfalls. Weitere beispiele findet man bei Benfey vollst. gr. §. 212 s. 98; kl. gr. §. 180f. und Vopadeva XXI, 7—9, wo z. b. noch pitarati (von pitar), lōhitati neben lōhitājati, lōhitājate (von lōhita) roth werden sich findet.

Am schlusse seiner skizze der vier epochen des altarischen sagt Scherer: „Wie wenig in dieser flüchtigen skizze und im vorliegenden aufsatze auch geleistet sein mag gegenüber der aufgabe, die wir — dank den fortschritten der vergleichenden linguistik — schon ins auge fassen dürfen, gegenüber der aufgabe einer geschichte der arischen ursprache: die grundlinien der flexionsgeschichte scheinen mir doch gezogen".

Diese selbstkritik harmonirt freilich nur in ihrem ersten theile mit der unsrigen, aber sie bewegt sich selbst in nur zu unvereinbaren gegensätzen, wie sie nur zwischen all und nichts, hochmuth und bescheidenheit gefunden werden können, als daſs sie nicht schon dadurch als nicht ganz unparteiisch und daher nicht ganz das richtige treffend erscheinen sollte. Jedenfalls empfiehlt es sich mehr, das urtheil der mitforscher abzuwarten als ihm, wenn auch scheinbar noch so bescheiden, vorzugreifen. Wir können daher unsern lesern die entscheidung darüber, ob sie auch dem zweiten theile von Scherer's obigem satze zustimmen wollen oder nicht, überlassen.

A. Kuhn.

lîra und porca das ackerbeet; μελίνη die hirse, malva die malve.

1. Lîra f. das ackerbeet ist meines wissens bis jetzt den etymologen noch völlig dunkel geblieben, und doch ist es ein uraltes, wenn auch nicht indogermanisches, so doch den europäischen sprachen gemeinsames wort, das für die frühe ausbildung des ackerbaus in Europa einen weiteren beleg giebt.

Es steht nämlich lîra für lîsa und läfst sich in dieser form in den meisten sprachen Nordeuropas nachweisen. Betrachten wir zunächst die bedeutung des worts. lîra heifst der zwischen zwei furchen aufgeworfne boden eines ackers, das beet, ackerbeet, sodann auch mit leichter übertragung die ackerfurche; lîrâtim furchenweis, lîr-âre den samen in die furchen bringen. Dê-lîru-s bedeutet eigentlich „aus der furche gerathend beim pflügen", sodann überhaupt „entgleisend", endlich (und diese bedeutung ist allein überliefert) „aus dem (richtigen) gleise (im denken und handeln) gerathen, verrückt, wahnsinnig". Das denominativ von delirus, delirare, ist dadurch interessant, dafs es noch hier und da die ursprüngliche bedeutung „entgleisen, aus der richtigen bahn kommen" zeigt. So in „nil ut deliret amussis" freilich erst bei dem späten Ausonius. Von delirus stammt dann noch, um die ableitungen des worts alle zu nennen, dêlîr-iu-m n. wahnsinn.

Unter den reflexen des worts in andern sprachen ist der altpreufsische der grundgestalt lîsâ am nächsten. Wir lesen nämlich in dem deutsch-preufsischen vocabular, herausgegeben von Nesselmann, Königsberg 1868 unter no. 242: Bete lyso unter einer gruppe von wörtern, die auf den ackerbau bezug haben, zwischen reen (rain) und pflug. Richtig giebt daher Nesselmann in der alphabetischen ordnung an: lyso beet auf dem acker. y ist hier einfach zeichen für langes i, das auslautende o für altes femininales â ist eine eigenthümlichkeit des pomesanischen dialects der preufsischen sprache, deren übrige quellen in diesem falle a zeigen. So lesen wir im vocabular menso fleisch, crauyo

blut, im katechismus mensa, krawia s. Nesselmann, vocabular s. 6. Der dialect, in welchem der katechismus verfafst ist, würde demnach bieten: lîsa f. ackerbeet, oder geradezu die unveränderte grundform des wort. Eine abgeleitete form zeigt das litauische nämlich: lys-ė f. das ist lys-ja, als dessen bedeutung Nesselmann angiebt „gartenbeet, auch ein beet im roggenfelde". Im altbulgarischen lautet das wort: lěcha f. ackerbeet, beet (*πρασιά*, area bei Miklosich) mit dem bekannten übergange von ursprünglichem s zwischen vocalen in ch. Die weiteren reflexe in den übrigen slavischen sprachen sehe man bei Miklosich unter lěcha.

In der etwas weiteren bedeutung furche, geleise, der wir auch bei lîra begegneten, finden wir endlich unser wort im ahd. leisa, mhd. leise f. geleise, spur, auch im ahd. fora--leiso m. der die spur vorher tritt, vorgänger, wegweiser. Im neuhochdeutschen ist nur die composition ge-leise, g-leis erhalten. *λήϊον* saat, feld läfst sich wohl nicht mit lîsâ combiniren. Dagegen erhält ein anderes lateinisches wort, das ebenfalls ackerbeet bedeutet, aus der griechischen parallelform sein licht. Nämlich

2. porca f. hat aufser der bedeutung „sau" als feminin zu porcu-s, noch die ganz verschiedene „das zwischen zwei furchen hervorragende erdreich, ackerbeet". Dafs nun die alten Latiner das ackerbeet „sau" genannt hätten, wer möchte das glauben? Vielmehr liegt hier ein ganz verschiedenes wort vor, das sich durch herbeiziehung eines griechischen worts aufhellen läfst. Es bedeutet nämlich im griechischen *πρασιά* f. das beet, allerdings nur das gartenbeet, allein dies wird man doch nicht als wirkliche differenz auffassen. Nun wird das so ähnliche *πράσον* n. lauch reflectirt durch lat. porru-m für porsu-m, parsu-m. Ist die annahme nun zu kühn, dafs *πρασ-ιά* oder vielmehr sein stammwort, etwa *πρασο-* lautend, reflectirt sei durch ein lat. porro- für parso mit derselben bedeutung: beet? An dieses porro- beet trat nun, wie im griechischen das secundärsuffix *-ιά*, so im lateinischen -ca, und so ward aus porr-ca por-ca ackerbeet.

3. Da wir einmal auf die alterthümer des ackerbaus gerathen sind, mag hier noch der möglichkeit gedacht werden, eine getreideart, von der man das sonst nicht geglaubt, als gemeinbesitz aller europäischen völker des indogermanischen stammes nachzuweisen. μελίνη f. hirse begnügte man sich bis jetzt mit lat. mil-iu-m n. hirse zusammenzustellen; allein das wort findet sich auch im litauischen. Hier heifst malnos pl. f. hirse, schwaden. Der singulär malna f. ist zufällig nicht gebräuchlich, er würde nach analogie von sora f. hirsekorn, pl. soros hirse, das einzelne hirsekorn bedeuten. Dieses lit. mal-na ist nun genau mit μελίνη identisch, indem das suffix -ina im litauischen nicht selten zu -na verkürzt erscheint, wie z. b. in szlov-na-s berühmt verglichen mit ksl. slov-ïnŭ. Freilich liefse sich auch an entlehnung denken; bis diese jedoch nachgewiesen, haben wir ein recht als europäische grundform malinâ f. hirse aufzustellen.

4. Ein an μελίνη malna anklingender pflanzenname, das lat. malva f. die malve läfst sich als allgemein indogermanisch nachweisen durch die folgenden reflexe. Im sanskrit bezeichnen maruva und maruvaka m. verschiedene pflanzen, besonders eine art majoran und ocimum, die in ihrem habitus den malven nicht unähnlich sind. Dafs auch das gr. μαλαχή f. die malve hierher gehöre, dafs μαλαχη für μαλϝακη stehe, wird bewiesen durch μάλβακα, einen accusativ entweder sg. von μαλβαξ oder pl. von μαλβακον. Die bedeutung wird sein: die weiche pflanze, vergl. verf. wörterbuch unter marva.

Allerlei.

κάρσιος, πίναξ, πλατύς salzig, πλῆσμα same, πρῆσμα, φίλος, λόρδος; hairto, fon, fani.

Bei einer erneuten durchmusterung des wortschatzes derjenigen sprachen, aus deren vergleichung ich das lexikon der indogermanischen grundsprache zu reconstruiren unternommen, fiel mir ein allerlei an parallelen in die hände,

das ich hier in bunter folge veröffentliche, wenn auch einiges nicht ganz neu und nicht sehr bedeutend sein sollte.

1. *κάρσιο-ς* quer, schräg scheint auf ein älteres *καρσο-* zu gehen, das im lit. skersa-s quer, schräg erhalten scheint; dazu gehört die ksl. praeposition črěsŭ quer durch; ferner lat. cerron- für cerson- ein querkopf, cerr-îtus verrückt. Wegen lit. skersa-s mufs man wohl skarsa als grundform ansetzen.

2. *πίναξ* brett, tafel kann nicht getrennt werden vom skr. pinâka m. n. stock, stab; keule. In der bedeutung ist eine kleine differenz; sie liefse sich ausgleichen durch ansetzung der grundbedeutung: holzstück, latte.

3. *πλατύς* hat aufser „breit" noch die bedeutung scharf, salzig, bei Herodot heifst *πλατὺ ὕδωρ* salziges wasser; in unsern lexicis wird dies *πλατύς* mit *πλατύς* breit herkömmlich zusammengeworfen. Natürlich ist es ein anderes wort; im sanskrit entspricht genau paṭu scharf, stechend von geschmack, paṭu n. salz. paṭu steht für partu; man hat demnach anzusetzen ein indogermanisches partu scharf von geschmack.

4. *πλῆσμα* n. heifst füllung, sodann aber „same" wie *πίμπλημι* füllen und schwängern, *πεπλῆσθαι* voll und schwanger sein. *πλησμα* steht natürlich für **πλημα*, und diesem wort entspricht ksl. plemę n. same, das nicht etwa entlehnt ist und in reichen ableitungen in allen slavischen sprachen erscheint. Lat. plêmen-, plêmentu-m in compositis hat blofs die bedeutung „füllung".

5. *πρῆσμα* n. brand, *πρημαίνω* für *πρημαν-ιω* heftig wehen, von *πίμπρημι* brennen, wehen. Dem entspricht ksl. plamy, gen. plamen-e m. brand, wie denn das ganze verb *πρη-* brennen sich im slavischen sehr schön entwickelt nachweisen läfst.

6. *φίλο-ς* ein vielversuchtes wort scheint mir am ersten folgender combination sich zu fügen. Skr. bhâvaja das causale von bhû heifst bekanntlich auch pflegen, fördern, bhâvajâmi ich fördere, pflege ist = lat. faveo fördere, pflege, skr. bhâvajitar m. gönner entspricht fautor, alt favitor m. gönner. Von bhû in diesem sinne stammt bhavila,

welches günstig, hold bedeutet wie bhavja. Hiermit scheint φίλο-ς identisch und demnach für φϝιλο-ς, φιϝιλο-ς zu stehen. Aus φιϝιλο-ς für φεϝιλο-ς erklärt sich denn auch die länge des ῑ, hier und da bei Homer. Mit φίλο-ς oder vielmehr ursprünglichem bhavila identificire ich ferner mhd. buole m. f. buhle; geliebter, geliebte, ursprünglich wie bekannt keineswegs mit übler nebenbedeutung.

7. λορδό-ς gekrümmt, gebogen sieht sehr seltsam aus; ich stelle dazu das ebenso seltsame ahd. lërz, lurz link, ohne über den ursprung beider wörter eine vermuthung zu wagen.

---

8. Das thema *(s)kardan n. herz, das im goth. hairto, stamm hairtan n. herz vorliegt, findet sich auch im zend. zarezdan n. herz, wo z eingeschoben ist.

9. Goth. fon feuer ist in meinem wörterbuch unrichtig zu skr. pavana feuer gestellt, da doch goth. o regelrecht altes â reflectirt. Vielmehr gehört es zu altpreufsisch (vocabular) panno f. feuer, panu-staclan feuerstahl, und zum griechischen πᾱνό-ς m. brand, fackel; herzuleiten vom vb. skr. pā trocknen. Das altpreufsische vocabular enthält überhaupt eine fülle schöner alter themen und verdiente eine sorgfältige behandlung. Ich nenne hier nur lauxno-s pl. f. gestirne, das ich mit zend. raokhšna glänzend, subst. m. glanz zusammenstelle, kirsna-n schwarz = skr. kṛšṇa schwarz, pannea-n moosbruch = goth. fani thema fanjakoth, ags. fenn, fen, an. fen n., ahd. fenna und fennî f. sumpf. In meinem wörterbuch sind unter panka goth. fani und πάσκο-ς unrichtig zu skr. paṅka gestellt, womit sie doch nur die wurzel gemein haben; vielmehr gehören πάσκο-ς und lit. pėska f. sand und ksl. pěsŭkŭ m. sand zu skr. pāsu, pāsuka m. sand, staub.

Göttingen, 14. decbr. 1868. A. Fick.

A. W. Schade's Buchdruckerei (L. Schade) in Berlin, Stallschreiberstr. 47.

ZEITSCHRIFT

FÜR

VERGLEICHENDE SPRACHFORSCHUNG

AUF DEM GEBIETE DES

DEUTSCHEN, GRIECHISCHEN UND LATEINISCHEN

HERAUSGEGEBEN

VON

Dr. ADALBERT KUHN,

PROFESSOR AM CÖLNISCHEN GYMNASIUM ZU BERLIN.

BAND XVIII.

SECHSTES HEFT.

BERLIN,

FERD. DÜMMLER'S VERLAGSBUCHHANDLUNG

(HARRWITZ UND GOSSMANN)

1869.

Inhalt.

Lateinisches und romanisches.

IV.

Die Corssen'sche beurtheilung meiner ansichten über die lateinischen fortsetzer der indogermanischen und gräkoitalischen aspiraten.

Die im vorigen artikel (zeitschr. XVII, 241—281, 321—354) von mir vorgeschlagene theorie über die lateinische vertretung der indogermanischen aspiraten hat Corssen in den nachträgen zu dem eben erschienenen ersten bande der zweiten ausgabe seines buches über aussprache, vokalismus und betonung der lateinischen sprache (802 ff.) aufs entschiedenste verworfen. Ein anderer sich eng daran anschliefsender aufsatz von mir (Le figure latine del derivatore originario di nomi d'istrumento), der mit etwas verschiedenem titel in De Gubernatis' Rivista orientale erschien (vgl. Schweizer-Sidler zeitschr. XVII, 146—150), und zugleich als dritter bogen des zweiten bandes meiner Studj critici, woran ich nicht weiter drucken liefs, einigen mitforschern mitgetheilt wurde, erfährt natürlicherweise das nämliche loos (a. o. 166 ff.). Die für die vergleichende lautlehre, und nicht für sie allein, so erhebliche wichtigkeit des gegenstandes läfst es nun, bei der autorität meines gegners, zweckmäfsig erscheinen, die streitfrage sofort in diesen blättern etwas näher zu beleuchten. Dabei werde ich mir die möglichste bündigkeit und die reinste objectivität zur strengen pflicht machen.

Gegen die gangbare ansicht, dafs der ursprünglichen anlautenden media aspirata die lateinische spirans *), der ursprünglichen inlautenden media aspirata hingegen die einfache lateinische media durch entziehung der aspi-

*) Lat. und osk.-umbr. *h* und *f*, ferner urlat. *h*, *þ*, *f* wurden im vorigen artikel, und werden auch im gegenwärtigen, als spiranten qualificiert. So erscheinen auch z. b. bei Schleicher italisches *h* und *f* unter den spiranten; und so gelten spätgriech. χ, ϑ, φ u. dergl. als spiranten, im gegensatze zu den eigentlichen aspiraten (vgl. Arendt, Curtius, Ebel u. a.). Bei Corssen heifst es hingegen (a. o. 98, 135 f., vergl. 139): „spirans, also hauchlaut".

ration entspreche, und zwar so, dafs z. b. lat. *f* in fer-o das ganze alte *bh* (bhar), lat. *b* in nubes hingegen blofs die erste hälfte des alten *bh* (nábhas) fortsetze, habe ich erstens geltend gemacht, dafs dadurch eine incohärenz in der unmittelbaren lateinischen fortsetzung der alten mediae aspiratae angenommen wird (bh-, ph-, f-; -bh-, -b-; u. s. w.), wofür keine analogie aus irgend einer indogermanischen sprache aufgestellt werden kann, da man sonst nirgends findet, dafs die regelmäfsige, in gerader linie sich fortentwickelnde vertretung eines gegebenen ursprünglichen lautes ihrem genus und ihrer species nach verschieden ausfalle, je nach der stelle, die derselbe laut im worte einnimmt (a. o. 246).

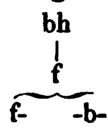
Dieser einwand ist nach Corssen von keiner bedeutung. „Wenn aus *kv* im anlaut (entgegnet er) sowohl *p* als *v*, aus *a* sowohl *e* als *o* geworden ist, so kann im lateinischen auch *bh* sich verschieden gestaltet haben zu *f* und zu *b*. Auch Ascoli läfst seine angeblichen urlateinischen spiranten sich auf geschichtlich lateinischem sprachboden in doppelter weise gestalten, nämlich urlateinischen spiranten *h* zu lateinischem *h* und *g* und urlateinischen spiranten *f* zu lateinischem *f* und *b*.“ a. o. 802 f.

Corssen meint also, dafs andere fälle im lateinischen selbst vorliegen, welche zu der von mir gerügten incohärenz eine passende analogie darbieten, und dafs die von mir aufgestellten lautübergänge ihrerseits einer gleichen incohärenz anheimfallen. Weder das eine, noch das andere. Um vom letzteren anzufangen, so habe ich auf die deutlichste weise die doppelheit einer normalen sich direkt fortentwickelnden vertretung gerügt, die sich durch folgende figur darstellen läfst:



Lasse ich hingegen aus urspr. *bh* (um uns der kürze halber auf dieses zu beschränken) einzig urlateinisches *f* entstehen, wofür der thatsächliche bestand des oskischen und des

umbrischen noch immer zeugt, später aber dies italische *f*, je nach der stellung im worte, nach anderweitigen lateinischen und aufseritalischen analogien (*sum*, *eram* u. s. w.), entweder als lat. *f* fortleben oder aber sich zu lat. *b* gestalten, wodurch man die folgende figur erhält:



so ist dies augenscheinlich keine sich direkt fortentwikkelnde doppelte vertretung eines gegebenen ursprünglichen lautes. So kommt beispielsweise im gotischen: abu neben af (ἀπό), im angels. sveger neben got. svaihro (socrus) u. s. w. vor; dies bedeutet aber nicht, dafs man für die gotische lautstufe:



anzusetzen habe, sondern, wie jedermann zugibt:



Gesetzt ferner, aus altem *kv* entstehe sowohl lat. *p* als lat. *v* so würde anerkanntermafsen in solchen sporadischen fällen entweder eine einfache aphärese (*kvarmi-, vermi-) oder eine besondere wechselwirkung zweier benachbarten laute (torqv-, trep-; osk. pod = quod) vorliegen; dies hätte aber wahrlich mit einer regelmäfsigen, je nach der stellung im worte in gerader linie sich entwickelnden doppelten vertretung eines gegebenen ursprünglichen lautes nichts gemein. Auch wird sich jeder unbefangene darüber wundern, wenn man der von mir gerügten incohärenz die verschiedenen schattierungen der lat. reflexe des urspr. *a* entgegenstellt.

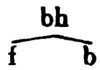
Zweitens habe ich gegen die gangbare ansicht über die lateinische vertretung der ursprünglichen mediae aspiratae eingewendet, dafs durch die früher berührte incohä-

renz ein bedeutender spalt zwischen lateinischer zunge einer- und griechisch-oskisch-umbrischer zunge andererseits entsteht, der in jene sprachperioden hinaufreichen müfste, in denen wir gewöhnlich eine vollkommenere übereinstimmung der bezüglichen lautsysteme suchen und finden. a. o. 246 f.

Auch dieser einwand ist nach Corssen hinfällig, indem er sich darüber folgendermafsen ausspricht (a. o. 803): „Zweitens soll durch die obige lehre ein spalt entstehen zwischen der lautgestaltung im lateinischen und im umbrisch-oskischen. Das ist gar nicht befremdlich; ein solcher spalt zeigt sich mehrfach zwischen diesen sprachen, z. b. darin, dafs das relativpronomen im lateinischen mit *c*, *qu* anlautet: quis, quod, im umbrisch-oskischen mit *p*: pis, pod. Ein spalt soll auch durch jene lehre in der lautentwicklung zwischen der lateinischen und der griechischen sprache angenommen werden. Ein solcher findet sich aber thatsächlich vielfach zwischen diesen beiden sprachen, z. b. auch darin, dafs viele griechische wörter die tenuisaspiraten φ, χ, ϑ enthielten, aber kein einziges in der sprache wirklich bestehendes, einheimisches altlateinisches wort eine spur von einem dieser laute zeigt, dafs im griechischen *s* zwischen vokalen in zahlreichen fällen schwindet, wo es im lateinischen zu *r* wird, *v* im griechischen ausfällt, wo es im lateinischen erhalten bleibt, auslautendes *m* im griechischen zu *n* wird, wo es im lateinischen sich hält, und so in zahlreichen anderen fällen. Und ebenso liegt zwischen der umbrisch-oskischen sprachsippe und der griechischen sprache ein so tiefer spalt, dafs es verfehlt ist, von einer griechisch-umbrisch-oskischen zunge zu reden“.

Die unter sich verschiedenen lautgestalten, wodurch auch sonst das lateinische vom oskisch-umbrischen oder das griechische vom lateinischen u. s. w. auseinandergehen (befremdlich genug zählt indefs Corssen als sonstiges beispiel eben die tenuisaspiraten), hat gewifs kein sprachforscher weder übersehen noch geläugnet, indem niemand daran denkt, lateinisch, griechisch, oskisch u. s. w. als eine

und dieselbe sprache auszugeben. Dafs aber hierdurch irgend etwas gegen meinen einwand gewonnen werde, mufs ich aufs entschiedenste in abrede stellen. Denn wenn z. b. der Lateiner nurus sagt, und der Grieche *νυός*, so gibt jedermann zu, dafs durch die beiderseitigen allgemein anerkannten vorstufen: *nusus, **νυhος* **νυσος*, die lauteinheit noch diesseits irgend einer indogermanischen unitätsperiode wiederhergestellt wird. Ebenso wird auch Corssen nicht umhin können, lat. *quod* und oskisch *pod* diesseits der indogermanischen einheit auf *kvod* oder *kvot* als auf ihre gemeinsame quelle zurückzuführen, denn sonst wäre ja selbst seine italische muttersprache (vgl. z. b. krit. nachtr. 197, 209) nicht mehr da. Wenn wir hingegen, bei der lateinischen vertretung der ursprünglichen aspiraten, nach der gangbaren ansicht folgende figur annehmen:



so steigt lat. *b* unmittelbar zu *bh* hinauf, d. h. es steigt die besondere lateinische lautgestalt (als halbiertes *bh*) bis zur ursprünglichen hinauf, ohne derjenigen lautstufe zu begegnen, die das oskisch-umbrische nebst dem griechischen einnimmt. Da aber insbesondere der oskisch-umbrische consonantismus sonst mit dem lateinischen in der regel durchweg übereinkommt, so ist die kraft dieses von mir vorgebrachten und keineswegs erschütterten einwandes sehr hoch anzuschlagen.

Drittens habe ich gegen die gangbare ansicht über die lateinische vertretung der indogermanischen aspiraten eingewendet, dafs die annahme: lateinische media = alter aspirata nach abzug der aspiration, bei lat. *b* = ursprüngl. *dh* (über ūdhar u. s. w.), wozu noch gewifs lat. *b* = altem *th* kommt, so viel als reine unmöglichkeit ist, da es ein wirklich verzweifeltes mittel wäre, wenn wir noch dafür, wie es Curtius für lat. *f* und *b* = urspr. *dh* gewagt hat, zu einem umsprunge von *dh* und *th*, oder genauer von *ϑ*, zu *bh*, unsere zuflucht nehmen wollten. a. o. 247.

Auch dieser einwand ist nach Corssen nicht stich-

haltig, indem er entgegnet: „Wenn *dv* in *b*, *g* in *b*, *c* in *p* umschlug, wie thatsächlich feststeht, so sieht man nicht ein, weshalb denn die folgerung, *bh* könne in ähnlicher weise aus *dh* *) umgelautet sein (s. ob. s. 160), so verzweifelt sein soll.“ ausspr. u. s. w. I², 803.

Mein kritiker beruft sich dabei auf eine von ihm a. o. 160 aufgestellte vermuthung, wonach *f* aus *dh* und *gh* durch *dhv* und *ghv* entstanden wäre, so wie *b* aus *dv* und *gv* oder *p* aus *kv*. Hier muſs nun vor allem bemerkt werden, daſs es etwas ganz verschiedenes ist, ob man z. b. bei ruber (rudhirá) das lat. *b* als die direkte fortsetzung des ersten elementes eines aus *dh* umgelauteten *bh* auffaſst, wie man nach der von mir beanstandeten und von Corssen a. o. 802 f. vertheidigten ansicht zu thun hat, oder aber nach Corssen a. o. 160 *dh* durch *dhv* zu *f* umlauten läſst. Daſs übrigens, meiner meinung nach, *f* aus *dhv* keine lautparallele zu *b* aus *dv* und dergl. ausmachen würde, will ich hier der kürze halber nicht weiter verfolgen; muſs aber ferner hervorheben: daſs es sich bei *b* aus *gv* u. s. w. um sporadische fälle handelt, wofür sich im lateinischen selbst die ursprünglichere lautgestalt mehrmals vorfindet (duo bis), während sich hingegen anl. lat. *f* an der stelle von urspr. *dh* als ausnahmslose regel ergibt und für lat. *b* ursprünglichem *dh* gegenüber eine ganze reihe dem inlaute zukommender fälle sich aufstellen läſst, ohne daſs ein einziges lateinisches beispiel für die *dhv*-gestalt nachgewiesen werden könne; ferner aber, daſs bei italischem oder lateinischem *p* aus *kv*, *b* aus *gv*, das *v* auch sonst auf indogermanischem gebiete zum vorschein kommt (pod *kvod neben got. hva; be-n- *gve-n- neben got. qva-m- u.s.w.), während für das von Corssen ersonnene *dhv* nicht die geringste stütze irgendwo zu finden ist.

Also von meinen drei einwänden gegen lat. *b* als hal-

---

*) Bei Corssen aus versehen: *dh* könne in ähnlicher weise aus *bh*. — So steht bei ihm aus versehen, s. 802 letzte zeile: *f* zu lat. *h* und *g* (statt: *h* zu lat. *h* und *g*).

biertes *bh* u. s. w. ist kein einziger auf irgend eine weise durch Corssen's entgegenstellungen entkräftet worden.

Lat. *f* wollte Corssen ausspr. I[1], 68, krit. nachtr. 209f. als eine labiale aspirata mit starkem hauche (also wahrscheinlich nicht als eine blofse fricativa, als eine blofse spirans) gelten lassen; und es sollte nach ihm entweder das vorwiegende *h*-element dieser aspirata, sowohl im anlaute als im inlaute, deren labialen bestandtheil verdrängen, oder aber das labiale element den sieg davon tragen. Dagegen bemerkte ich (a. o. 248 f.): 1) dafs wir somit zwischen zwei entgegengesetzten lautgestalten schwanken, die sich etwa auf folgende weise veranschaulichen liefsen: *bhh bbh*, ohne übrigens zu solcherlei annahmen durch die überlieferte beschreibung der aussprache auf irgend eine weise berechtigt zu sein; — 2) dafs wenn wir sagen, von *f* bleibe entweder *h* oder *b* zurück, wir entweder eine lautchemische operation ansetzen, die gewifs zu den erwiesenen dingen keineswegs gehört, oder aber die aussprache von *f* jener von skr. *bh* gleichstellen; — 3) dafs die schwierigkeit in betreff der lateinischen labialen vertretungen der alten dentalaspiraten dadurch nicht beseitigt wird.

Corssen's erwiederung lautet jetzt zu 1): dafs ein solches schwanken sich auch darin zeige, dafs *kv* im lateinischen sich einerseits zu *p*, andrerseits zu *v* gestaltet, auslautendes *s* bald abfällt, bald zu *r* wird, ursprüngliches *a* sich einerseits zu *e*, andrerseits zu *o* abschwächt. a. o. 803. Ich kann aber wahrlich zwischen den beiden unter sich streitenden aussprachen und der daraus folgenden zwiefachen halbierung einer und derselben aspirata einerseits, und den jetzt zu nennenden lautlichen erscheinungen: verschiedene nüancierungen des grundvocals, wechselwirkung oder aphäresis bei der lautgruppe *kv*, ekthlipse eines urlatein. *s* (*speses spes) und spätere regelmäfsige umgestaltung des urlat. *s* zu *r* (*genesis generis) andrerseits, gar keine passende analogie erblicken. So war im prâkrit die reine einheit des ursprüngl. und skr. *a* gewifs nicht erhalten; dafs aber daselbst aus skr. *gh* sowohl *h* als *g* entstehen könne, ist mir nicht bekannt. Und es bleibt noch immer

der absolute mangel irgend einer traditionellen stütze zu Corssen's annahme übrig, worauf wir später zurückkommen. — Zu 2) aber entgegnet Corssen ebendaselbst: „Zweitens nähme (nach Ascoli) jene ansicht eine lautchemische operation an. Dieser nicht glücklich gewählte bildliche ausdruck kann nur bedeuten: trennung der beiden bestandtheile eines durch einen buchstaben bezeichneten lautes. Die trennbarkeit der aspirierten verschlufslaute haben schon die indischen grammatiker erkannt. Jede mediaaspirata besteht aus zwei in der aussprache auf einander folgenden und deutlich wahrnehmbaren lautbestandtheilen, dem durch sprengung des verschlusses in der mundhöhle entstehenden anlautenden, gutturalen, labialen oder dentalen, tönenden platzlaut oder explosivlaut und dem nachstürzenden also auslautenden starken hauche. Dafs dieser hauch, der asper, sich abschwächen kann zu einem lenis, wird doch niemand bestreiten wollen; und aus dieser abschwächung der energie bei der aussprache ist doch die entstehung der medien *g*, *b*, *d* in fast allen indogermanischen sprachen aus den ursprünglichen mediaaspiraten *gh*, *bh*, *dh* eben so erklärlich wie andere lautschwächungen“. Diese entgegnung gränzt ans unglaubliche. Denn meine worte lauten: „dafs wenn wir sagen, von *f* bleibe entweder *h* oder *b* zurück, wir entweder eine lautchemische operation ansetzen, die gewifs zu den erwiesenen dingen keineswegs gehört, oder aber die aussprache von *f* jener von skr. *bh* gleichstellen“. Ich habe also nie in abrede gestellt, dafs aus altem *bh* irgendwo ein einfaches *b* zurückbleiben könne, habe eben in der von Corssen gewürdigten arbeit (a. o. 258 ff.) über die trennbarkeit der aspirierten explosivae gehandelt, und nur das bestreiten wollen, was ich noch immer getrost bestreiten kann, dafs aus einem lat. *f*, nach extrahierung eines *h* ein *b* zurückbleiben solle, et viceversa. Dies und blofs dies habe ich auf die deutlichste weise als eine unglückliche lautchemische operation zurückgewiesen. Wenn jetzt Corssen (a. o. 135, 171, 803 f.) seine ansicht oder ausdrucksweise dahin modificiert, dafs lat. *f* ein reibelaut ist, der inlautend

durch die mittelstufe eines weichen dem gr. *β* ähnlichen labialen lautes zu *b* wird (wodurch er unbewufst mit mir völlig übereinstimmt), ferner aber lat. *f* noch immer aus einem anlautenden labiodentalen tonlosen laut und dem nachdringenden starken hauche bestehen läfst, und meine in rede stehenden einwände noch immer hartnäckig bekämpft, so führt er wahrlich dadurch weder in der sache selbst, noch in seiner stellung als polemiker eine glückliche änderung herbei. Er besteht unter anderem hartnäckig darauf, dafs man *h* aus *f* als den zweiten bestandtheil seines doppelreibelautes einzuräumen habe; und man weifs nur nicht, ob er *h* aus *f* auch im spanischen, im armenischen, im rumunischen u. s. w. auf eben diese weise erklärt wissen will. Wenn er endlich (zu 3) wegen *f* (*b*) aus ursprünglichem *dh* a. o. 804 bemerkt: „gerade weil *f* eben ein labiodentaler oder dentallabialer laut war, wenn auch mit vorwiegend labialem lautbestandtheil, lag er ja in der mitte zwischen dentalen und labialen lauten, ist also ganz vorzüglich geeignet als mittelstufe den übergang von *dh* durch *f* zu *b* zu erklären“, und dabei auch seine eigene hypothese von *f* (*b*) aus *dh* oder von *f* aus *gh* durch *dhv ghv* (s. oben) gänzlich vergifst, so erachte ich dagegen jeden einwand als überflüssig.

Nachdem mein gegner auf diese weise „Ascoli's sämmtliche einwände als hinfällig und unerheblich erwiesen hat“, die jedoch sämmtlich in ihrer vollsten kraft noch fortbestehen, greift er die von mir vorgeschlagene theorie über die lateinische vertretung der indogermanischen mediae aspiratae an, die ich durch folgende tabelle veranschaulicht habe:

indogerm. aspir.	gh	dh	bh
urit. und urgr. asp.	χ	ϑ	φ
urlat. spirant.	h	-þ- f	f
lat. vertretung	h- g- -g-	-d- f- -b-	f- -b-

Diese aufstellung mit ihrer vierfachen stufenfolge erklärt nun Corssen (a. o. 804) als eine künstliche vom boden der sprachlichen thatsachen auf dem gebiete

der alten italischen sprachen ganz losgerissene theoretische hypothese.

Was aber zuerst das vierfache in meiner stufenfolge anbelangt, so sind die erste und vierte stufe (z. b. indog. und skr. *bh*, lat. *f*, *b*) weiter nichts als wirklich in sprache und schrift vorhandene thatsachen; und die beiden dazwischen liegenden stufen, also z. b. bei der labialaspirata die lautstufen *φ* (als gr. und urit. tenuis asp.) und *f* (als urlat. spirans) besagen eigentlich blofs dies: dafs z. b. der stumme italische reibelaut *f* (ein solcher ist lat. *f* für Corssen selbst, s. dessen lauttabelle a. o. 32) aus der ursprünglichen media aspirata *bh* durch die mittelstufe der tenuis aspirata *ph*, die im altgriechischen (und zigeunerischen) fortlebt, entstanden ist; was schwerlich von anderen sprachforschern wird bestritten werden. Uebrigens ist, von urlat. þ abgesehen, selbst die dritte stufe (*h f* als oskisch-umbr. und urlat. spiranten) durchaus historisch, und somit stellt sich einerseits meine künstliche vierfältigkeit als etwas in der that überaus einfaches und natürliches heraus, andrerseits wird aber der Corssen'sche vorwurf, meine hypothese sei vom boden der sprachlichen thatsachen auf dem gebiete der altitalischen sprachen losgerissen, schon weit über die hälfte widerlegt. Sehen wir nun die positiven einwände an, die Corssen vom altitalischen standpunkte gegen meine theorie vorzubringen vermag.

Folgende thatsachen wären also nach ihm gegen dieselbe geltend zu machen: „Es gibt kein ächtes, altlateinisches wort, das den laut einer der tenuisaspiraten *χ*, *ϑ* oder *φ* enthielte. Die älteren Römer konnten daher diese laute in den aus dem griechischen entlehnten wörtern nur durch *c*, *t*, *p* in der aussprache wiedergeben; erst seit Cicero's zeitalter umschrieben sie diese laute durch die schriftzeichen *ch*, *th*, *ph*. Die griechischen buchstaben für jene laute Χ, Θ, Φ sind, als die Römer das griechische alphabet der unteritalischen Griechen aufnahmen, und auch später nicht in dieser geltung in das lateinische alphabet mit aufgenommen worden, weil die altlateinische sprache die tenuisaspiraten gar nicht kannte. Es gibt fer-

ner kein umbrisches, oskisches, sabellisches, volskisches oder faliskisches wort, so weit unsere bisherige kenntnifs dieser dialekte reicht, in welchem ein den griechischen tenuisaspiraten χ, ϑ oder φ gleicher consonantischer laut bezeichnet oder erweislich wäre. Die alphabete dieser italischen volksstämme, die ebenfalls aus dem griechischen stammen, haben daher auch die griechischen schriftzeichen X, Θ, Φ niemals bei sich eingebürgert; sie weisen dieselben nirgends auf in wortformen an gleicher stelle mit verwandten griechischen wörtern. Daraus folgt der schlufs, dafs die italischen sprachen seit der zeit, wo sie das griechische alphabet aufnahmen, die tenuisaspiraten nicht kannten. Die folgerung: laute, die in keiner der italischen sprachen als wirklich vorhanden zur erscheinung kommen, sind trotzdem uritalisch gewesen, kann kein unbefangener für folgerichtig ansehen". a. o. 804 f.

Die sachlage ist aber nun diese: wir haben die altitalischen fricativae (bestimmter spiranten) *h* und *f* vor uns; es gilt die art und weise zu bestimmen, wie diese stummen fricativae aus den ursprünglich tönenden aspirierten explosivae entstanden sind; die übergangsstufen müssen natürlicher weise vorhistorisch sein, denn sonst wäre kein problem mehr da*). Die italischen sprachen haben aber die griechische schrift zu einer zeit angenommen, wo ihr lautbestand im allgemeinen, und speciell in betreff der vertretung der ursprünglichen aspiraten, anerkanntermafsen derjenige war, dessen entstehung man eben erforschen will. *H* und *f* waren also anerkanntermafsen reibelaute (spiranten) als man zur darstellung der altitalischen laute das griechische alphabet annahm; folglich konnte man weder für *h* und *f* die griech. doppellautigen aspiraten (χ d. i. kh, φ d. i. ph) gebrauchen, noch später χ und φ durch *h*

*) Solche vorhistorische mittelstufen kann natürlich Corssen selbst nicht entbehren. Vorhistorisch wären beispielsweise dessen oben gewürdigte lautansetzungen *dhv* und *ghv*. Weiter heifst es a. o. 140: „Dafs zwischen dem ursprüngl. labialen verschlufslaut *bh* und zwischen dem italischen labiodentalen reibelaut *f* einmal die mittelstufe eines labialen aspirierten reibelautes gelegen hat, davon wird weiter unten (wo?) noch die rede sein".

und *f* umschreiben. Hiermit wird aber nicht im mindesten die theorie erschüttert, nach welcher z. b. *f* aus *bh* durch *ph* entsteht, folglich die zulässigkeit einer uritalischen tenuis aspirata nicht im mindesten gefährdet. Dem fehlschlusse, den Corssen gegen mich construiert, mufs ich daher den folgenden entgegenstellen: „Um beispielsweise den übergangslaut zwischen urspr. *bh* und altit. *f* aufzudecken, mufs man, dem Corssen'schen kriterium zu folge, nach dem fremden buchstaben fragen, wodurch die Italer ihr *f*, nachdem es *f* ward, schriftlich bezeichnet haben".

Auf der von mir aufgestellten theorie, die Corssen als künstlich, haltlos und willkürlich kennzeichnet, mufs ich jetzt folglich, bei der nichtigkeit der dagegen vorgebrachten einwände, umsomehr bestehen. Sie empfiehlt sich, wie mich dünkt, durch ihre strenge consequenz, durch ihre allseitigen geschichtlichen stützen und durch die einleuchtende einfachheit der dadurch erzielten physio-etymol. erklärungen. Denn wenn wir so überaus deutlich (selbst nach Corssen: *-b-* aus *f*) von der lat. media *-b-* durch die fricativa *f* zu urspr. *bh* hinaufsteigen (tibi, tefe, tubhjam), weiter zwischen urital. *f* und urspr. *bh* die griech. tenuis aspirata uns begegnet (amf-r, ἀμφί, abhí), und man folglich

-b-, f, φ, bh

erhält, so ergibt sich als nothwendige parallele dazu (z. b. bei mingo, *meiho [mejo], ὀ-μιχ-έω, migh):

-g-, h, χ, gh,

und weiter, z. b. bei arduo-, *arþuo, ὀρθός, wz. ardh vardh:

-d-, þ (d. i. fricatives ϑ), ϑ (d. i. th), dh;

endlich wird durch die stufe des fricativen ϑ (þ), das sich bald zu einem *d*-laut, bald zu einem *f*-laut auch in anderen sprachen gestaltet, der lateinischen doppelvertretung von urspr. *dh* (über, ūdhar; beide vertretungen neben einander: arf- [arb-] neben ard-, wz. urspr. ardh):

-d-, þ } þ (d. i. fricat. ϑ), ϑ (d. i. th), dh
-b-, f }

jede schwierigkeit entnommen, und z. b. urlat. meþio- (medius) mit osk. mefio- ohne allen zwang vereinbart.

Das heifst weder, nach Corssen's beliebtem ausdrucke, synkretisieren, noch die heiligkeit des lateinischen individuums antasten; noch weniger heifst dies eine einheitliche gräkoitalische grundsprache voraussetzen, indem man als bewiesen annimmt, was vielleicht durch fernere sorgsame untersuchungen einmal erwiesen werden wird (a. o. 805), oder ein sprachliches dogma auf dem irrglauben eines gräkoitalischen *th* weiterbauen (a. o. 167); sondern es heifst einfach, die mit zwingender consequenz gewonnenen resultate unbefangener und gewissenhafter forschung an den tag legen. Kein lautphantom, wie sich bei einer weiteren bald zu berührenden frage mein gegner ausdrückt, ist dabei erdichtet worden; wohl aber sind Corssen's **dhv *ghv* zwischen urspr. *dh gh* und ital. *f* (s. oben) reine lautphantome; ein sehr furchtbares und schadenbringendes lautphantom ist ferner Corssen's *f*, das kein *f*, kein *ph*, auch kein *bh* sein soll, und mit seiner mysteriösen aussprache so vieles zu erklären und so vieles umzustofsen sich anmafst. Auf dieses einbildungsprodukt zu verzichten, wäre es, wie mich dünkt, hohe zeit, da weder die bereits erörteten lautgeschichtlichen facta, noch die traditionellen und epigraphischen andeutungen, die Corssen geltend macht und die wir jetzt berühren wollen, für sein lautliches monstrum ein einziges wort sprechen.

Die traditionelle hauptstütze für sein doppellautiges *f* (stummer labiodentalreibelaut mit nachstürzendem starken hauche) glaubt Corssen in Quintilian's bekannter stelle gefunden zu haben: nam et illa, quae est sexta nostrarum, paene non humana voce, vel omnino non voce potius, inter discrimina dentium efflanda est: quae, etiam quum vocalem proxime accipit, quassa quodammodo, utique quoties aliquam consonantem frangit, ut in hoc ipso *frangit*, multo fit horridior. Aus Quintilian's worten soll nach Corssen a. o. 137 zweierlei erhellen: „einmal, dafs bei der bildung der enge in der mundhöhle zur aussprache des lateinischen *f* die zähne betheiligt waren, und das können nach dem oben gesagten nur die oberzähne gewesen sein, zweitens, dafs bei der aussprache desselben

sich ein starker rauher hauch durch die gebildete enge hindurchdrängte, besonders rauh, wenn dem anlautenden *f* ein consonant folgte wie in frangit". Der starke hauch, der dem labiodentalen bestandtheile nachstürzen soll, wäre also aus Quintilian's efflanda est zu folgern, denn aus quassa und horridior wird doch Corssen wohl die horribilität des hauches, nicht aber den hauch selbst angedeutet wissen wollen. Wirklich heifst es auch bei ihm a. o. 138: „Quintilian's aussage, dafs es ein starker hauch war, mit dem *f* gesprochen wurde, wird bestätigt durch die äufserung des Terentius Scaurus über *f* und *h*: „utraque ut flatus est". Efflare könnte nun buchstäblich sowohl herausblasen als heraushauchen bedeuten; dafs aber der hauch im grammatikalischen sinne (die aspiratio) durch flare, efflare ausgedrückt werde, finde ich nirgends; es erhellt im gegentheil, eben aus des Scaurus worten (utraque ut flatus est), dafs unter flatus unmöglich die aspiratio verstanden werden konnte, sonst würden sie ja heifsen, dafs *h* und *f* eins und dasselbe ist; vielmehr ergibt es sich entschieden aus denselben, dafs ihm flatus als eine generellere benennung gilt, worunter sowohl ein blase- oder wehungslaut wie unser modernes *f*, als ein leiser hauchlaut mitbegriffen werden kann, eben wie unter spirans bei modernen sprachforschern. Keinem unbefangenen wird es daher in den sinn kommen, dafs inter discrimina dentium efflanda est bedeute: zwischen den scheidungen der zähne, und zugleich behaucht, sondern es wird jedermann einfach darunter verstehen: durch die scheidungen der zähne herauszublasen, herauszustofsen. Was aber weiter die horribilität der aussprache betrifft, so mufs man den context der in rede stehenden quintilianischen stelle wohl beachten. Sie befindet sich nämlich unter eigentlich grammatikalischen betrachtungen nicht; sondern es ist dort von der den Lateinern unerreichbaren gratia sermonis attici die rede (XII, 10, 35), und es heifst unmittelbar davor (XII, 10, 27. 28): Latina mihi facundia, ut inventione, dispositione, consilio, ceteris hujus generis artibus similis graecae, ac prorsus discipula

ejus videtur; ita circa rationem eloquendi vix habere imitationis locum. Namque est ipsis statim sonis durior: quando et jucundissimas ex graecis literis non habemus, vocalem alteram, alteram consonantem, quibus nullae apud eos dulcius spirant: quas mutuari solemus, quoties illorum nominibus utimur. Quod cum contingit, nescio quomodo hilarior protinus renidet oratio, ut in Ephyris et Zephyris. Quae si nostris literis scribantur, surdum quiddam et barbarum efficient, et velut in locum earum succedent tristes et horridae, quibus Graecia caret. Mithin schrieb der römische rhetor, für dessen ohr das griech. *φ* als jucundissima litera klang, dem vaterländischen (*v* oder) *u*, griech. *υ* gegenüber, eine aussprache zu, die tristis und horrida war, so wie die des vaterländischen *f* griech. *φ* gegenüber. Man vergl. weiter unten des Mar. Victorinus erschreckende beschreibung des so leise lautenden römischen *h*.

Weder in Quintilian's noch in des Scaurus aussage ist also für das doppellautige Corssen'sche *f* irgend eine stütze vorhanden; die bestimmungen der späteren grammatiker stehen aber entschieden dagegen. Nach Marius Victorinus ist lat. *f* weiter nichts als ein leiser blaselaut (F literam imum labium supremis imprimentes dentibus reflexa ad palati fastigium lingua leni spiramine proferemus, wobei spiramen wohl wie in ventorum spiramina [soffio] zu fassen ist; und stünde es auch in der bedeutung eines grammatikalischen spiritus, d. h. sollte auch, was mir unmöglich scheint, durch leni spiramine bloſs ein besonderer zug und nicht die gesammte aussprache des *f* angedeutet sein, so wäre jedenfalls spiramen lene kein spiritus asper sondern ein spiritus lenis, d. h. so viel als null, was leicht zugegeben werden kann)*); und aus Priscian's worten (hoc tantum scire debemus, quod non fixis labris est pronuntianda f quomodo ph [*φ*], atque hoc solum interest) ist keine doppellautige, sondern bestimmt eine einlautige aussprache für lat. *f* zu entnehmen, da ge-

---

*) Macrobius (ed. Keil V, 606): ...fallo, fefelli. *F* enim apud Latinos *δασύ* non est, quia non habent consonantes *δασείας*, et *F* digammon est *Αἰολέων*, quod illi solent magis contra vim aspirationis adhibere: tantum abest ut pro *φ* habendum sit.

wifs zu Priscian's zeit gr. φ, das schon zu Quintilians zeit unter die „süfsesten" laute gerechnet werden konnte, längst keine wirkliche aspirate mehr war, sondern eine einfache spirans (vergl. Curtius grundz. 2. ausg. s. 370). Uebrigens weifs ich nicht, ob in Corssen's auseinandersetzung, die a. a. o. dahin zielt, die labialität des *f* zu beweisen, die zeugnisse der beiden letzteren grammatiker zur eigentl. feststellung eines doppellautigen *f* mit angewendet sein sollen.

Es bleiben noch die epigraphischen zeugnisse übrig. Dafs der labiale bestandtheil des *f* im altlateinischen noch entschieden kräftig war, soll sich daraus ergeben, „dafs er in den formen [*sic*] com-fluont das labiale *m* der präposition com- erhalten, in den schreibungen im fronte und imfelix das *n* von in, in- zum labialen *m* sich assimiliert hat". a. o. 138. Dagegen, dafs im altlateinischen eine kräftigere labialaussprache des *f* als z. b. die des heutigen italienischen *f* anzunehmen sei, hätte ich principiell nichts einzuwenden. Den ganz vereinzelten schreibungen: com-fluont, im fronte und imfelix (bei comfluont und im-fronte ist übrigens die doppelconsonanz *fl fr* in erwägung zu ziehen) kann ich indefs eine lautgeschichtliche wichtigkeit eben aus dem umstande nicht beimessen, den weiter Corssen dafür geltend machen will. Es heifst nämlich bei ihm (a. o. ebend.): „So hat auch der labiodentale reibelaut *v*, der sich vom *f* nur dadurch unterscheidet, dafs bei jenem die stimme mittönt, bei diesem nicht, jener tönend, dieser tonlos ist, das *m* der präposition com- erhalten in den altlateinischen formen com-vovisse, com-valem". Sowohl bei com-valem als bei im-felix werden wir vielmehr ganz entschieden vor schwachem labial- oder labiodentallaut ausnahmsweise statt *n* geschriebenes *m* erblicken. Wie dem auch übrigens sein mag (denn die geringere oder gröfsere labialkraft des *f* oder des *v* ist bei gegenwärtiger frage von keinem gewichte), so mufs jetzt auf ein neues monstrum hingewiesen werden, das uns hier durch die angabe angekündigt wird, *v* unterscheide sich von dem doppellautigen *f* nur dadurch, dafs jenes tönt und dieses tonlos ist (vgl. a. o. 173). Also auch *v*, wofür sich das lateinische von

anfang an mit einer vokalischen buchstabenvertretung begnügt hat, ein doppellautiger stark gehauchter reibelaut, wie wir noch ausdrücklicher sogleich erfahren werden, d. i. etwas bis zu Corssen's krit. nachträgen (200) ganz unerhörtes und allen etymologischen betrachtungen trotz bietendes, wovor Corssen selbst zurückzuschrecken scheint, indem unter *v* nicht nur kein wort mehr darüber verlautet, sondern auch durchaus richtige sätze aufgestellt werden, die natürlicher weise der annahme eines doppellautigen stark gehauchten *v* aufs grellste widersprechen („das lat. *v* lautet im allgemeinen wie das deutsche *w*, das griechische *ϝ*" u. s. w. ausspr. 323). Man höre aber endlich, wie es nach Corssen geschehen soll, dafs in der regel *m-f* oder *m-v* im lateinischen nicht vorkömmt: „Wenn dagegen in zusammensetzungen wie con-fero, an-fractus u. a. *m* vor *f* zu *n* geworden ist und in in-fero, in-fectus das *n* vor *f* sich nicht zu *m* assimiliert hat, so kommt das nicht daher, weil *f* an *d* (?) angeklungen hätte. Es war hier vielmehr derselbe lautliche grund wirksam, der in con-venire, con-vehi, con-vocare u. a. das *m* von *com-* vor *v* zu *n* schwächte und schon in altlateinischen formen co-ventionid und co-venumis ganz schwinden liefs. Der hauch, mit dem der tönende labiodentale reibelaut *v* gesprochen wurde, hat hier die schwächung des *m* zu *n* und das schwinden desselben bewirkt; der hauch, mit dem der tonlose labiodentale reibelaut *f* gesprochen wurde, hat trotz des entschieden labialen lautbestandes des *f* vorhergehendes *n* in in-fero, in-fectus u. a. nicht in den labialen nasal *m* übergehen, ihn in der form iferos ganz schwinden lassen". a. o. 138. Wir haben also, nach Corssen, z. b. in con-voco oder con-fero folgende combination vor uns:

m + fester labialbestandtheil + h,

und *h* soll durch transsultorische wirkung das *m* auf eine weise modificieren, wogegen sich der dazwischen liegende lautbestandtheil entschieden sträubt. Damit wird von Corssen's doppellautigen reibelauten der höchste gipfel des unglaublichen erreicht.

Lat. *f* hat gewifs vom italienischen und deutschen *f* kaum verschieden gelautet, und dadurch erklärt es sich, warum das lateinische zu dessen schriftlicher darstellung das gr. digamma dem gr. φ (ph) vorgezogen hat. Eine genaue lautcorrespondenz bot freilich weder das eine noch das andere schriftzeichen dar; wäre aber das lat. *f* ein stummer stark gehauchter labiodentaler reibelaut gewesen, wie es Corssen will, so hätte doch das lateinische eher zu φ (ph) als zum digamma (leises *v*) seine zuflucht genommen. Es griff das lateinische für sein ziemlich leises *f* zum digamma und nicht zum gr. φ, so wie es für sein leises *h* nicht zum gr. χ, sondern zu dem spiritus asper (H) griff *).

Es darf zuletzt bei diesem abschnitte die bemerkung nicht unterlassen werden, dafs Corssen, der so wiederholt und hartnäckig sämmtliche tenues aspiratae den italischen sprachen überhaupt abspricht, mit sich selbst in einige verlegenheit geräth. Denn es heifst bei ihm a. o. 96 ff.: „Die italischen alphabete haben den laut der gutturalen oder palatalen aspirata *ch* und den blofsen hauchlaut *h* nicht durch besondere schriftzeichen geschieden .... Diese thatsache weist darauf hin, dafs der laut *ch* in der lateinischen sprache und den ihr zunächst verwandten dialekten eine geringe rolle spielt, dafs er schon in der zeit, als die Italiker ihre alphabete von den Griechen

*) Welche gefahren man übrigens läuft, wenn man nicht bei einzelnen angaben der lat. grammatiker die gesundeste kritik zu rathe zieht, kann man beispielsweise aus der jetzt anzuführenden stelle des Mar. Victorinus, wovon bei Corssen unter *h* nichts verlautet, leicht ersehen. Latein. *h* ist natürlich auch nach Corssen, schon in der augusteischen zeit und früher, überaus flüchtig und unstät (a. o. 103, 107, vergl. 108, 109, 112 f.); also je jünger Marius Victorinus ist, desto leiser sollte von ihm die aussprache des *h* angegeben werden. Nun schreibt er sie hingegen folgendermafsen vor: H. quoque inter litteras otiosam Grammatici tradiderunt, eamque aspirationis notam conjunctis vocalibus praefici, ipsi autem consonantes tantum quatuor praeponi, quotiens Graecis nominibus Latina forma est, persuaserunt, id est, c. t. r. p. ut Chori, Thymos, Phyllis, Rhombus, quae profundo spiritu, anhelis faucibus, exploso ore fundetur (Mar. Vict. grammatici et rhetoris de orthographia etc. [Genevae]. Apud Petrum Sanctandreanum CIↃ. IↃ. LXXXIV, p. 11—12). Aus diesen worten könnte man eine so voluminöse aspirata herauspressen, die selbst ein Hottentote nicht auszusprechen im stande wäre. — Beiläufig mag hier bemerkt werden, dafs es nicht richtig ist, mit Corssen a. o. 96 dem phönikischen alphabete die unterscheidung zwischen *h* und *ch* abzusprechen.

überkamen, im verschwinden begriffen war und sich vielfach zu dem hauchlaute *h* verflüchtigt hatte ...... Da auch die Latiner das schriftzeichen des dorischen alphabets von Cumae Ѵ zur bezeichnung der gutturalen oder palatalen aspirata nicht in ihr alphabet aufnahmen, so folgt schon aus dieser thatsache, dafs dieser laut schon frühzeitig im altlateinischen im verschwinden begriffen war, und dafs das schriftzeichen H vorwiegend den blofsen hauchlaut bezeichnete". Nun weifs man jetzt zwar, dafs der ausdruck aspirata bei Corssen nicht wie bei allen anderen sprachforschern die aspirierte explosiva nothwendig zu bedeuten hat, und wirklich erscheint altlatein. *ch* in der lauttabelle auf s. 32 unter den stummen fricativlauten. Wir haben jedoch mit einem italischen und altlateinischen laute hier zu thun, wofür Corssen im griech. *χ* ein passendes äquivalent erblickt und der jedenfalls zwischen *kh* und *h* die mittelstufe einnimmt. Ist aber mit einem solchen *ch*, das man doch etymologisch neben urspr. *gh* und gr. *χ* wird stellen müssen (vagh, ϝεχ-, vech-, veh-), die stufe der tenuis aspirata und überhaupt die tenuis aspirata für das uritalische nicht zugegeben? Sollte es auf diesem wege nicht leicht sein, den beweis zu führen, dafs mein gegner mit meinem ganzen systeme unbewufst einverstanden ist?

Uebrigens stehe ich schon jetzt, von Corssen's unwillkürlichen concessionen abgesehen, wegen der von mir vertretenen lautentwickelungen auch in bezug der lat. fortsetzung der indogerm. mediae aspiratae nicht so verlassen da, wie er es (a. o. 802) meint; denn es hat Ebel vor mir, wie ich an den betreffenden orten angedeutet habe (ebend. 252, 278), *h* als vorgänger des inlautenden einem ursprünglichen *gh* entsprechenden lat. *g* aufgestellt, indem er z. b. lat. *g* in ango mit dem got. *g* in juggs neben juhiza zeitschr. VI, 205 physiologisch vergleicht, und es hat weiter derselbe gelehrte (was freilich an und für sich minder entscheidend wäre) urlat. ah-jo mih-jo zeitschr. XIII, 280 angesetzt, wie dies auch Fick gleichzeitig mit mir in seinem wörterb. der indog. grundspr. durchgeführt hat. — Nun

müssen wir aber einen heiklicheren boden betreten, indem wir zu dem kapitel der italischen, resp. lateinischen fortsetzung gräkoitalischer (d. h. einstweilen zugleich altgriechischer und uritalischer) oder selbst indogermanischer von hause aus stummer aspiraten übergeben.

Wenn also, wie einstimmig anerkannt wird, italische fortsetzer der alten mediae aspiratae vorhanden sind, in denen das hauchelement jener laute fortlebt, und wenn sich folglich das italische auch hierdurch an das griechische näher anschliefst, vom keltischen, germanischen und litu-slavischen aber charakteristisch unterscheidet, so ist nicht zu ersehen, warum man principiell der italischen zunge die analogen correspondenzen alter von hause aus stummer aspiraten (tenues aspiratae) absprechen soll. Vielmehr ist *a priori* die sparsame anwesenheit alter von hause aus stummer aspiratae, so wie im indischen und griechischen, auch für das italische einzuräumen, und deren vertretung oder fortsetzung mit jener der alten mediae aspiratae, so wie im griechischen, zusammenfallen zu lassen. Also wie im griechischen sowohl aus altem *bh* als aus altem *ph* oder aspiriertem *p* anerkanntermafsen einzig *φ* wird, folglich *φέρω* (bhar), *κεφαλή* (kapāla), *σφάλλω* = fallo (sphal), wodurch man neben

bh, gr. *φ*, altit. *f*

auch die reihe

ph, gr. *φ*, altit. *f*

erhalten würde, so ist ferner neben

dh, gr. *ϑ*, altit. *f* (lat. *-b-*)

auch die parallele

th, gr. *ϑ*, altit. *f* (lat. *-b-*),

endlich neben

gh, gr. *χ*, altit. *h* (lat. *-g-*)

auch die parallele

kh, gr. *χ*, altit. *h* (lat. *-g-*)

theoretisch anzusetzen. Factisch lassen sich aber für die labiale von hause aus stumme altitalische aspirate wenigstens fallo und fungus, neben *σφάλλω*, *σπόγγος*, *σφόγγος*, nicht so leicht aus dem wege räumen. Will jetzt

Corssen a. o. 100f. ersteres aus einem monstrum herleiten, das er sbhal schreibt, so vergifst er unter anderm dabei, dafs fallen auf ursprüngliche tenuis (spal, sphal, σφαλ) hindeutet; und wegen fungus σπόγγος u. s. w. (so wie auch wegen der von Corssen a. o. 123 beanstandeten zusammenstellung spes- u. s. w., gr. σβες-, indog. svas) werde ich mir erlauben, auf meine erörterung zeitschr. XVII, 354 zu verweisen. Hier würde also die nothwendig auch im lateinischen lautzustande unversehrt erhaltene stumme spirans aus alter stummer aspirate vorliegen, die auch bei fraus u. s. w. neben gr. θραύω vorhanden ist, falls Curtius, wie mir scheint, recht hat, θραυ aus τραυ durch einflufs des ρ zu deuten. Für die regelmäfsig nach den theoretischen schemen alterierte lat. vertretung der urital. tenuis aspirata liefsen sich ferner mit gröfserer oder geringerer wahrscheinlichkeit: congius *conhio- κόγχος çankha, unguis *onhui- ὀνυχ- nakha (a. o. 329 ff.), hordeum *hor(s)þ- *gharsth- (gerste κρῖθή a. o. 341 f.) aufstellen. Daran schliefst sich weiter die von anderen forschern vorgeschlagene vereinbarung des lat. -tro mit ital. -fro, lat. -bro (d. h. urspr. -tra, griech. -τρο und zugleich -θρο, ital. -tro und zugleich *-thro -fro), die ich unter den eben angedeuteten betrachtungen theoretisch zu begründen und durch vermehrung solcher beispiele, in denen beide lautgestalten auf italischem boden nebeneinander vorkommen und eine doppelte bildung anzunehmen schon *a priori*, ihrer logischen beschaffenheit wegen, höchst bedenklich erscheint, factisch zu sichern gesucht.

Nun spricht sich Corssen a. o. 167 f. (vgl. ebend. 805) über solche versuche dahin aus, es habe „Ascoli nichts gethan, als Kuhn's annahme, dafs in manchen fällen die suffixformen -bro, -bra, -bri, -ber aus ursprünglichem -tra entstanden sein können, die mit vorsicht und zurückhaltung ausgesprochen war, verallgemeinert und auf die spitze getrieben"; breitet sich seinerseits über das nichtvorhandensein eines *th* in den italischen sprachen, wie sie uns vorliegen, und über anderes aus, das er später wiederholt und worüber er bereits oben antwort erhalten

hat *); läſst ferner auch hier auf die behauptung, die aspiration der tenuis sei dem lateinischen fremd, die notiz noch einmal folgen über die art und weise wie χ, ϑ, φ in den von den Römern aufgenommenen griech. wörtern gestaltet oder umgeschrieben wurden (vgl. a. o. 804 und krit. nachtr. 187), so daſs es wirklich den schein hat, es solle auch diese notiz einen besonderen einwand ausmachen oder wenigstens dem vorangehenden satze eine kräftige stütze verleihen. Meinerseits kann ich nicht umhin darauf zu bestehen, daſs dies alles auf folgende nichtssagende tautologie hinausgeht: bei der annahme des griechischen alphabetes hat sich das lateinische die drei griechischen buchstaben χ, ϑ, φ nicht angeeignet, weil es die durch dieselben dargestellten laute nicht mehr besaſs (wohl aber deren gesetzmäſsige fortsetzer); und bei der umschreibung griechischer wörter fehlten folglich später dem latein. alphabete so wie der lateinischen sprache die genauen correspondenzen zu χ, ϑ, φ. Es läugnet aber ja niemand, daſs den italischen sprachen, wie sie uns jetzt vorliegen, die tenues aspiratae fehlen, indem sie uns eben daher *h* und nicht *kh* oder das von Corssen selbst zugestandene *ch* u. s. w. darbieten; und es fordert ja niemand, daſs der Römer, um der etymologischen lautcorrespondenz willen, gr. χ, φ durch *h* und *f* hätte umschreiben sollen.

Auch dagegen muſs sich unsere disciplin verwahren, daſs man, insbesondere vor laien und halblaien, wie Corssen es bei dieser gelegenheit und sonst gethan, das eigentliche lautproblem auch nur im vorbeigehen aus seinen fugen bringt. So spricht er sich a. o. 167f., indem er -fro (-bro)

---

*) Was Corssen sagt, daſs ich ihm in den schuh schiebe, er hätte stillschweigend ein italisches -thro angenommen, beruht auf einem miſsverständniſs. Ich wiederhole nämlich, an der angegebenen stelle, mit Corssen's eigenen worten, daſs er weder lat. *th* noch irgend eine lat. aspiration der tenuis oder tenuis aspirata zugibt; und füge hinzu, daſs, wie mir scheint, Corssen's wiederlegung (und zwar folgender satz in derselben: „das lateinische *f*, das sich im inlaute gewöhnlich zu *b* gestaltet, ist nur aus den media-aspiraten *bh*, *dh*, *gh* entstanden, nicht aus den tenuis-aspiraten *ph*, *th*, *ch* oder aus den tenuis *p*, *t*, *c*“) auch dahin lautet, daſs selbst wenn man, als bloſse hypothese, ein italisches -thro zugeben wollte, dies noch nicht zu lat. -bro führen würde, indem lat. *f*, woraus *-b-*, nur aus *bh* u. s. w. entstehe.

aus -tro bestreitet, folgendermaſsen aus: „Angenommen, diese drei wörter (fallo, fungus, funda) wären ursprünglich lateinische, nicht aus dem griechischen übertragene, so würde aus ihnen doch nichts weiter folgen, als daſs der ursprüngliche tonlose labiale verschluſslaut *p* sich durch den einfluſs eines anlautenden *s* zu dem tonlosen labiodentalen reibelaut *f* gestaltete; es würde daraus nicht folgen, daſs jedes *p* in jeder lautverbindung zum labiodentalen reibelaut werden konnte, nicht folgen, daſs jede tenuis, d. h. jeder labiale, gutturale oder dentale verschluſslaut im lateinischen zur tenuisaspirata oder zu dem entsprechenden stark gehauchten verschluſslaut habe werden können, also auch nicht folgen, daſs *t* zu *th* und dieses dann weiter zu *f* geworden sei". Niemand hat aber, meines wissens, so vieles behauptet; wie ja auch niemand aus der ähnlichkeit der bedeutung die einerleiheit von -tro und -bro hat schlieſsen wollen, so daſs die vielen worte, die Corssen weiter gegen diesen eingebildeten fehlschluſs vergeudet, bloſs dazu dienen können, ihn selbst und andere zu verwirren. Die frage ist nur die: ob wie im griechischen -*ϑϱο* neben -*τϱο*, mit bloſs sporadisch auftretender, durch die nachfolgende liquida bewirkter aspiration der dentaltenuis, so auch urital. -thro neben -tro zugegeben werden kann, aus welchem -thro sich dann regelmäſsig -fro und lat. -bro ergibt; und auf lat. *f* (**sf*) = griech. *σφ*, ursprünglichem oder wenigstens vorausgegangenem *sp* gegenüber, wird dabei als auf einen analogen fall, d. h. auf einen fall gräkoitalischer behauchung einer tenuis in einer dazu besonders geeigneten lautverbindung, verwiesen. Mag nun Corssen, gegen Ebel, L. Meyer, Kuhn, Schweizer-Sidler, J. Schmidt und mich, diese lautentwickelung nicht einräumen; mag ihm ferner natürlich erscheinen, daſs in palpebra und palpetra, libra und litra, pablo- und patlo- u. s. w. immer zwei grundverschiedene bildungen vor uns liegen; mag er endlich uraltes *pā-kara oder pā-bhara (d. i.: wurzel + nom. agent.) für eine unbedenklich annehmbare morphologische combination erachten, — das kann man alles sehr leicht auf sich beruhen lassen;

aber eine karikatur der in rede stehenden fragen wünschte man in einem ernsten buche niemals zu treffen.

Aehnlich spricht sich Corssen a. o. ebend. wieder aus: „Wenn nun Ascoli sogar die suffixformen -cro, -cra, -cri, -cer ebenfalls auf -tra zurückführen will, so thut er dies ebenfalls lediglich auf grund der ähnlichkeit der bedeutung; den beweis, dafs in der lateinischen sprache der älteren und der klassischen zeit oder in den verwandten italischen dialekten jemals *c* aus *t* entstanden sei, bleibt er schuldig, natürlich, weil dieser lautwechsel niemals stattfand".

Der wirkliche thatbestand ist nun aber folgender (vgl. zeitschr. XVII, 149): Aus urspr. -tra ist wie im griechischen (*-τρο*, *-τλο*, *-θλο*) so auch im uritalischen: -tlo entstanden; gegen die lautverbindung *tl* hat aber wenigstens das lateinische eine entschiedene abneigung; folglich habe ich die frage hingestellt, ob man nicht annehmen dürfe, dafs aus dieser besonderen gestalt unseres suffixes, nämlich aus -tlo, sich altes -clo ergebe, d. h. auch im altitalischen die nämliche wandlung stattfinde, die im späteren Italien zur regel wird (vetlo-, veclo-), dafür ferner, immer versuchsweise, auf das inschriftliche sclis neben stlis und auf umbr. pers-klo- neben osk. pes-tlo- hingewiesen, endlich die lexikalischen begegnungen (po-clo pa-tra u. s. w.) verzeichnet, die für eine solche gleichung das wort führen möchten. Daran hätte ich auch jetzt kein wort zu ändern. Indem ich ausdrücklich eine eigentliche beweisführung weiteren studien vorbehielt (s. 46) und deren schwierigkeiten ausdrücklich hervorhob (s. 45. 47), bin ich also auch bei der erwägung dieser schon früher von Ebel und L. Meyer vorgeschlagenen lautgleichung beflissen gewesen, dem wissenschaftlichen ernste treu zu bleiben, und habe keineswegs lediglich auf grund der ähnlichkeit der bedeutung zwei verschiedene lautgestalten vereinbaren wollen. Bei spätlat. cl neben t'l (veclus neben vetulus u. s. w.) ist Corssen seinerseits (a. o. 39 gegen Schuchardt) auf die sonderbare hypothese gekommen, dafs diese sprech- und schreibweise durch suffixvermengung, nicht durch phonetischen lautübergang entstanden

sei. Und auch hier irrt er ferner, indem er seinem leser (a. o. 168) ohne weiteres sagt, man wolle *c* aus *t* entstehen lassen. Auch im späteren Italien wäre z. b. ca aus ta etwas ganz unerhörtes, während hingegen cl aus tl als regelmäfsige umwandlung daselbst vorkommt. Ebenso würde niemand lat. *t* aus *p* oder *c* (k) ohne weiteres behaupten wollen, während doch selbst Corssen lat. *st* aus *sp* und *sc* (sk) aufstellen mufs oder will (a. o. 278).

Nachdem also eine ruhige und gewissenhafte würdigung der Corssen'schen kritik mich zu gar keiner änderung in meinen theoretischen aufstellungen und den damit zusammenhängenden etymologischen sätzen hat bewegen können, die übrigens nach Corssen's ausspruch sammt und sonders reine irrthümer oder haltlose und irrige folgerungen sind a. o. 168, 805, 811 *), ich zugleich auch einen weiteren ziemlich wichtigen beitrag zur beurtheilung seiner eigenen hier einschlägigen hypothesen, und überhaupt seiner art und weise die geschichte der lateinischen consonanten zu handhaben geliefert zu haben glaube, bleibt es mir noch übrig, die einwände zu erwägen, die in seinem neu erschienenen buche gegen meine behandlung einzelner wörter zu finden sind.

1. hordeum . friare. Die von mir a. o. 342, nach Schleicher's und Kuhn's vorgang, vertretene grundform horst- (*χερσϑα) soll mit der hypothese der tenuisaspiraten zusammenstürzen (a. o. 796). Da aber diese hypothese, wenigstens für mich, immer fortbesteht, so mufs ich mich einstweilen mit der bemerkung begnügen, dafs hordeum nach Corssen anfangs (a. o. 100) aus skr. wz. ghars (gharš), später aber auf einer urspr. wz. ghard (a. o. 159, unter berufung von s. 100), endlich (a. o. 514) wieder aus skr. wz. ghars (gharš) stammt. — Was Corssen's hypothetisches ghar, reiben, anbetrifft, woraus er

*) Auch einleuchtende, keinem principiellen anstande ausgesetzte etymologieen scheinen keine gnade gefunden zu haben; so z. b. skr. tarh = lat. trahere. Es läfst Corssen seine von mir a. o. 272 verworfene got. parallele noch immer (a. o. 99) unwiderrufen bestehen.

friare u. s. w. herleiten will, so mufs ich auf dem ebend. 344 f. von mir bemerkten bestehen. Dem versuche, friare u. s. w. aus einem vermeintlichen ghar zu erklären, steht ferner das endergebnifs der untersuchung über lat. *f* = urspr. *gh* entgegen, wonach diese lautcorrespondenz der lat. schriftsprache so viel als fremd bleibt.

2. fames. Skr. bhas, worauf ich fames als „die fressende" a. o. 346 zurückführe, heifst nach dem petersb. wörterbuche: kauen, zerkauen, zermalmen, verzehren (vgl. bhasita, bhasman), und bei dessen lautgerechter nebenform psā tritt der hunger (psāta, hungrig*)) bestimmt hervor. Die „zusammengehörigkeit" der wz. bhas mit wz. psā wird gewifs kein kundiger bestreiten (s. z. b. petersb. wtb. IV, 1194. V, 227; Benfey vollst. gr. s. 73, gloss. z. chrest. 210; Pott wurzelwörterb. I, s. 2); Corssen's willkür mufs sie aber a. o. 801 „mindestens in frage stellen" und räumt für bhas nur die bedeutung essen nach Benf. gloss. z. chrest. ein, so dafs er dabei verharren kann, „dafs eine wurzel, die essen bedeutet, am wenigsten geeignet ist, den zustand zu bezeichnen, der entsteht, wenn man nichts zu essen hat oder lange nichts gegessen hat".

3. longus. Für die vereinbarung von lat. longus mit skr. dīrgha und altpers. drañga ist jetzt Corssen a. o. 211 gezwungen, den nämlichen grad von wahrscheinlichkeit zuzugeben, den ich dafür (zeitschr. XVI, 122, XVII, 280) annehme; dabei wirft er mir indefs vor, dafs ich ihm einen blofsen druckfehler zur schuld anrechne. Wenn man aber bei der besprechung von longus neben dīrgha einwirft, wie Corssen beitr. 148 es that, dafs wurzel dhar bei longus zu blofsem *l* einschrumpfen würde, und folglich bei dem vermeintlichen dhīrga (statt dīrgha) an wz. dhar denkt, so hat man nicht im mindesten das recht, das arge versehen dem setzer in die schuhe zu schieben.

---

*) [Freilich reicht die im petersb. wtb. dafür angeführte ansicht Halājudha's schwerlich dazu aus diese bedeutung genügend zu sichern.
Anm. der red.]

4. wz. fa- neben -da-. Wegen der doppelgestalt (fa- neben -da-), die nach anderer sprachforscher vorgang auch ich für die wz. urspr. dha im lateinischen annehme, spricht sich Corssen a. o. 800 f. folgendermafsen aus: „Für die angebliche wurzelgestalt fa- neben da-, skr. dha- führt Ascoli an, dafs ja auch im lateinischen ruf-us neben ru(dh)-tilus stände nach meiner ansicht. Dagegen ist zu sagen, dafs in ru(dh)-tilus der dental *dh* durch den folgenden dental *t* verhindert wurde in *f* umzuschlagen. Die wortform ru-tilu-s beweist also gar nicht, dafs im lateinischen ursprüngliches anlautendes *dh*- ein und derselben wurzel sich zugleich zu *f* und zu *d* gestaltet habe". Corssen vergifst aber seltsamer weise dabei, dafs ich an eben der von ihm citierten stelle (zeitschr. XVII, 337 f.) auch von einem dritten beispiele rede, wo die doppelgestalt dadurch noch auffallender wird, dafs sie nicht, wie gesetzmäfsig bei fa- neben -da- (fa-c-ere, con--de-re), durch die verschiedene stellung im worte bedingt ist, nämlich von arf- (arb-) neben ard- aus urspr. ardh, eine doppelgestalt, die er in übereinstimmung mit mir ohne irgend ein bedenken a. o. 170 f. angenommen hat.

5. trīticum. Ich habe zeitschr. XI, 451 die möglichkeit angedeutet, trīticum auf wz. tra „erhalten" zurückzuführen, die auch „erhalten" als „nähren" bedeutet haben könne. Dagegen bemerkt Corssen a. o. 514: „Ja möglich ist das freilich. Aber so wenig servare „erhalten" jemals die bedeutung „ernähren" hat, so wenig mufs tra-, weil es „erhalten" bedeutet, deshalb auch „ernähren" bedeuten. Diese letztere bedeutung ist nirgends erweislich für wz. tra- und wortformen von derselben, kann also auch nicht in trī-ti-cu-m ohne weiteres vorausgesetzt werden". Nun werde ich es mir nicht erlauben, meinen gegner wegen der bedeutungen von wz. tra auf eine andere schrift von mir, wovor er gewifs zurückschrickt, zu verweisen; aber Justi's orthodoxes wörterbuch (vgl. Pott wz. wb. I, 104) sagt ihm doch: „thrā (= skr. trā), schützen, ernähren, thrāiti, nahrung, thrātar, beschützer, ernährer,

thrāja, ernährung (thrājōdrighu, die bettler ernährend)". Uebrigens lassen sich zu gunsten der etymologie des Varro viel bessere analogieen als die von hordeum anführen, auf die sich Corssen hat beschränken müssen.

6. plēbes. Ob ich unrecht gehabt habe, die thatsache hervorzuheben, dafs Corssen in einem und demselben buche plēbes auf zwei verschiedene arten erkläre, ohne bei dem zweiten versuche auf den ersten ausdrücklich zu verzichten oder durch irgend eine andeutung darauf zu verweisen, mögen andere entscheiden. Meinerseits setzte ich lat. plēbes mit anderen forschern dem gr. *πλῆθος* gleich, indem der dentalaspirate in *πλῆθος* (über deren ursprüngliche gestalt, ob dh oder th, niemand ein endgiltiges urtheil bei dem jetzigen zustande der forschung zu fällen vermag) nach mir und anderen sprachforschern, sei es nun urspr. *dh* oder *th*, im ersteren falle auch nach Corssen, lat. *-b-* eben so wie in über *οὖθαρ* (-bro -*θρο*) u. s. w. regelmäfsig entspricht. Nun lautet der Corssen'sche speciell gegen mich gerichtete einwand wie folgt (a. o. 165): „Ascoli kommt neuerdings auf die gleichsetzung von ple-b-es mit gr. *πλῆ-θο-ς* (*πλῆ-θ-ος*) zurück (zeitschr. XVI, 120). Da aber sonst der griechischen neutralen suffixform *-ος* im lateinischen neutrales -os, -us entspricht, so würde jenem griechischen worte ein lateinisches neutrum *ple-b-os entsprechen, aber nicht das femininum ple-b-es". Das gestehe ich wiederholt gelesen zu haben, bevor ich meinen augen glauben zu schenken vermochte. Denn erstens sollte eine solche gräkoitalische betrachtung gegen meines gegners grundsätze sein, und ihm plēbēs, in grammatikalischer hinsicht, zu urspr. neutr. prathăs oder pradhăs eben so gut gefallen als z. b. diēs zu urspr. neutr. divăs (vgl. z. b. a. o. 233); — zweitens aber verhält sich plēbēs, der form und dem genus nach, genau so zu *πλῆθος* wie sedēs zu *ἕδος* (sadas) oder nubēs zu *νέφος* (nabhas).

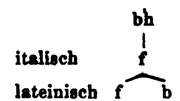
Somit sind, wie es mir scheint, sämmtliche stellen erledigt, worin in Corssen's buche irgend eine von mir herrührende ansicht bestritten wird, und ich sehe dem urtheile unbefangener mitforscher mit voller zuversicht entgegen.

Meinem versprechen, bei dieser antikritik ganz objectiv zu verfahren, bin ich übrigens, wie ich mir schmeichle, möglichst treu geblieben. Nur eine persönliche bemerkung will ich mir jetzt zum schlusse erlauben. Die achtung und die dankbarkeit, zu denen ich mich prof. Corssen gegenüber verpflichtet fühle, werden gewiſs durch unsere lautgeschichtlichen differenzen nicht geschmälert. Jedoch würde ich der aufrichtigkeit eintrag thun, wenn ich läugnen wollte, daſs die widerlegungsversuche, die meine ansichten durch diesen gelehrten erfahren haben, mich sämmtlich, sowohl dem inhalt als der form nach, in nicht geringes erstaunen versetzen muſsten.

Mailand, 10. november 1868. G. I. Ascoli.

Anm. (1869). Ueber die abhandlung, die Corssen so leichten spieles abgefertigt zu haben glaubt, welcher jedoch die der indogermanischen chrestomathie beigegebenen nachträge und berichtigungen manches verdanken, sprach sich Schleicher ebendas. 352 folgendermaſsen aus: „Vgl. hierüber Ascoli in Kuhns zeitschr. XVII, 241 flg. Der dort entwickelten theorie steht jedoch das keltische im wege“. Da indeſs die in diesen worten gerügte schwierigkeit dem hingeschiedenen meister selbst keineswegs unüberwindlich, ihm ferner mein schema im wesentlichen als zu recht bestehend vorkam, so mag es mir erlaubt sein, dessen eigene worte darüber aus einem vom 19. november 1868 datierten brief an mich hier mitzutheilen, und zugleich die bemerkung daran anzuknüpfen, daſs ich bei der geschichte der lateinischen fortsetzer von urspr. gh, dh, bh ausdrücklich von *urital. und urgriech.* asp. (XVII, 254), oder von entwickelungen, die sowohl in Italien als in Griechenland stattfinden (eb. 327), spreche, folglich das frühere oder spätere scheiden des italischen oder keltoitalischen vom griechischen für mich im grunde bei gegenwärtiger frage durchaus gleichgiltig ist. Ich lasse nun Schleicher's worte, vielleicht sein letztes wort in der wissenschaft, folgen:

„Soll ich ganz offen sprechen, so muſs ich bekennen, daſs ich, eben weil mir jetzt die zeit felt dise äuſserst schwirige frage reiflich zu verfolgen, zu einer klaren, entschidenen ansicht noch nicht gekommen bin. Meiner kelto-italischen grundsprache muſs ich wol die alten aspiraten noch zu schreiben, die frage nach der vertretung der aspiraten in der italischen grundsprache stellt sich für mich also so: was ist hier aus dem gh, dh, bh der italo-keltischen sprache geworden? Hier kann nun immer noch die antwort in Irem sinne aufs fallen, nur kommt das griechische längst nicht mer in betracht, da dises, nach meiner ansicht, schon längst als besondere sprache seine eigene wege gieng, ehe es nur eine italische grundsprache gab (vgl. das schema, comp. s. 9). Um für dise die vertretung der aspiraten zu ermitteln haben wir uns aufsschlieſslich an die altitalischen sprachen zu halten, alle aus dem griechischen her geholten analogieen haben, meiner meinung nach, hier gar keine bedeutung. Hier gehen wir also weit aufs einander. Dennoch glaube ich vor der hand entschiden, daſs wenigstens ir schema: indogermanisch (ich sage italokeltisch)



zu recht besteht. Das scheinen mir die tatsachen an die hand zu geben".

Revue de linguistique et de philologie comparée, recueil trimestriel de documents pour servir à la science positive des langues, à l'ethnologie, à la mythologie et à l'histoire. Tome premier I et II, Fascicule, Iuillet et Octobre 1867. Paris. Maisonneuve et Cie.

Jeder deutsche sprachforscher wird mit befriedigung die ausbreitung unserer wissenschaft — und keine darf wohl mit mehr recht eine deutsche genannt werden als gerade die sprachwissenschaft — auch aufserhalb Deutschlands wahrnehmen. Als ein erfreuliches zeichen dieses immer wachsenden interesses im auslande begrüfsen wir das erscheinen der Revue de linguistique, deren zwei ersten hefte uns vorliegen. Sie beginnt mit einem artikel von H. Chavée: La science positive des langues indo-européennes, son présent, son avenir. Der verf. gibt zunächst eine darstellung der indogermanischen ursprache, welche sich im wesentlichen an Schleichers compendium anschliefst. Allein er läfst sich auch auf selbständige, leider nicht sehr glückliche neuerungen ein. So heifst es p. 12: Mais il (l'aryaque) avait en outre la voyelle de la force par excellence, une voyelle que garde le sanskrit, mais que nous n'avons plus en Europe, la voyelle Ṛ.... Assez souvent ce Ṛ se change, soit en A, soit en U, même sur le terrain de la langue mère; et c'est ainsi que Bhṛg fléchir, rompre, devient Bhag et Bhug. Mais le plus souvent, au lieu de s'affaiblir ainsi, le Ṛ se renforce en R demi-consonne dans les groupes Ra, Ri, Ru, Ar, Ir, Ur. Vous trouverez par exemple, à côté de Ṛdh, s'étendre fortement, croître, s'élever non-seulement Ardh et Urdh, mais encore Rudh, avec la même origine et la même signification. A son tour, la demi-consonne R s'affaiblit (?) parfois en Ṛ vocal. p. 13 La diphthonge ai est d'ordinaire un renforcement de i, comme dans la pronon-

ciation de l'i anglais terminant une syllabe ou la constituant à lui seul, tandis que āi est souvent une pure augmentation de ai, équivalent à a + ai.

Im allgemeinen richtiger ist der consonantenbestand der ursprache erörtert. Was sollen wir aber von mediae aspiratae denken „tenant le milieu de l'axe entre B et P, entre D et T, entre G et K“ (p. 18)? Wie der verf. in dem vocalsystem der ursprache eine lücke gefunden zu haben glaubt, welche er durch den vocal ṛ ergänzt, so sieht er auch eine lücke in den consonantischen lautgesetzen (p. 20): Et pourtant le code des lois positives des variations phoniques présente encore çà et là quelques lacunes. Ainsi la loi de polarité ou d'échange par appel du son contrasté (F remplaçant V, Z prenant la place de S etc.), loi d'une application de tous les instants dans les idiomes germaniques, n'a pas même été soupçonnée par les Allemands. Ainsi encore la loi du passage de y (j allemand) initial à g (pron. gue) devant les voyelles, dans un grand nombre de mots germaniques (YAbh devenant gab; YUt devenant guth et goth; YAs devenant gas, ges et gos etc.). C'est à combler ces lacunes que la Revue mettra d'abord tous ses soins.

Uns armen Deutschen werden noch mehrfache zurechtweisungen zu theil. Nach erörterung des lautsystemes geht der verf. nämlich auf die stammbildung ein und verkündet mit großem pompe: De là trois éléments dans le substantif aussi bien que dans ses frères le participe et l'adjectif: 1° un verbe (?), 2° un pronom, 3° un signe du rapport que le pronom soutient avec le verbe. Ce n'est pas le lieu (warum nicht?) de dire en quelles graves erreurs est tombée l'école allemande de linguistique pour n'avoir pas aperçu cette loi fondamentale de la dérivation. Eine in der that bewundernswürdige unbefangenheit! Die wurzeln werden als verba betrachtet, alle nomina von den verbis abgeleitet (hingegen lat. donatus direct von donum abgeleitet s. 26); die conjugation ist auch nur une manière de dérivation. Und diese verwirrung von wurzeln und verben, wortbildung und stammbildung gibt dem verf. die berech-

tigung die deutsche wissenschaft schwerer irrthümer zu zeihen! Herr Chavée vermifst ferner la reconstitution des familles naturelles des vocables et la classification physiologique, de leurs racines ou chefs de famille. La cause en est, si je ne me trompe, dans l'absence complète, chez les fondateurs de la science nouvelle, de toute idéologie positive (s. 32).

Diese idéologie positive wird dann in einem zweiten artikel (p. 138 ff.) vorgetragen. Sie besteht darin, dafs alle indogermanischen wurzeln auf zwei grundbedeutungen presser und tendre zurückgeführt werden. Und um dem allerdings sehr gerechtfertigten argwohne, dafs dies eine sehr leichte mühe ist, zu begegnen versichert uns herr Chavée, dafs es un long travail de vérification gewesen sei; mais j'acquis enfin la certitude que mon hypothèse n'était qu'une anticipation de la loi. Dafs den gründern unserer wissenschaft diese idéologie positive fehlt, ein vorwurf, welcher in den anzeigen am schlusse der beiden fascikel Curtius und Pott noch ausdrücklich insinuiert wird, halten wir für keinen mangel. Zum troste möge übrigens dem verf. gereichen, dafs er nicht der erste erfinder solcher ideologie ist. Schon im jahre 1833 hat Karl Ferd. Becker (das wort in seiner organischen verwandelung s. 94 ff.) als den urbegriff aller wurzeln den der bewegung angenommen und aus diesem alle übrigen herzuleiten versucht. Was davon zu halten sei, haben Pott (ungleichh. menschl. rassen 212 f., etymol. forsch. II², 238) und Heyse (syst. der spr. 132) genügend erklärt.

Wenden wir uns nun zu einem anderen artikel: Sur la déclinaison indo-européenne et sur la déclinaison des langues classiques en particulier par M. de Caix de Saint-Aymour. Von einem gründlichen eingehen auf den gegenstand ist auch hier wenig zu bemerken, desto mehr aber von unrichtigkeiten und kühnen behauptungen. So erfahren wir (p. 52): que certains cas étaient formés par des verbes, ou plutôt par un seul verbe. Ces cas sont l'instrumental, le dativ et l'ablatif du pluriel, et le suffixe verbal qui sert à les former est bhi. Ce bhi... est issu

d'un verbe aryaque bha briller, luire etc. Neu wird den lesern dieser zeitschrift auch sein, dafs skr. -ōs (suffix d. gen. loc. du.) bei einigen stämmen in ō „contrahiert" ist z. b. manas-ō (p. 57), dafs im gotischen der dual nur bei den verben erhalten ist (ib.), dafs skr. man-as im voc. sein *nominativ*-s nicht abwirft (p. 58), dafs der nom. plur. von altbaktr. vaḱ vaksō lautet (p. 205), dafs in osk. censt-ur (so wird p. 207 getheilt) das -ur endung des nom. plur. sei, dafs ī in skr. çiras-ī und ū in skr. sunū (nom. acc. du.) aus-as contrahiert seien (p. 209), dafs consonantische stämme im griechischen den nom. acc. du. auf -*ες* oder -*η* bilden (p. 210), dafs die accusative çiras und bharat für çirasam und bharatam stehen (p. 212) u. a. Höchst ergötzlich und zugleich charakteristisch für die gründlichkeit, mit welcher der verf. die von ihm citierten werke benutzt, ist die auseinandersetzung über den nom. plur. der griech. a-stämme. Schleicher (comp.[3] s. 534) sagt darüber wörtlich: „*ἵπποι* und *ζευκταί* sind gebildet wie *οἱ* und *αἱ*, älter *τοί*, *ταί*. Diese bildung ist schwer zu deuten, wahrscheinlich ist z. b. *τοί* aus ta-j-as, fem. *ταί* aus tā-j-as zu erklären, d. h. stamm ta-, tā- wie oft, durch j erweitert und suffix -as; durch abschleifung blieb von diesem tajas, tājas nur tai, tāi, d. i *τοί*, *ταί*. Möglicherweise hat hier streben nach dissimilation von den locativformen -*οις*, -*αις* aus -*οισι*, -*αισι* mitgewirkt". Hören wir nun hrn. de Caix de Saint-Aymour (p. 206): ces genres ont un nominatif pluriel fortement contracté en -*οὶ* et -*αὶ* [sic!] „plus anciennement -*τοί* et -*ταί*" selon M. Schleicher (op. cit. p. 534). „Cette forme est difficile à interpréter", ajoute aussitôt le même auteur, „et, vraisemblablement, on doit expliquer le masculin *τοί* par ta-j-as, et le féminin *ταί* par tā-j-as? Puis trouvant sans doute cette explication insuffisante, il se tourne d'un autre côté, et propose de faire venir „avec effort" et par dissimilation -*οί* et -*αί* de la forme de locatif *οίς* et *αίς*. Nous sommes de l'avis du savant professeur d'Iéna quand il rejette sa première explication de *τοί* venant de ta-j-as. Cette explication serait à peine suffisante pour les thèmes

consonnantiques en -τ; mais que seraient devenus λόγ-τοι, κεφαλ-ται etc.? — Nous ne pouvons non plus accepter la seconde explication de l'auteur du Compendium etc. Risum teneatis amici! Nach dem verf. ist die sache höchst einfach: Les noms qui se déclinent comme rosae, domini et pueri ont perdu l's par contraction: rosae = rosā-s, domini = domini-es ou dominī-s. Das f des umbrischen acc. plur. ist aus s entstanden d'après une habitude constante de cet idiome (p. 213). Jeder leser wird gewifs mit dem referenten bedauern, dafs kein einziges weiteres beispiel dieser neu entdeckten gewohnheit mitgetheilt ist. Verf. führt dazu als beleg aus der Lex Julia municipalis eafdem omnia an, einen offenbaren schreibfehler, welcher daher auch C. I. L. I, p. 120 z. 2 in eadem emendiert ist. Bien que ce soit un neutre (wo also ein s niemals vorhanden war!), il est bon de remarquer cette forme de provincialisme. Ich bemerke zum schlusse, dafs ich nur einen sehr kleinen theil der gröbsten verstöfse, welche jedem leser auch bei flüchtiger durchsicht auffallen werden, gerügt habe.

Sehen wir nun das inhaltsverzeichnifs an, ob sich nicht ein artikel finden läfst, welcher uns der traurigen pflicht des ewigen tadelns enthebt. Wir erblicken den namen des herrn Oppert. Ein geborener Deutscher, er wird also doch von den arbeiten deutscher wissenschaft notiz nehmen! Les variations du v aryaque. Als einleitung werden uns einige allgemeine bemerkungen mitgetheilt, die von vorn herein dem leser eine grofse achtung einflöfsen müssen, da sie nur als ausflufs sehr gründlicher und umfassender studien begreiflich sind: On ne peut plus nier que, si la science doit admettre des langues indo-européennes, elle doit également déclarer qu'il n'y a pas de nations indo-européennes. Höchst überraschend! Die indogermanischen sprachen sind mischsprachen, der sprachschatz des lateinischen besteht nur zu 40 proc. aus arischen worten, 60 proc. sind aufser-indogermanisch und 5 proc. semitisch; von den griechischen worten sind 65 proc. arisch, 20 proc. semitisch (15 proc. sonst reconnus). In der

that man weiſs nicht, was man mehr bewundern soll, die groſsartigen resultate der studien des hrn. Oppert oder die beispiellose bescheidenheit und selbstverläugnung, in welcher er sich versagt auch nur den geringsten beweis für seine behauptungen, nur die kleinste kleinigkeit aus dem ihm ohne zweifel zu gebote stehenden ungeheuren materiale beizubringen. Einigermaſsen erschüttert wird diese bewunderung indes durch die folgenden mittheilungen, welche die forschungsmethode Opperts darthun. Hr. Oppert belehrt uns nämlich, daſs im lateinischen oft v in m übergehe: mare = skr. vari (sic!), maritus = skr. varita, mas hingegen = skr. vṛša, mederi und mirus für midrus kommen von wz. vid, morari von wz. vas, mōs von vasa ce qui est établi, minuere von wz. van, clamare von çru, amita von avus, promulgare von vulgus, caminus au lieu de cavinus de kav (sémitique) u. s. w. Daſs dieser lautwandel in Deutschland schon von Bopp und anderen behauptet und zum theil mit denselben beispielen belegt ist, daſs diese annahme aber auch schon längst, zuletzt von Corssen verworfen ist (krit. beitr. 237 ff.; vgl. auch Bréal Mém. de la soc. de linguistique de Paris I, p. 75: nous n'avons pas un seul exemple certain d'un v sanscrit représenté en latin par un m), davon weiſs oder sagt wenigstens der „persönliche schüler von Bopp" *) kein wort. Weiter: Le v aryaque se condense en p après s dans les mots: sponte de sva suus, de svante sorte d'ablatif (!!) **), spirare de svas, skr. çvas, spe-s (sic!) de la même racine, sperno de svar, skr. svṛṇāmi. Woher ist dies svṛṇāmi geschöpft? Bei Westergaard findet sich nur svarati 1) sonare, 2) in

*) So nennt sich Oppert in seinem Discours fait à la bibliothèque Impériale le 28. décembre 1865 (L'Aryanisme et de la trop grande part qu'on a fait à son influence): Bopp . ., dont j'ai l'honneur d'être l'élève personnellement (p. 7). Den werth dieses discours hat Whitney in einem vortrefflichen artikel „Key and Oppert on Indo-European Philology" gebührend gewürdigt. Diesem an mehrere deutsche gelehrten versandten artikel fehlt leider die angabe des journals, in welchem er erschienen ist, er trägt die paginirung 521—554 (vielleicht North-American review).

**) Merkwürdiger weise findet sich genau dieselbe herleitung von sponte bei Friedr. Schlegel, sprache und weish. der Indier. Heidelb. 1808, s. 16.

Vedis: laudaré, cantare, 3) vexari dolore, flere? 4) ire, se movere Nigh.; ebenso bei Benfey (S.-V. gloss.)*). Unbegreiflich ist, wie ein in Deutschland geborener gelehrter, ein „persönlicher schüler von Bopp“, aller deutscher arbeit zum trotz dergleichen für wissenschaft ausgeben kann. Nur zu begreiflich aber, wenn derselbe versichert, daſs die resultate der sprachwissenschaft nicht dürfen prétendre à prendre place parmi les grandes révélations de l'histoire (Discours p. 6), ferner que la philologie comparée ne saurait être la science de l'avenir (p. 10), endlich que la science n'avancera plus notablement (p. 8). Wenn man unter sprachwissenschaft solche arbeiten versteht, wie sie Oppert hier vorlegt, so darf die selbsterkenntniſs, welche sich in obigen urtheilen ausspricht, allgemeiner zustimmung versichert sein.

Doch der raum ist gemessen und ewiges tadeln ein trauriges geschäft. Wir brechen also hier die erörterung der einzelheiten ab und sprechen zum schlusse noch unser bedauern aus, daſs die in den verschiedenen abhandlungen aufgeführten worte oft in so incorrecter form gegeben sind. Schon den griechischen worten widerfahren sonderbare schicksale, noch weit mehr aber den indischen und altdeutschen.

Durch untersuchungen wie die vorliegenden, welche mehr geistreiche theorien als gediegene detailforschung bieten, mag vielleicht ein zahlreiches publicum bestochen werden, dem kleineren kreise der gelehrten wird wenig damit gedient. Hoffen wir, daſs die übersetzung der meisterwerke deutscher sprachwissenschaft in Frankreich anregung zu gründlicheren sprachstudien geben werde. Wer heutzutage sprachliche untersuchungen veröffentlicht, muſs sich gefallen lassen, daſs man sie mit dem maſse heutiger wissenschaft miſst. Diese aber kennt kein verschiedenes maaſs für verschiedene länder. Wenn daher unser will-

---

*) Whitney sagt a. a. o. p. 554: M. Oppert has done nothing on the score of which he can lay claim to repute as a Sanskritist, nor is he known as a comparative philologist. — [svṛṇāti findet sich bei Westergaard s. v. svṝ laedere, occidere. Anm. der red.]

kommensgrofs der neuen zeitschrift unfreundlich erscheinen mag, ungerecht ist er sicher nicht. Auch ist der tadler keineswegs der schlechteste freund.

Johannes Schmidt.

Zu den secundärsuffixen -an, -ina, inja, -tā, -tva, -vant.

1) Das secundärsuffix -an, -ān zeigt sich am deutlichsten im zend. Hier haben wir folgende bildungen dieser art: puthran m. einen sohn habend, von puthra m. sohn, dat. puthrānē; māthran m. vorleser, verkündiger von māthra m. wort, gen. māthrānō, plur. nom. māthranaç-ca; hazaňhan m. räuber von hazaňh n. gewalt, raub; hāvanan m. titel des Mobed, der das Hom im mörser zerstöfst, eigentlich der mörser-versehene von hāvana m. mörser; endlich das adjectivische vīçan einen hausstand besitzend von vīç haus. Diese zendwörter sind so bedeutsam, weil sie zugleich auf ein weitverbreitetes suffix im sanskrit licht werfen. Es ist nämlich dies suffix -an identisch mit dem skr. suffix -in. Zend. puthr-an m. familienvater ist = skr. putr-in einen sohn habend, zend. māthr-an m. vorleser = skr. mantr-in spruch kennend, rath habend; endlich hazaňh-an m. räuber steht parallel dem skr. sāhas-in m. räuber, von skr. sāhasa n. gewalt. Auf europäischem boden entsprechen lat. -ōn und griechisch -ων, gen. -ων-ος, wo diese suffixe von bereits fertigen nomen neue bilden. So entspricht γάστρ-ων m. dickbauch, starken bauch habend dem skr. jaṭhar-in starken bauch habend, der monatsname Ὑδρ-ών m. wassermonat dem skr. udr-in wasserreich, und der eigenname Ἄνδρων für Ἀ-νερων von ἀ-νερ- mann deckt sich mit dem sabinischen namen Neron- Nero von ner mann. Das lange ō kann uns nicht befremden, da wir ja im zend neben -an die starke form -ān in der flexion finden.

2) Das secundärsuffix -ina, welches besonders gern an stoffnamen tritt und aus ihnen adjective bildet mit der be-

affix an dieselben wörter getreten, hier noch einen platz finden. Dem skr. pîvas-vant strotzend von pîvas n. fett entspricht πιή-εις für πιϝη-ϝεντ-, πιϝεσ-ϝεντ- fettreich von πῖϝεσ- fett in πιϝεσ-τερο-ς, πιέσ-τερος und sonst; ferner decken sich wenigstens in der form skr. ḱakra-vant mit rädern versehen und κυκλο-ϝεντ- kreisförmig; ebenso zend. vîša-vaṅt giftig von viša gift und ἰόεις für ϝισο-ϝεντ-, das beiwort des eisens bei Homer, wohl mit recht von den alten „dem roste ἰός ausgesetzt" erklärt; endlich skr. ḱhâjâ-vant schattig, schattengebend und σκιο-ϝεντ-, σκιόεις schattig, schattengebend.

Göttingen, 14. decbr. 1868. A. Fick.

Nimis.

Dafs nimis eine comparativbildung wie magis, potis, pris (in pris-cus, pris-tinus) ist, darf als ausgemachte sache gelten (zeitschrift III, 278). Auch hat prof. Pott schon in der ersten ausgabe seiner etymologischen forschungen (I, 194) richtig erkannt, dafs die anfangssilbe die negativpartikel nĕ, nĭ (ne-scius, ni-si, ni-hil) enthält. Wie sollen wir aber mis erklären?

Ein wort wie nimis, dessen gesammtbedeutung „viel, zu viel" ist, und dessen erste silbe die negation ausdrückt, mag wohl als zweiten theil ein wort enthalten haben, welches „wenig, zu wenig" bedeutete. Nun aber kann das griechische μεῖον im lateinischen nicht anders als meios, mios lauten. Die zusammenziehung von mios zu mis ist dieselbe wie bei satis, potis. Nimis heifst demnach wörtlich: „nicht wenig, viel", und daraus entwickelte sich wie beim griechischen ἄγαν der begriff „zu viel". Aus nimis entsprang das adjektiv nimius, wie aus pris sich priscus, pristinus weiter gebildet haben.

Neben μεῖον besteht im griechischen der comparativ πλεῖον: so mag es auch früher neben mis im lateinischen ein plis gegeben haben. Festus p. 204: plisima, plurima.

Paris, den 27. april 1869. Michel Bréal.

sche zeigt neben dem alten, stark zusammengeschwundenen -yna-s, -ina-s massenhaft das suffix -ini-s d. i. inja-s, und so entspricht z. b. żemini-s dem zend. zemaēnja irden, alyvini-s von (übrigens entlehntem) alyva ölbaum genau dem griechischen ἐλαΐνεο-ς. Ob nun aber das suffix -ainja sich schon vor der sprachentrennung aus -aina entwickelt, oder ob die entstehung von -ainja aus -aina sich in den einzelsprachen selbständig und von einander unabhängig vollzogen habe, darüber soll hier nichts aufgestellt werden.

4) Das secundärsuffix -tā bildet abstracta im sinne unseres -heit von adjectiven, und war bereits der ursprache eigen, denn es findet sich im sanskrit, im latein, im deutschen und slavischen, wenn auch z. b. im latein nicht sehr häufig. Dort haben wir z. b. juven-ta f. identisch mit goth. jun-da f. jugend; dagegen entsprechen sich skr. çūnja-tā f. und ksl. sujeta f. leere; skr. dīrgha-tā und ksl. dlŭgo-ta f. länge, skr. pūrṇa-tā f. vollheit, fülle und ksl. plŭno-ta, ahd. fullida, mhd. vullede f. fülle, vollheit, für fulnida, indem goth. full-a- voll bekanntlich für fuln-a- steht.

5) Das suffix -tva, im sanskrit so überaus häufig verwandt, um abstracta aus adjectiven zu bilden, ganz wie -tā, scheint sich in den übrigen sprachen, wenn überhaupt, nur sehr sporadisch zu finden. So wäre es z. b. sehr verlockend das goth. frijathva, besser friathva f. liebe mit skr. prijatva n. das liebsein, liebhaben zu identificiren. Allein während das skr. wort aus prij-a lieb (für prī-a von prī durch a) und tva zusammengesetzt ist, möchte goth. friathva eher eine primärbildung und fri-athva zu trennen sein. Dem gothischen salithva f. nur im plural salithvos, herberge, wohnung, zimmer entspricht das ksl. selitva f. wohnung (habitatio Miklosich) und scheint tva in diesem worte allerdings secundäres affix zu sein.

6) Das griechische affix -ϝεντ- entspricht so völlig dem skr. -vant, dafs es fast überflüssig scheinen möchte, sich deckende bildungen dieser art in beiden sprachen aufzusuchen. Doch mögen die wenigen beispiele, wo dieses

II. Wortregister.

A. Germanische sprachen.

1) Gotisch.

2) Althochdeutsch.

3) Mittelhochdeutsch.

4) Neuhochdeutsch.

5) Oberdeutsche dialekte.

NB. Die unbezeichneten wörter sind ostfränkisch.

6) Altsächsisch.

7) Mittelniederdeutsch.

8) Neuniederdeutsch.

9) Niederländisch.

10) Angelsächsisch.

11) Englisch.

12) Altnordisch.

13) Norwegisch.

14) Schwedisch.

15) Dänisch.

B. Griechisch.

1) Altgriechisch.

2) Neugriechisch.

NB. Die wörter, bei denen der dialekt nicht besonders angegeben ist, sind mit ausnahme der mit einem sterne bezeichneten tzakonisch.

C. Albanesisch.

D. Italische sprachen.

1) Lateinisch.

2) Italienisch.

3) Französisch.

4) Umbrisch.

5) Oskisch. Sabellisch. Volskisch.

NB. Die unbezeichneten wörter sind oskisch.

E. Arische sprachen.

1) Sanskrit.

2) Pāli.

3) Altpersisch.

4) Altbaktrisch.

F. Litu-slawische sprachen.

1) Altpreufsisch.

2) Litauisch.

A. W. Schade's Buchdruckerei (L. Schade) in Berlin, Stallschreiberstr. 47.

Verbesserungen.

s. 17 z. 5 v. u. lis: mhd.
s. 35 z. 14 v. u. lis: egju.
s. 38 z. 10 v. u. lis: ǵaṭharas.
s. 54 z. 7—6 v. u. lis: vítudājasi.
s. 55 z. 8 lis: çrāvajatpati.
s. 55 z. 14 lis: СЛАКИЙ КѢДОДЪ.
s. 55 z. 2 v. u. lis: κοῖροι.
s. 76 z. 9 v. u. lis: parut.
s. 78 z. 16 v. u. lis: raǵas.
s. 82 z. 18 lis: turváṇē und dhúrvaṇē.
s. 108 anm. z. 7 v. u. lis: tremolare.
s. 191 z. 14 lis: Σταττιηις.
s. 192 z. 12 lis: gesprochen (statt: geschrieben).
s. 192 z. 1 v. u. lis: Αντ νσκλι[νομ].
s. 207 z. 7 v. u. setze ein komma hinter: I, 559f.).
s. 282 z. 10 v. u. lis: mhd. uo.
s. 288 z. 7 v. u. tilge den stern vor: ἀργός.
s. 318 z. 10 lis: λακίς.
s. 358 z. 15 hinter: nom. acc. pl. setze hinzu: der andern genera.
s. 358 z. 11 lis: im genus.
s. 359 z. 21 hinter: formation setze hinzu: mit ā.
s. 361 z. 17 v. u. und s. 366 z. 18 v. u. lis: višṇavi.
s. 368 z. 15 v. u. lis: ijam für: es.
s. 373 z. 15 v. u. lis: pariš-.
s. 374 z. 15 lis: sofern sie.
s. 375 z. 16 vor: aus setze hinzu: nach.
s. 380 z. 15 v. u. lis: abhaṅǵi.
s. 396 z. 5 lis: perf. ātm.
s. 398 z. 22 lis: s aus t.
s. 407 z. 16 lis: „im erkennen ich hier, im erkennen du hier“.

A. W. Schade's Buchdruckerei (L. Schade) in Berlin, Stallschreiberstr. 47.

